Gall. rev. 1035 b
(5

Geschichte der zehn Jahre

1830 – 1840

von

LOUIS BLANC.

Aus dem Französischen übersetzt

von

L. Buhl.

V.

Berlin,
Wilhelm Hermes.
1845.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Fg/90/40617

Erstes Kapitel.

Prozeß Fieschi's. — Morey. — Pepin. — Nina Lassave. — Dreifache Hinrichtung.

Am 30. Januar 1836 eröffneten sich die Thüren des Palastes Luxemburg einem neuen Prozesse. Der Pairshof sollte über den Mörder vom 28. Juli und seine Mitschuldigen Gericht halten. In dem Saale, vor dem Bureau des Gerichtsschreibers sah man unter andern Beweisstücken eine Maschine mit gesenkten Flintenläufen, eine Lunte, einen Dolch, einen Riemenstock mit bleiernen Kugeln, einen eisernen Handschuh und ein blutbeflecktes Seil. Die Menge drängte sich auf den Tribunen, getheilt zwischen dem Gefühl wilder Neugierde und tiefen Abscheu's.

Die Angeklagten wurden eingeführt. Sie waren der Zahl nach fünf; aber drei unter ihnen zogen besonders die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich.

Der Erste war ein kleiner Mann, ungestüm in seinen Bewegungen. Sein durch frische Wunden entstelltes Gesicht drückte Schlauheit und Kühnheit aus. Seine Stirn war schmal, seine Haare kurz, sein linker Mundwinkel durch eine Narbe in die Höhe gezogen; sein Lächeln war herausfordernd und falsch, in seiner Lippenbildung sprach sich Schamlosigkeit aus. Er bemühte sich sehr, die Aufmerksamkeit auf sich allein zu ziehen, beleidigte diejenigen, die er kannte, durch vertrauliche Gesten und genoß seine abscheuliche Wichtigkeit mit Affektation.

Der Zweite war ein kranker und bleicher Greis. Aber seine strenge Gesichtsbildung, sein Auge, in welchem ein düsteres Feuer glänzte, die unversöhnliche Ruhe seines römischen Antlitzes ließen den Zustand seines Herzens ahnen. Er schritt langsam vor, setzte sich auf den bezeichneten Platz, ohne die geringste Aufregung zu

verrathen, neigte den Kopf auf seine abgemagerte Hand und blieb unbeweglich; sein Blick war starr, er schien gleichgültig für seine Umgebung und gewissermaßen in seine innern Anschauungen versenkt.

Der Dritte zeichnete sich von seinen Gefährten nur durch seine ungewöhnliche Niedergeschlagenheit aus.

Man schritt zu den Verhören. Ehe wir aber weiter gehen, müssen wir diese Sache wieder da aufnehmen, wo wir sie im vorhergehenden Bande verlassen haben.

Der Leser kennt die näheren Umstände der schrecklichen Katastrophe, welche am 28. Juli 1835 Paris in Schrecken gesetzt hatte. Einige Augenblicke nach der Explosion schritt ein junges Mädchen, welches von der Salpetrière kam, über den Boulevard in der Nähe des Jardin Turc. Todesblässe bedeckte ihre Wangen, und ihr Blick schien die Vorübergehenden ängstlich zu befragen. Als sie an das Haus Nr. 50 gelangt war und erfuhr, daß die Explosion von hier ausgegangen sei, kehrte sie eiligst nach der Salpetrière zurück und verweilte hier nur so lange, als nöthig war, um die Kleider zu wechseln. Sie weinte, sie zitterte und wiederholte unaufhörlich mit dumpfer Stimme: „ich bin verloren!“ Dies war Nina Lassave, die Geliebte des Mörders.

In ihrem Schrecken flüchtete sie zu einem alten Riemer Namens Morey, mit welchem ihr Geliebter in vielfachen Verbindungen gestanden hatte. Dieser empfing sie freundlich und beruhigte sie; er führte sie in eine Zuflucht, die er für sicher hielt und als er sie verließ, gab er ihr das Versprechen, am folgenden Tage wieder zu ihr zu kommen. In der That kam er wieder, gefolgt von einem Kommissionair, welcher einen geheimnißvollen Koffer trug; durch diesen Umstand wurde Alles entdeckt. Dieser Koffer hatte dem Mörder gehört und war einige Stunden vor dem Attentate zu einem Marmorschneider gebracht worden, mit dem Befehl, ihn nur an Morey zu übergeben. Mit Hülfe der Kommissionairs, denen dieser Koffer anvertraut worden war, konnte man leicht den verschiedenen Wanderungen desselben auf die Spur kommen; am 3. August 1835 drangen die Agenten der Staatsgewalt in die Zuflucht Nina Lassave's; bei ihrem Anblicke suchte sie sich zu tödten, aber man bändigte ihre Verzweiflung. Nun zog sie aus ihrer Schnürbrust einen Brief, welcher folgende Worte enthielt: „Sie werden gebeten, Nina nicht mehr zu besuchen; sie wird heute Abend nicht mehr leben. Sie läßt in ihrem Zimmer die Sache, die bei ihr deponirt war. Das ist die

Folge davon, daß Sie sie verlassen haben. Leben Sie wohl!" Als Nina Lassave gefragt wurde, weigerte sie sich eine Zeit lang, Erklärungen zu geben. Endlich gestand sie, daß Morey den Koffer hatte zu ihr bringen lassen und daß das Billet für ihn bestimmt gewesen war.

Morey nährte einen geheimen, aber gründlichen Haß gegen die Könige. In seinem durch das Alter geschwächten Körper lebte ein gewaltiger und tiefer Geist; er sprach wenig und besaß jene unheimliche Macht, welche eine ausschließliche Leidenschaft und die Verachtung des Todes verleihen. Man zog ihn ein und führte ihn vor den Untersuchungsrichter. Aber hier zeigte er sich so unempfindlich, so vollkommen Herr seiner Gedanken, er beantwortete die Fragen, mit welchen man auf ihn eindrang, mit so vieler Kaltblütigkeit, daß die Justiz ihn wieder in Freiheit setzte. Sie besann sich bald eines Andern: als sie sich zum zweitenmal bei ihm einstellte, eröffnete er ihr ruhig seine Thüre und überlieferte sich ihr wiederum mit einer unvergleichlichen Heiterkeit.

Nächst Morey's Verhaftung war die wichtigste die eines Gewürzkrämers Namens Pepin, eines außerordentlich furchtsamen und schwachen Menschen, der aber bei den Juni-Unruhen betheiligt gewesen war, und den eine feierliche Freisprechung nicht gegen den Argwohn der Polizei hatte schützen können. Eine in seiner Gegenwart von einem Kommissair vorgenommene Haussuchung gab ihm Gelegenheit, zu entschlüpfen, und er benutzte dieselbe. Wo verbarg er sich? Lange blieb dies unbekannt; und eine falsche Nachricht, welche die Zeitungen rasch verbreiteten, ließ schon vermuthen, daß er sich außerhalb Frankreich befinde, als Herr Gisquet plötzlich die Nachricht erhielt, daß man dem Flüchtigen auf der Spur sei und daß seine Zuflucht sich zwischen Meaux und Coulommiers im Dickicht des Waldes von Crecy befinde. In der That wurde er bald in Magny verhaftet, wo man ihn im Hemde fand, verborgen in einem geheimen Verstecke in einem Alkoven; seine Bestürzung war so groß, daß sie dem Wahnsinn nahe kam.

Außer den Arbeitern Boireau und Bescher, welche im Prozesse figurirten, wurden auch mehrere Individuen aufgegriffen, von welchen später nicht mehr die Rede war. — In Peronne z. B. soll in der Nacht vom 30. zum 31. Juli, während das Thor der Diligence geöffnet wurde, ein Mann sich heimlich in die Stadt geschlichen haben. Er war ohne Hut und ohne Papiere, und bald bemerkte

man, daß eine seiner Hände, welche er zu verbergen suchte, die Spur von Verletzungen zeigte, welche durch das Hinabgleiten von einem Seile verursacht zu sein schienen. Man brachte ihn nach Paris, aber kein Indicium begründete die Voraussetzung seiner Mitschuld.

Das Dunkel, welches den Mörder anfangs umhüllt hatte, fing allmälig an, sich zu lichten. Anfangs hatte er sich Girard genannt: in Folge einer Anzeige Herrn Olivier Dufresne's, Gefängniß-Inspektors, wurde Herr Lavocat zu ihm berufen und erkannnte ihn. Sein wahrer Name war Fieschi.

Dieser Mann, welcher mit einer Energie begabt war, welche bei ihm durch die Berechnung der raffinirtesten Gemeinheit unterstützt wurde nnd dessen Eitelkeit bis zum Wahnsinn ging, hatte sich mit jeder Scheußlichkeit besudelt. Nachdem er als Soldat tapfer gefochten hatte, war er als Dieb und Fälscher verurtheilt worden; nachdem er das Gefängniß von Embrun verlassen, war er der Liebhaber einer Frau geworden, deren Tochter er später verführte. Bei ihm schien Alles ungeheuerlich, selbst seine Abstammung, denn er war in Corsica geboren, diesem Vaterlande eines heldenmüthigen Geschlechtes, dem nie ein so elender Mensch angehört hatte. Lange zog er mit seinem unruhigen Sinne, seiner intriguirenden Armuth und seinen Lastern von Stadt zu Stadt. Nach Paris kam er 1830 und hier versuchte er sich nicht ohne Verstand in verschiedenen Handwerken, deren Gewinn er durch seine Schurkerei vergrößerte. So hatte er mit Hülfe falscher Zeugnisse von der Regierung die Begünstigung der politischen Gefangenen erhalten. Als Meuchelmörder in Ruhestand hatte er denjenigen seine mörderischen Dienste angeboten, deren Schutz ihm zu Theil geworden war. Nachdem er der Polizei seine Seele und seinen Arm verkauft, ergab er sich den entgegengesetzten Parteien, fachte die Empörung an, zog mit einem Dolche in der Hand gegen den Aufstand aus und lebte als Straßenabenteurer bis zu dem Augenblick, wo die Entdeckung seiner Betrügereien ihm nur die Aussicht auf Gefahr, Schande und Noth ließ. Nun mußte er einer schmachvollen Strafe entfliehen; verlassen von einer der beiden Frauen, die er mit seiner blutschänderischen Neigung besudelte, sann er, wüthend, verzweifelnd, unfähig zu Allem außer zu einem Verbrechen, über einen schrecklichen Streich nach. Wie er diesen vollführte und wie seine Wuth getäuscht wurde, haben wir schon erzählt.

Es hat vielleicht nie einen vollständigeren Verbrecher gegeben: Fieschi besaß eine Tugend, die Dankbarkeit. Herr Lavocat, Direktor der Manufaktur der Gobelins hatte seine Zuneigung durch gütige Behandlung zu gewinnen gesucht. Aus den Reden Fieschi's konnte man ersehen, daß das sicherste Mittel, Geständnisse von ihm zu erhalten, darin bestand, daß man ihn dem Einfluße des Mannes unterwarf, den er seinen Wohlthäter nannte. Der Pairshof hatte die Instruktion Herrn Pasquier und den von ihm vorgezeichneten Mitgliedern der Pairie anvertraut: Herr Lavocat wurde gebeten, seine guten Dienste bei dem Schuldigen anzuwenden: eine schlimme Aufgabe, welche namentlich in unserem Lande nicht übernommen werden kann, ohne sich dem Tadel der öffentlichen Meinung auszusetzen.

Herrn Lavocat gegenüber spielte Fieschi eine Rolle, deren Heuchelei für die Folge entlarvt wurde. Er übertrieb den Ausdruck seiner Dankbarkeit auf eine merkwürdige Weise; er trug dieselbe stolz zur Schau und schien zu glauben, daß sie ihn würde schützen können. Um dem Manne, dessen Schutz er hoffte, die nöthige Macht und den nöthigen Einfluß zu geben, machte er denselben zum Retter des Königs. „Als ich im Begriff war, meinen Plan zu vollführen," sagte er, „bemerkte ich meinen Wohlthäter und gerieth in Verwirrung; die um zwei oder drei Zoll zu tief gerichtete Maschine verfehlte ihr Ziel."

Die Entdeckungen, welche man von ihm forderte, verweigerte er anfangs. Sodann verstand er sich zu halben Mittheilungen und führte die Untersuchungsrichter in einem Irrgange von Widersprüchen, Ausflüchten, Verschweigungen und Lügen umher. Man mußte glauben, daß er indirekt um den Lohn seiner Geständnisse feilschte, und man vergaß sich soweit, daß man vor seinen Augen das Versprechen der Gnade leuchten ließ, obwohl man entschlossen war, sie ihm nicht zu bewilligen.* Trug Herr Lavocat dazu bei, ihn glauben zu lassen, daß er sein Leben erkaufen könne, wenn er seine Mitschuldigen verrathe? Wir glauben, das Gegentheil behaupten zu können. Aber sicher ist es und später werden wir den Beweis liefern, daß Fieschi bis zu seinem Ende die Ueberzeugung bewahrte, sein Kopf werde dem Henker entzogen werden. Sicher ist es ferner, daß die Repräsentanten der Justiz

* Seite 113 der Untersuchungsakten liest man: „Ihre Familie und das Leben muß Ihnen theuer sein; Sie haben kein anderes Mittel, Ihren Kindern und sich zu nützen, als wenn Sie die Wahrheit sagen."

es nicht verschmähten, auf die Eitelkeit dieses Elenden zu speculiren. Man umgab ihn mit Rücksichten, die eben so hinterlistig wie scandalös waren. Damit er seiner Geliebten Geld schicken, seinen Wärtern Geschenke machen und sich wie Pepin und Morey das Gefängnißleben erleichtern könne, wurden ihm hintereinander verschiedene Summen gegeben; dieselben erreichten zuletzt die Höhe von fast viertausend Francs und er verfügte über sie auf eine möglichst auffallende Weise. Wie oft hörte er sich nicht, mein Herr und mein Theurer nennen! Man erkundigte sich nach seiner Gesundheit mit einer Theilnahme, deren Höflichkeit ihn bezauberte. Und er nahm alle diese Huldigungen wie eine Abbitte hin, welche die Gesellschaft seinem so lange verkannten Genie leistete! Von seinem Gefängnisse aus verfolgte er die höchstgestellten Personen mit Briefen, welche in einem seltsamen Kauderwelsch geschrieben waren und in welchen auffallende Schmeicheleien und einige Fetzen grotesker Gelehrsamkeit bunt durch einander liefen. Eines Tages entwarf er eine Parallele zwischen Pepin, dem Gewürzkrämer und Pepin dem Kleinen, ein andermal verfaßte er eine große Arbeit, in welcher er sich mit Salvator Rosa verglich. „Als Talleyrand mich sprechen hörte, gerieth er in Verwirrung, weil er in meinem Organ eine Aehnlichkeit mit dem Napoleon's fand, den er verrathen hat.“ So war also ein Bösewicht, der elendeste, den es vielleicht je gegeben hat, zur Selbstanbetung gekommen.

Um diesen außerordentlichen Taumel benutzen zu können, war nichts weiter nöthig, als daß man Fieschi seine vorausgesetzten Mitschuldigen verhaßt machte. Als nun Nina Lassave erklärt hatte, sie habe von Morey erfahren, daß er in der Nacht vom 27. zum 28. die Maschine geladen habe, suchte man den Mörder an die Explosion zu erinnern, welche ihn dem Tode nahe gebracht hatte. Es war kein Zweifel, Morey hatte einige Flintenläufe so geladen, daß sie platzen mußten, und weil er von seinem Mitschuldigen Verrath fürchtete, hatte er ihn opfern wollen. Diese Einflüsterungen hatten den gehofften Erfolg: am 11. September 1835 vervollständigte der Mörder seine Geständnisse.

Im Wesentlichen ging daraus hervor, daß Fieschi die Maschine zu einem rein strategischen Zwecke erfunden hatte, daß die Idee, sie zum Morde des Königs zu gebrauchen, von Morey ausgegangen war, daß Pepin das Geld für die Miethe des Hauses und den Ankauf des Holzes zur Maschine geliefert hatte. Uebrigens läugnete der Denunziant die Mitschuld Victor Boireau's, auf den Anfangs

ein starker Verdacht fiel; Bescher traf nur der Vorwurf, daß er Fieschi auf Morey's Bitten sein Wanderbuch und seinen Paß geliehen hatte.

Dies war der Stand der Dinge, als die Verhandlungen am 30. Januar 1836 eröffnet wurden.

Morey zeigte sich bis zum Schlusse, wie wir ihn Anfangs gefunden haben. In der Haltung dieses Greises lag etwas Schreckliches und Wundersames. Unter so vielen verschiedenartig erregten Menschen bezeigte er allein weder Haß noch Unruhe, noch Staunen, noch Zorn, noch Mitleid. Er war immer schweigsam, immer unbeweglich und gehörte der Versammlung nur dann an, wenn er befragt wurde. Dann antwortete er, um die Anklagen abzuleugnen, aber dies that er kalt, in wenigen Worten, ohne Aufhebens zu machen, ohne Verlegenheit, ohne Nachdruck. Obgleich er von Fieschi laut angeschuldigt wurde, so trat er doch nicht einen Augenblick aus seiner gewöhnlichen Unempfindlichkeit heraus. Sein Gesicht blieb unbewegt und man erhaschte auf seinen Lippen nicht einmal das Lächeln der Verachtung.

Pepin dagegen ging wechselsweise von fieberhafter Aufregung zu düsterer Niedergeschlagenheit über. Bei der geringsten Frage gerieth er in Verwirrung, ließ seine flehenden und thränenfeuchten Augen über die Versammlung hinschweifen, sprach von seiner Frau und seinen vier Kindern und stammelte seltsame Worte, welche ihm offenbar der Irrsinn der Furcht eingab. „Ich bin unschuldig," rief er unaufhörlich; er fügte hinzu: er sei das Opfer eines höllischen Komplotts, man habe geschworen, ihn zu verderben; dann sank er erschöpft und vernichtet auf die Bank zurück.

Was Fieschi betrifft, so wissen wir nicht, wie wir seine Haltung und die Rolle, die er in diesen beklagenswerthen Verhandlungen spielte, beschreiben sollen. Mit erhobenem Haupte, mit stolzem Blicke, mit triumphirendem Lächeln und mit theatralischer Gebehrde bezeichnete er seine Opfer und machte gewissermaßen ihre Schmach zum Fußgestell seiner Größe, belustigte die Richter durch gemeine Späße, spielte den Redner, trug Ansprüche auf Gelehrsamkeit zur Schau, haschte nach Effekt und ging auf den Applaus los wie ein Komödiant. Und unter den Richtern fanden sich manche, die ihm Beifall schenkten. Jede seiner scheußlichen Pasquinaden erregte Lächeln auf den Bänken der Pairie, jenes beifällige Lächeln, welches eine Ermuthigung ist. Wenn der Mörder sich erhob, so richteten sich von allen

Seiten die Lorgnons auf ihn, wie im Schauspiele; wenn er das Zeichen machte, daß er sprechen wolle, so erhoben sich ungeduldige Stimmen: „Fieschi hat das Wort gefordert; Herr Präsident, Fieschi hat das Wort.“ Man wollte nicht ein Wort aus dem Munde dieses großen Mannes verlieren! Und er wußte sich vor Stolz und Freude nicht zu lassen. Seine blutbefleckte Hand suchte Hände zum Drücken, und er fand solche! Er wechselte mit seiner Concubine, die auf einer Tribune saß, Zeichen des Einverständnisses und der Zuneigung. Er saß wie auf einem Throne. Was sollen wir noch hinzufügen? Er leitete die Verhandlungen, er regte die Zeugen an oder strafte sie, er übte das Amt eines öffentlichen Anklägers, er beherrschte die Versammlung. War ihm wohl etwas nicht gestattet? Bald legte er mit seinen Fingern auf Herrn Pasquier an, um zu zeigen, wie man zielen müsse und rief demselben zu: „ich nehme an, Herr Präsident, Sie wären eine Ente;“ bald verhöhnte er den unglücklichen Pepin, der gestehen zu wollen schien; „man muß nicht den Muth verlieren,“ sagte er: „eine Frau kommt mit sieben oder acht Monaten nieder. Jetzt sind's sieben Monate. — — Pepin fängt an, niederzukommen.“ Wie groß aber auch Fieschi's Unverschämtheit war, so wagte er doch nicht, Morey's zu spotten; aber wenn er Pepin's Furchtsamkeit sah, so fand er eine wilde Freude daran, ihn lächerlich zu machen und niederzuwerfen; was ihn selbst betraf, so klagte er sich wohlgefällig an; er gestand, daß er der größte Verbrecher sei und erklärte, er schätze sich glücklich, daß er mit seinem Blute das Leben der Unglücklichen bezahlen könne, die unter seinen Schüssen gefallen seien. Aber jemehr er von dem Schicksale, das ihn erwarte und von dem Schaffote sprach, desto offenbarer wurde es, daß er an seine Begnadigung glaube und zwar um so mehr, als er denjenigen, von denen sie abzuhängen schien, über alles Maaß schmeichelte.

Glücklicherweise fielen im Laufe des Prozesses einige Scenen vor, welche über das Scandal eines solchen Triumphes trösten. Unter den Zeugen, die sich gegen Fieschi erhoben, war auch einer, dessen Stirn theilweise mit einer silbernen Platte bedeckt war. Als Fieschi nach dessen Aussage ausgerufen hatte: „Was soll ich einem Manne antworten, mit dessen Kopfe es nicht recht richtig ist?“ erwiderte der Zeuge, indem er den Mörder mit seinem Blicke niederschmetterte: „allerdings ist mein Kopf verletzt worden, aber in einer Schlacht, nicht bei einem Meuchelmorde.“

Die Verhandlungen hatten schon zwölf Tage hinweggenommen,

ohne die Kenntniß, welche man aus der Instruktion erlangt hatte, wesentlich vergrößert zu haben, als plötzlich die Lage eines der Angeklagten durch einen unerwarteten Umstand erschwert wurde. Boireau, der durch eine scheinbar gegen ihn gerichtete Erklärung Pepin's gereizt worden war und den überdies die Thränen seiner Mutter, welche ihn beschwor, Alles zu gestehen, besiegt hatten, erklärte am 11. Februar, daß, wenn er am Tage vor dem Attentate einen Spazierritt gemacht habe, dies auf Bitten Pepin's geschehen sei, der diesen hätte thun sollen.

Auf Pepin wirkte diese Aussage wie ein Donnerschlag. Und dennoch wurde sie für ihn das Signal zu einer plötzlichen, vollständigen und wahrhaft außerordentlichen Umwandlung. Einer seiner Advokaten, Herr Marie, besuchte ihn nach der Sitzung im Gefängnisse. Er fand ihn ruhig, entschlossen und würdevoll. „Boireau schickt mich in den Tod, sagte der Gefangene, und ich könnte mich leicht rächen. Aber nein, ich will ihn nicht veranlassen, auch Morey zu beschuldigen." Von diesem Augenblicke an, war Pepin ein ganz anderer Mensch, seine Figur nahm den Ausdruck einfacher und rührender Festigkeit an; seine Rede wurde lichtvoll und ein neuer Horizont schien sich diesem bis dahin so beschränkten Verstande eröffnet zu haben.

Das Mitleid, welches er allgemein erregt hatte, wurde dadurch gesteigert. In der That war es Niemand entgangen, daß, wenn ein Mensch von der Art Pepin's sich in ein derartiges Komplott eingelassen hatte, der Grund nur Verführung, Schwäche oder Schrekken sein konnte. Man klagte ihn an, daß er das Verbrechen unterstützt habe. Aber, hatte er das Geld, welches er gegeben, freiwillig angeboten, oder hatte er einem Einflusse gehorcht, welchen er vermöge seiner Furchtsamkeit weder fliehen, noch abschütteln, noch besiegen hatte können? Die öffentliche Meinung hatte sich des Verhörs der Angeklagten bemächtigt und aus diesen Aktenstücken, welche unter der Garantie des Präsidenten des Pairshofes erschienen, ergab sich's, daß Pepin alle Anstrengungen gemacht hatte, welche sein furchtsamer Character gestattete, um Fieschi von seinem verbrecherischen Plane abzuwenden; daß er, wenn auch nicht die Maschine, die er nie gesehen, so doch das Modell derselben zerstört hatte; daß er verursacht hatte, Fieschi abzuhalten, indem er ihm die Zahl der Opfer vorstellte. Das ergab sich selbst aus den Denunziationen Fieschi's, der mit Pepin confrontirt wurde. Waren dies nicht jedenfalls mildernde

Umstände? So dachten viele gemäßigte Leute, obgleich ihnen das Attentat vom 28. Juli Abscheu einflößte.

Unterdessen hatte der General-Procurator, Herr Martin, (du Nord) sein Requisitorium gehalten. Gegen Fieschi, Pepin und Morey hatte er die Anklage sehr nachdrücklich aufrecht erhalten, gegen Bescher hatte er sie aufgegeben und gegen Boireau Ausdrücke gebraucht, welche ein nachsichtiges Urtheil hervorriefen. Die Vertheidigungsreden begannen unverzüglich.

Herr Patorni, der Fieschi's Sache, eine unmöglich zu vertheidigende Sache zu führen hatte, konnte nur von der bessern Verwendung sprechen, welche von Fieschi's Fähigkeiten in einer besser geleiteten Gesellschaft zu machen gewesen wäre. Als er aber, von diesem Gesichtspunkte ausgehend, der Regierung den Vorwurf machte, daß sie Fieschi zur Verzweiflung gebracht habe, entstand eine mißbilligende Bewegung auf den Bänken der Pairie. Da hatte Fieschi, getreu seiner Rolle, die Unverschämtheit, seinen eignen Advokaten zur Ordnung zu rufen: eine indirekte Schmeichelei für seine Richter, welche so vielen Gemeinheiten die Krone aufsetzte.

Herr Dupont, Advokat Morey's, nahm nun das Wort. Nachdem er Fieschi gebrandmarkt und gegen die Prahlsucht des Angebers den ruhigen und wahren Muth seines Klienten hervorgehoben hatte, machte er auf die zahllosen Widersprüche, sowohl in den Aussagen des Belastungszeugen, wie in denen des Hauptanklägers aufmerksam. Er suchte hierauf zu beweisen, daß Fieschi einen Mitschuldigen habe, dessen Namen er verberge und auf welchen sich die gegen Morey gerichteten Anschuldigungen bezögen; daß dieser nur ausersehen worden sei, um die Stelle des unbekannten Mitschuldigen einzunehmen, den Fieschi beschütze; daß Fieschi und Nina Lassave sich verabredet hätten, um Morey zu verderben. Dieses System, welches durch ein bewundernswerthes Talent der Induction unterstützt wurde, hatte auf das Auditorium einen tiefen Eindruck gemacht; derselbe stieg aufs Höchste, als Herr Dupont mit ergreifender Stimme und heftiger Gebehrde ausrief: „Glauben Sie, meine Herren, die Aufgabe eines Advokaten sei beendet, wenn er seinen Klienten vertheidigt hat? Ja, wenn sein Klient freigesprochen wird; aber wenn man ihn verurtheilt, hat der Advokat noch eine andere Pflicht zu erfüllen. Ich für meinen Theil werde, wenn Morey verurtheilt wird, nicht einen Tag meines Lebens zubringen, ohne dem wahrhaftigen Mitschuldigen nachzuforschen. Und Sie, meine Herren, werden Sie nicht, wenn

Morey's Kopf gefallen ist, fürchten, daß meine Nachforschungen Erfolg haben, daß ich einst in Ihre Sitzung hintreten und Ihnen den Namen eines Schuldigen hinwerfen werde, wenn Morey todt sein wird?"

Nicht geringer war der Eindruck, als Herr Marie in seiner Vertheidigungsrede für Pepin in folgende lebhafte Worte ausbrach: „Fieschi kann mit seinem Ruhme zufrieden sein. Wie! man liebkost ihm, man spricht zu ihm von dem Interesse, welches er wieder gewonnen hat! O, vermuthlich wollen Sie, daß sein Gang zum Schaffote ein Triumphzug sei! Ich hoffe, daß die öffentliche Meinung gegen diese Moral protestiren wird. Er wird für sein Verbrechen die Strafe erleiden und wenn sein Name zur Nachwelt gelangt, wird er als ein verabscheuungswerther zu derselben gelangen!"

Man hörte noch: für Fieschi die Herren Parquin und Chaix-d'Est-Ange; für Pepin Herrn Dupin den Jüngeren; für Boireau Herrn Paillet; für Bescher Herrn Paul Fabre.

Hierauf erhob sich Fieschi und hielt eine Art Rede, in welcher er sich emphatisch über die Größe seines Verbrechens, über die Unermeßlichkeit seiner Reue, über den Muth, mit dem man ihn sterben sehen würde, verbreitete. Dabei vergaß er aber nicht, von wem seine Gnade abhing und erwähnte zum Schluß, daß er Louis Philipp gleich Napoleon schätze.

Am folgenden Tage, den 15. Februar 1836, fällte der Pairshof sein Urtheil, welches Bescher freisprach, Fieschi zur Strafe der Vatermörder, Pepin und Morey zur Todesstrafe und Boireau zu zwanzigjähriger Haft verurtheilte.

Herr Felix Dupin und Herr Marie hatten sich nach dem Urtelsspruch in das Gefängniß Pepins begeben. Sie fanden ihn in einer Zwangsjacke und inmitten seiner Wärter so ruhig, so sehr Herr seiner selbst, als ob er frei und von seiner Familie umgeben gewesen wäre. Er unterhielt sich von seinen Privatangelegenheiten mit einer Klarheit des Geistes und einer Sprache, welche sie in Erstaunen setzte.

Morey's Benehmen war der Art gewesen, daß seine jetzige Unbewegtheit Niemand verwunderte. Man hatte ein indirektes Mittel erdacht, um ihm Gift zukommmen zu lassen; er antwortete: „Ich will mich lieber guillotiniren lassen; mein Blut soll ihnen auf den Kopf träufeln."

Fieschi bewahrte fortwährend die Hoffnung, sein Leben zu retten.

Und wie hätte er's nicht hoffen sollen? Er wurde von Zuvorkommenheiten und Gefälligkeiten umgeben und konnte glauben, daß er Bewundrer habe. Man bat ihn um sein Portrait, man sammelte eifrigst seine Possen, man erwartete Memoiren von ihm, man riß sich um seine Autographen, welche für seine Maitresse ein Gegenstand gewinnreichen Handels wurden. Und selbst unter seinen Richtern waren viele nach seiner Handschrift und seinen orthographischen Fehlern begierig. Ja noch mehr, es war ihm gestattet, die Tochter seiner frühern Concubine, Laurentia Petit, bei sich zu sehen und in ihrer Gesellschaft ganze Stunden zuzubringen und seine Mahlzeit einzunehmen!

Uebrigens nahm seine Reue jede Form an; eines Tages schrieb er sogar an den Erz=Bischof von Paris einen Brief, in welchem er bat: die Messe hören zu dürfen und daran erinnerte: daß die erste Messe von einem bußfertigen Uebelthäter bedient worden sei.

Wie groß mußte daher nicht das Erstaunen Fieschi's sein, als sein Beichtvater ihm ankündigte, daß er sich zum Tode vorbereiten müsse. Das ist unmöglich! rief er aus, und die Folge zeigte, wie aufrichtig dieser Ausruf war. Am Tage vor der Hinrichtung sagte er zu Herrn Patorni, seinem Advokaten, man solle ihm ein Päckchen Sachen zusammenbinden und dasselbe nach Amerika schicken. Herr Patorni suchte ihm zu beweisen, daß er sich mit einer falschen Hoffnung schmeichle; er wurde bekümmert, betrachtete Nina Lassave, die an seinem Tische saß und sagte: „in jedem Falle wird Nina sich der Frau Herzogin von Treviso zu Füßen werfen und diese wird es nicht ablehnen, mit dem Könige zu sprechen.“ Er behauptete übrigens, man habe ihm Versprechungen gegeben; zu seinem Advokaten, der ihm einige Bücher geliehen hatte, sagte er: „ich werde aufschreiben, was man mir versprochen hat und wenn ich sterbe, werden Sie die Schrift in Ihren Büchern finden.“ Die Bücher wurden diesem zurückgegeben, aber die Schrift fand sich nicht.

Indeß nahte die letzte Stunde, das Schaffot war in der Nacht auf dem Platze der Barriere St. Jaques errichtet worden; Alles war bereit, die Gefangenen wurden erwartet. Fieschi bat den Abbé Grivel, an Morey eine Cigarre als Zeichen der Versöhnung zu übergeben. Morey wies die Cigarre zurück, Pepin nahm sie an.

Der Raum, welcher für die Vorbereitung zum Tode bestimmt war, öffnete sich und nahm die drei Verurtheilten auf. Fieschi war aufgeregt in seiner Prahlsucht, Pepin gefaßt, Morey gleichgültig und

düster. Während man die Todestoilette mit ihnen vornahm, richtete Fieschi unaufhörlich unruhige Blicke auf die Thüre, endlich rief er aus: „kömmt denn Herr Lavocat nicht?“ Man antwortete ihm: darauf solle er nicht rechnen. Da flammt sein Auge auf, seine Gesichtszüge verzerren sich, sein Körper zuckt krampfhaft zusammen und wüthend und Schrecken erregend ruft er aus: „Wenn Herr Lavocat nicht kömmt, so sterbe ich als Verdammter!“

Drei Wagen, welche die Verurtheilten und die Abbé's Grivel, Gallart und Montès, ihre Beichtväter, transportiren sollten, hielten im Hofe der Orangerie. Als Fieschi in den für ihn bestimmten Wagen stieg, rief der Obrist von Pozac ihm zu: „Fieschi, denke an Gott und erinnere Dich des Soldaten von Gaeta.“ Fieschi erklärte seinem Beichtvater sogleich, daß von einem corsischen Soldaten die Rede sei, der bei der Belagerung von Gaeta einen bewundernswerthen Muth gezeigt habe. Während der Fahrt zeigte er übrigens große Unerschrockenheit. So lange er geglaubt hatte, das Leben retten zu können, war ihm dasselbe werth gewesen, als er aber die schreckliche Gewißheit erlangt hatte, sah er dem Tode ohne Furcht entgegen. „Ich mußte abergläubisch sein, sagte er zum Abbé Grivel im Wagen, denn als ich in Calabrien war, verkündete mir eine Zigeunerin, daß ich durch die Guillotine, aber mit zufriedner Seele sterben würde; sie hat mich nicht getäuscht.“

Gegen acht Uhr langte der Zug am Orte der Hinrichtung an. Die dreifache Reihe von Soldaten, welche die Zugänge sperrten, öffnete sich, um die Verurtheilten durchzulassen und schloß sich wieder. Pepin, Morey und Fieschi stiegen vom Wagen, Morey, den körperliche Leiden quälten, wurde halb getragen von zwei Wärtern. Er hatte zu diesen gesagt: „Mit dem Herzen geht's, aber nicht mit den Beinen.“ Die drei Verurtheilten stellten sich mit auf den Rücken gebundenen Händen an den Fuß der Hinrichtungs-Maschine und die Priester gaben ihnen zu wiederholten Malen das Crucifix zu küssen. In diesem letzten Augenblicke kündigte ein Polizei-Commissarius Pepin an: daß seine Hinrichtung verschoben werden solle, wenn er Entdeckungen zu machen habe. Er antwortete mit Festigkeit: daß er nichts zu sagen habe.

Nun verging ein Augenblick unaussprechlicher Angst. Dann bemerkte man einen bleichen Mann, der in einen langen gelben Mantel gehüllt, sichern Schritts die Stufen des Schaffots hinaufstieg: das war Pepin. Als er oben angelangt war, rief er: „Ich

sterbe unschuldig, ich falle als Opfer; lebt wohl!“ Hierauf erhob er die Augen gen Himmel und überlieferte sich den Henkern.

Dann kam die Reihe an Morey. In seinen Zügen war nicht die geringste Aufregung zu bemerken und er bewahrte Schweigen. Nur als der Henker eine rohe Hand an seine Kleider legte, sagte er: „Warum willst Du diese Weste verderben? sie kann einem Armen dienen!“ Als man dem Greise seine seidene Mütze abnahm, wurden seine weißen Haare vom Winde auf seinem entblößten Haupte geschaukelt. In der Menge entstand eine Bewegung und dumpfes Gemurmel.

Nun kam Fieschi daran. Begleitet vom Abbé Grivel, den er gebeten hatte, ihn erst in der nächsten Nähe der Ewigkeit zu verlassen, schritt er stolz vor, nahm die Haltung eines Redners an, sprach einige Worte des Lebewohls und der Reue und sagte dann zu seinem Beichtvater: „Ich möchte Ihnen wohl in fünf Minuten Nachricht von mir geben können.“ Als er dies gesagt, drehte er sich um, legte sich selbst auf das Brett und zum drittenmal fiel das Beil der Guillotine.

Zwei Tage später drängte sich auf dem Börsenplatze vor den Thüren eines Kaffeehauses die Menge. In einem mit kostbaren Bildhauer-Arbeiten reich verzierten Comptoire, welches reiche Vorhänge bedeckten, konnte man eine Frau von gemeiner Figur, die einäugig war und kein anderes äußerliches Verdienst hatte, als den Glanz der Jugend, sitzen sehen. Dies war Nina Lassave. Sie saß da mit strahlendem Gesichte, mit lächelndem Munde, fröhlich und stolz über die Huldigungen, welche man ihrer Berühmtheit darbrachte. Vermöge eines jener Züge, welche dazu dienen, eine Epoche zu characterisiren, hatte ein Spekulant sich durch die Ausstellung einer Frau zu bereichern gesucht, welche sich durch Angeberei unsterblich gemacht hatte und welche die blutschänderische Geliebte eines Mörders gewesen war. Vielen Leuten schien das ganz natürlich.

Zweites Kapitel.

Reaktion der Politik des Continents gegen die Julirevolution. — Allgemeine Ursachen dieser Reaktion. — Besetzung Krakau's durch die Preußen, Oesterreicher und Russen; politischer Character dieser Maaßregel. — Verletzung der Wiener Traktate durch die drei großen Continental-Mächte; Schweigen Frankreich's und England's. — Der Antrag einer Intervention in Spanien wird im Kabinet von St. James an das Kabinet der Tuilerien gestellt. — Der König und Herr Thiers werden allmählig vom Bunde mit England abgewendet; der Antrag Lord Palmerston's wird zurückgewiesen; das Bundniß mit England wird gefährdet; Triumph der Diplomatie des Continents; erste Phase des Ministeriums vom 22. Februar. — Reise des Herzog von Orleans nach Berlin und nach Wien. — Die Hand einer östereichischen Erzherzogin wird dem Herzog von Orleans verweigert. — Zufälliges Zusammentreffen dieses Prinzen mit Marie Louise.

Die Juli-Revolution hatte die Welt in Spannung erhalten. Welches Wunder war nicht ein solches Erwachen der französischen Nation gewesen! Daß sie sich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts fähig gezeigt hatte, Alles in Furcht zu setzen, Alles zu beugen und zwar in dem Augenblicke, wo in ihrem Innern zwanzig Bürgerkriege entzündet waren; daß sie später als sie durch die Schlachten und durch die Schaffote decimirt worden war, als der revolutionäre Enthusiasmus, das Genie und die Wuth verraucht waren, mit der noch übrigen Kraft und dem noch übrigen Blute die ungeheuren Anstrengungen des Kaiserreichs und seine Wunder bestreiten konnte, das war in der That ein Zeugniß ihrer Kraft und ein Gegenstand der Verwundrung für die Welt. Als man nun im Jahre 1815 Frankreich erschöpft zu den Füßen eines Königs sinken sah, den eine Million fremder Soldaten zuruckführten, glaubte man, es sei aus mit der Nation. Aber nach fünfzehn Jahren einer entnervenden Herrschaft, in welchen sie sich unter das doppelte Joch der Höflinge und der Priester hatte beugen müssen und als sie schon halbtodt schien,

sah man sie plötzlich im Jahre 1830 sich wieder erheben, mehr als je strotzend von Jugend und Kraft, trunken von Kühnheit, mit strahlendem Gesichte und bereit, den staunenden Völkern noch einmal den Beweis ihrer unerschöpflichen Kraft zu liefern!

Unter solchen Umständen schien sich einem großen Manne, der eine Dynastie begründen wollte, nur eine Bahn zu eröffnen.

Ein solcher würde, anstatt nach der Vernichtnng des revolutionären und demokratischen Geistes zu streben, ihn vielleicht zu leiten gesucht haben; anstatt ihn als Hinderniß zu betrachten, würde er sich eine Stütze daraus gemacht haben. Er würde zuerst zu Frankreich gesagt haben: „Die Freiheit ist nur mit dem Frieden möglich. Halten wir Europa in Achtung, aber hüten wir uns, es zu erschrecken und fordern wir es nicht heraus.“ Sodann würde er zu Europa gesagt haben: „Macht meine Dynastie populär, indem ihr meinem Lande nichts verweigert, was es rechtmäßigerweise fordern kann und ergebt Euch darin, es in meiner Person zu ehren. Denn in meinen Händen ist der Sturm und mit einem Winke kann ich die Throne erschüttern.“ Dann wäre er Herr der Lage gewesen; er hätte Alles vermocht, sowohl über Frankreich vermittelst Europa's, als über Europa vermittelst Frankreich's; vielleicht würde er sich dann in seiner Stellung als Vermittler über die berühmtesten Eroberer erhoben haben und — soweit dies in einer Monarchie möglich ist — die Größe seines Hauses auf die Größe seines Landes gegründet haben.

Das Juli-Königthum glaubte von Anfang an, eine entgegengesetzte Politik befolgen zu müssen. Um die Mächte des Continents mit sich zu versöhnen, erklärte es dem revolutionairen Geiste, dem es seinen Ursprung verdankte, den hitzigsten Krieg. So beraubte es sich einer Stütze, um einen Schutz zu erkaufen; so sank es von der Rolle eines Vermittlers zu der eines Vasallen herab; so ermunterte es die Herrscher zu ungerechten Launen, nachdem es die Kraft verloren, vermöge welcher es hätte widerstehen können; so untergrub es die zu begründende Dynastie im Innern durch Unpopularität und nach Außen hin durch Abhängigkeit. Doppelte Gefahr! Doppelte Abhängigkeit!

Und dennoch gaben sich die Erfinder dieser unverständlichen Politik, man sollte es kaum glauben, für geschickte Leute aus. Aber die Thatsachen gestatten nicht lange, daß die Völker sich so sehr täuschen, um die Berechnung des Egoismus für Geschicklichkeit und die List für Genie zu halten. In Wahrheit verräth der Egois-

mus sowohl einen beschränkten Verstand, wie ein vertrocknetes Herz. Die List ist nur die Praxis der Unfähigkeit, nur ein Hülfsmittel für die Mittelmäßigkeit.

Davon konnte sich Thiers bald überzeugen, nachdem er die Präsidentschaft des Conseils angetreten hatte. Um diese Zeit war der Thron Louis Philipp's von Stille umgeben: keine Insurrektionen, keine Aufstände mehr; der Meuchelmord war bis zu Fieschi hinabgesunken; die Journale athmeten kaum unter den September-Gesetzen; Frankreich war ruhig bis zur Niedergeschlagenheit. Und was war die Folge davon? Daß die Kabinette von Petersburg, Wien und Berlin ihren Unmuth, ihre Anforderungen und ihren Hohn gegen den Hof der Tuilerien verdoppelten. Die Juliregierung, welche zwischen dem revolutionairen Frankreich und dem monarchischen Europa mitten inne stand, hatte das Erstere nicht schwächen können, ohne den Despotismus und den unauslöschlichen Groll des Zweiten auf sich zu laden. Betrachten wir jetzt diese traurige Episode unserer Geschichte.

In der Adresse, welche die Deputirtenkammer im Anfange des Jahres 1836 votirt hatte, waren die Sympathieen Frankreichs für Polen auf eine rührende, wiewohl furchtsame Weise ausgesprochen worden. Die Kammer hatte ein Amendement Herrn von Moray's angenommen, welches in Bezug auf unsere auswärtigen Angelegenheiten sagte: „Diese glückliche Harmonie giebt uns die Hoffnung, daß Sie, Sire, in Uebereinstimmung mit Großbrittanien und den Mächten, deren Interesse mit dem unsrigen verbunden ist, das europäische Gleichgewicht werden wieder herstellen können, welches für die Erhaltung des Friedens nothwendig ist und daß das erste Unterpfand desselben die Erhaltung der durch die Traktate geheiligten alten polnischen Nationalität sein wird."

Diese Worte drückten mit passender Zurückhaltung die Wünsche und Empfindungen des französischen Volks aus. Uebrigens waren sie nur die Erwiderung auf eine Rede, welche der Kaiser Nikolaus an die städtische Behörde von Warschau gerichtet hatte, eine hochmüthige, heftige Rede, welche einen feindseligen Gedanken gegen die Juliregierung verrieth. Indeß die fremden Höfe regten sich, und jetzt so kühn, wie sie's 1830 nicht gewesen waren, faßten sie den Entschluß, Großbritanien und Frankreich durch Collectivmaaßregeln zu trotzen.

Bekanntlich war der Wiener Kongreß, dieser Kongreß von

Königen, die Wiege der Republik Krakau. Europa war im Jahre 1815 eine Beute, welche die Stärksten unter sich theilten, und der Besitz Krakau's wurde ein Gegenstand des Streites zwischen Oesterreich und Preußen, da Beide desselben bedurften, um Galizien und Schlesien abzuschließen. Das Petersburger Kabinet richtete unruhige Blicke auf die streitige Stadt. Man konnte sich nicht verständigen, und damit Krakau Niemand gehöre, beschloß man, daß es sich selbst gehören solle. So wurde es durch den Egoismus der drei eifersüchtigen Monarchen zur Republik erhoben und bald wurde es durch seine politischen Institutionen, seine Sprache, seinen religiösen Glauben und seine Universität das Heiligthum der polnischen Nationalität. Im Jahre 1830 und 31 war es neutral geblieben und durch den General Rüdiger besetzt, gebrandschatzt und mit Füßen getreten worden, dennoch hatte es die letzten Trümmer des zerdrückten Polens aufgenommen und bewahrt. Durch die rohe Verletzung seiner Unabhängigkeit beschlossen die Kabinette von Berlin, Wien und Petersburg die französische Regierung zu verhöhnen.

Der Plan der Besetzung wurde Herrn von Broglie in den ersten Tagen des Februar 1836 mitgetheilt. Er trat aus den Geschäften und mußte sich daher darauf beschränken, die Mittheilung zu empfangen. Aber da die Mächte des Continents nur bei sich selbst Rath suchten, so gaben sie ohne weiteren Verzug das Signal zur Beleidigung. Sie nahmen einige vorübergehende Unruhen, zu welchen das Namensfest des Kaisers von Rußland die Gelegenheit gegeben hatte, zum Vorwande und forderten am 9. Februar den Senat von Krakau auf, die polnischen oder andern Flüchtlinge, die sie für gefährlich hielten, innerhalb acht Tagen aus dem Gebiete der Republik zu verjagen. Widerstand wäre unsinnig gewesen, selbst Bedenken war unmöglich. Herr Wieloglowski, der Präsident des Senates, beschränkte sich also, vorzustellen, daß von den Flüchtlingen, die ein so schrecklicher und unerwarteter Schlag träfe, viele Familien- oder Geschäftsverbindungen in Krakau eingegangen wären. Konnte man ihnen nicht wenigstens Zeit lassen, ihre Angelegeheiten zu ordnen? Die drei Mächte waren unbeugsam. Der festgesetzte Termin wurde aufrecht erhalten und da er sich als unzureichend erwies, zogen am 17. Februar österreichische Soldaten in Krakau ein.

Es war dies ein wahrhaft europäisches Scandal. Nie waren die Traktate Angesichts der Welt auf eine so rohe Weise verletzt worden. Und bemerkt muß werden, daß der hier verletzte Traktat

gerade der war, auf dessen Unverletzlichkeit Rußland, Oesterreich und Preußen ihre Usurpationen vom Jahre 1815 begründeten. Denn durch den VI. Artikel der Wiener Kongreßakte war Krakau für eine freie, unabhängige, neutrale Stadt unter dem Schutze der drei Mächte erklärt worden, und um jeder übelwollenden Deutung den Vorwand zu nehmen, hatte man im Artikel VIII. hinzugefügt: daß keine militairische Macht unter irgend welchem Vorwande in die Stadt eingeführt werden könne. Allerdings besagte derselbe Artikel, daß Krakau Ueberläufern oder Deserteurs, oder Unterthanen der drei Mächte, welche durch die Gesetze verfolgt würden, weder Zuflucht noch Schutz gewähren solle. Und auf diese Klausel wagte man, sich zu stützen, um eine unabhängige Stadt militairisch zu besetzen! Als ob politische Flüchtlinge mit Missethätern verwechselt werden könnten; als ob das an die Einwohner von Krakau gerichtete Verbot, Ueberläufer aufzunehmen, das Recht in sich schlösse, ein Gebiet zu besetzen, dessen Besetzung durch die Traktate unbedingt verboten ist; als ob es endlich der russischen, österreichischen oder preußischen Regierung freistände, ihre Souverainitätsrechte oder ihre Zwangsmaaßregeln auf Italiener oder Franzosen auszudehnen!

Aber was vermögen der Text der Conventionen und die Gesetze der Gerechtigkeit, wenn die Macht glaubt, ihre Gewaltthätigkeiten ungestraft üben zu können? Je ungeheuerlicher und kühner die Thatsache war, desto besser diente sie den Königen des Continents, Frankreich und England zu demüthigen, um das alte monarchische Prinzip in Europa wieder zu erheben.

Auch wurde die Sache mit einem Hochmuthe, einer Rohheit, einer Verschmähung der diplomatischen Gebräuche, einer Verachtung der Schwäche geführt, von welcher die Geschichte nur wenige Beispiele liefert. Auf die Oesterreicher waren die Russen gefolgt, auf die Russen folgten die Preußen. Nun wird die Miliz von Krakau aufgelöst, die Flüchtlinge werden mit unerhörter Strenge verfolgt, mehrere Einwohner werden gemißhandelt, wer einen Geächteten verbirgt, wird mit Gefängniß oder Geldstrafe bedroht; die Hand der Fremden lastet auf der Regierung, die zu schwach ist, um nicht zu gehorchen, und nur zittern kann: die Unabhängigkeit Krakau's ist vollständig verschwunden.

Die militairische Besetzung dieser Stadt hatte am 17. Februar stattgefunden und am 22sten war Thiers zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden. Welchen Entschluß sollte er

fassen? Sollte er seinen Eintritt in die Geschäfte durch eine entschlossene und kräftige That ehren? Weder in Petersburg, noch in Wien, noch in Berlin fürchtete man etwas der Art. Hinsichtlich der Aufrechthaltung des Friedens traute man auf einen mächtigern Willen als auf den des neuen Ministers; auch fing Thiers selbst an, zur Politik des Continents hinzuneigen und sich von der Englands abzulösen. Ihn weiter auf dieser Bahn vorwärts zu treiben, war die Parole für Herrn von Werther, Herrn von Appony und Herrn von Pahlen. Sie theilten ihm also die Besetzung Krakau's mit und machten ihm bemerklich, daß keine derartige Mittheilung an das Kabinet von St. James ergangen sei oder ergehen werde, da Rußland, Oesterreich und Preußen durch diese Verschiedenheit des Benehmens der französischen Regierung zeigen wollten, wie sehr sie ihre Weisheit und Mäßignng schätzten. Einerseits also verbarg man unter einer leeren Höflichkeitsbezeugung das Uebermaaß der kürzlich erfolgten Verhöhnung; andererseits suchte man zwischen Thiers und Lord Palmerston Mißtrauen und Eifersucht auszustreuen: ob Thiers sich täuschen ließ oder ob er bloß so that, können wir nicht sagen. Jedenfalls zeigte er sich befriedigt, während eine That, welche man in Frankreich für eine berechnete Beschimpfung des revolutionairen Geistes hielt, allgemeinen Unwillen erregte.

In England war die Aufregung nicht geringer und heftige Interpellationen bestürmten das Whigkabinet im Parlamente. Aber ohne Unterstützung der französischen Regierung glaubte Lord Palmerston nicht im Stande zu sein, eine drohende Sprache zu führen. Er erklärte von der Tribüne herab, daß der Einzug der Russen, Oesterreicher und Preußen in Krakau ihm eine offene Verletzung der Traktate scheine, aber keine kräftige Maaßregel wurde von ihm ergriffen, um die Ehre dieser Erklärung aufrecht zu erhalten.

Das Resultat von dem Allen ließ sich leicht voraussehen. Der Stolz der Feinde der Julirevolution wuchs auf eine außerordentliche Weise. In den verschiedenen Organen der Höfe wurde die militairische Erwiderung der Deklamationen der französischen und englischen Tribünen als eine ruhmvolle Revanche für die Besetzung von Ancona gepriesen. Bald kannte der Stolz der censirten deutschen Journale keine Grenze mehr und in einer Correspondenz der Augsburger allgemeinen Zeitung sprach ein Preuße, der wahrscheinlich Jena vergessen hatte, von Roßbach.

Hätten Frankreich und England ihren Bund enger geknüpft und

in Spanien intervenirt, so wäre offenbar dem von der Diplomatie des Continents erfochtenen Siege ein wirksames Gegengewicht entgegengesetzt worden. Das sah Lord Palmerston klar ein.

Die Lage Spaniens war übrigens für das Kabinet von St. James der Gegenstand lebhafter Besorgniß geworden. So lange die Sache des Don Karlos ihm wankend geschienen, hatte es die französische Intervention mehr gefürchtet als gewünscht, weil dieselbe ihm bei der Leitung der Angelegenheiten der Halbinsel hinderlich gewesen sein würde. Gerade deshalb hatte die britische Diplomatie uns nur eine Rolle der Expektanz in dem Traktate der Quadrupel-Allianz angewiesen, den Talleyrand unterzeichnet hatte, ohne ihn zu begreifen. Aber die Fortschritte der carlistischen Insurrektion hatten für die Engländer die Lage der Dinge geändert. Wenn Frankreich im ersten Falle jenseits der Pyrenäen lästig war, so wurde es im zweiten nothwendig. Vor Allem mußte man Don Carlos niederdrücken und die blutigen Quellen des Bürgerkriegs verstopfen; ehe man auf die Vortheile einer ausschließlichen Vormundschaft Anspruch machen konnte, mußte man auf die Mittel denken, sie zu erobern. Das Whigministerium wußte aber wohl, daß die aus Plünderern bestehende Legion von Evans den englischen Namen entehre, ohne dem Königthum Isabellens zu nützen. Es fehte an Soldaten, um sie zu ersetzen. Lord Palmerston wendete also seine Blicke nach den Tuilerien, rief den Traktat der Quadrupel-Allianz an und forderte Unterstützung.

Aber die Gründe, wegen deren Ludwig Philipp 1834 sich der Intervention widersetzt hatte, schienen demselben stärker und entscheidender als je, und zwei dem Anschein nach ganz geringfügige Ursachen machten seine Hartnäckigkeit ganz unlenksam.

Von dem Tage an, wo Lord Palmerston mit anmaaßendem Leichtsinne Herrn von Talleyrand in seinem Vorzimmer hatte warten lassen, hatte dieser dem Whigkabinet einen unversöhnlichen Haß geschworen. Um diesen schwachen Geist von dem englischen Bündnisse abzuwenden, das er anfänglich gewollt und das für ihn ein Gegenstand der Eitelkeit gewesen war, obgleich er sich unfähig gezeigt hatte, es zu knüpfen, war ein beleidigendes Benehmen hinreichend gewesen. Herr von Talleyrand wies also die Intervention in Spanien zurück, in der einzigen Absicht, Lord Palmerston zu demüthigen. Elender Groll, welcher der Abneigung des Königs gegen das englische Ministerium sehr zu Statten kam! Sicher ist

es, daß Lord Palmerston diejenigen Fehler besaß, welche Ludwig Philipp am widerwärtigsten waren: Aufgeblasenheit, Eigenliebe bei den Geschäften, die Sucht, Aufsehen zu machen, eine unruhige und unbesonnene Thätigkeit. Bald galt Lord Palmerston in den Tuilerien für einen Zänker, für einen Mann, der außerordentlich geeignet sei, den Frieden zu stören; diese Meinung hatte man fast bei allen europäischen Höfen von ihm.

Andererseits war Louis Philipp durch Herrn von Metternich's geschickte Schmeicheleien dem Bunde mit England allmählig abwendig gemacht worden. Der alte österreichische Höfling wiederholte unaufhörlich, Louis Philipp sei einer der größten Männer, die seit langer Zeit auf dem Thron gesessen; sein Ruhm liege in seiner Weisheit; seine Stärke habe ihren Grund in seiner unveränderlichen Liebe zum Frieden und in der glorreichen Hartnäckigkeit, welcher das monarchische Europa seine Ruhe verdanke. Wie grob auch die Schlinge sein mochte, so wußte ihr Louis Philipp doch nicht zu entgehen. Er öffnete den Schmeicheleien, die ihm um so angenehmer waren, als sie aus der Ferne kamen und ihm auf den Flügeln des Ruhms zugetragen zu sein schienen, ein geneigtes Ohr. Er schwelgte in der Hoffnung, eine Stelle unter so vielen Königen einzunehmen, welche bisher so gethan hatten, als ob sie in den Fürsten des Hauses Orleans nur Anstifter von Unruhen, nur Ehrgeizige, die es nicht verschmähten, eine Rolle bei Straßentumulten zu spielen, und Schützlinge des Pöbels sähen. Er glaubte an sein Genie auf das Wort derjenigen hin, die ihn für ihre Politik gewinnen wollten: in der That ein bemerkenswerthes Resultat, da der König Anspruch darauf machte, Menschenkenner im höchsten Grade zu sein, und gern bei allen Handlungen Schlauheit und Berechnung voraussetzte.

Auch Thiers ließ sich von den Schmeicheleien fangen. Kaum war er Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden, als er sich von hohen Personen gesucht sah und die vertraulichen Liebkosungen derselben schwellten seinen plebejischen Stolz. Die Europäische Aristokratie stellte sich fast unter seinen Schutz, da sie ihn zu ihrem Spielwerk machen wollte. So war sie auch mit Herrn von Talleyrand umgegangen, dessen gemachter Ruf zum Unglück für uns wurde. Man umringte also Herrn Thiers, man munterte ihn auf; welcher Ruhm für ihn, wenn ein noch so junger Minister die Ruhe Europa's sicherte! Welche originelle, glänzende Rolle für einen durch einen Sturm erhobenen Mann, seine Erhebung zur

Beruhigung desselben anzuwenden! Das reifere Alter machte sich zuweilen durch Kühnheit unsterblich; gab es aber wohl eine schönere Rolle, als seine Jugend durch Klugheit unsterblich zu machen!

Thiers lebte, wenn er es sich auch nicht eingestand, unter dem Zauber dieser geschickten Einflüsterungen, als Lord Palmerston im Namen der Quadrupel-Allianz Frankreich förmlich einlud, mit England verbunden zum Heile Spaniens durch Besetzung des Hafens Passage, Fuenterrabia's und des Bastanthales zu wirken.

Thiers mußte in eine ungeheure Verlegenheit gerathen. Einerseits forderte man von ihm, was immer Gegenstand seiner theuersten Gedanken und der Inhalt seiner Politik gewesen war. Wenn er aber andererseits, selbst innerhalb der vorgeschlagenen Gränzen intervenirte, so brach er definitiv mit der Politik des Kontinents, und war Lord Palmerston wohl werth, daß man ihm die honigsüße Freundschaft Herrn von Metternich's opferte? Was würde wohl die Boudoir-Diplomatie, deren Beifall Herrn Thiers so theuer war, von einer Intervention in Spanien denken? Was würde der König davon denken? Was würde Herr von Talleyrand davon denken, welcher der heftigste Gegner des Bündnisses mit England geworden war? Auch gestand sich Herr Thiers, daß, ihn und Passy ausgenommen, Niemand im Conseil für die Intervention stimmte. Demgemäß faßte er seinen Beschluß; und am 18. März richtete er an den General Sebastiani, der an Talleyrand's Stelle in London getreten war, eine Depesche, in welcher die Forderung einer Intervention zurückgewiesen wurde.

Die Depesche setzte auseinander, daß eine Mitwirkung der angegebenen Art Frankreich unfehlbar zu entscheidenderen Maaßregeln nöthigen würde; daß die Intervention und die ungeheuren dadurch erforderten Opfer ohne Zweck und ohne Würde bleiben würden, wenn man nicht vernünftiger Weise hoffen dürfe, Spanien und die das Land zerfleischenden Parteien zu beruhigen; daß, wenn die Idee einer Intervention oder Cooperation zu einer andern Epoche für ausführbar gehalten worden sei, so sei doch dieß nicht mehr möglich, seitdem die wachsende Anarchie und die unaufhörlich sich erneuernden Schreckensscenen Alles auf der Halbinsel in Frage gestellt hätten.

Mochte Lord Palmerston nun auf eine Weigerung gefaßt sein oder nicht, so konnte er sich doch des Aergers nicht erwehren, und von diesem Augenblicke an war das Bündniß zwischen dem Kabinet

der Tuilerien und dem von St. James wenn auch nicht gebrochen, so doch zerstört und gefährdet.

Andererseits triumphirte Herr von Metternich unter seinen nun wieder beruhigten Bundesgenossen. Es folgte daher eine Reihe durchaus friedlicher Maaßregeln. Die Augsburger allgemeine Zeitung, welche uns früher in einer Korrespondenz aus Preußen verhöhnt hatte, nahm gegen Ende des März eine Korrespondenz aus Oesterreich voller süßlicher Zuvorkommenheiten gegen die französische Regierung auf; der österreichische Beobachter vom 19. April machte eine Proklamation bekannt, in welcher der General Kaufmann den bevorstehenden Abmarsch eines Theils der Krakau besetzenden Truppen ankündigte; die österreichische Armee wurde zu dem Standpunkte von vor 1830 reduzirt; endlich schien auch das Petersburger Kabinet einen Beweis der Mäßigung geben zu wollen und das Journal de Paris vom 22. April verkündete die Herabsetzung der türkischen Schuld und die Räumung Silistria's durch die Russen.

Mehr bedurfte es nicht, um am Hofe der Tuilerien eine Hoffnung zu beleben, auf die ganz zu verzichten, man nie den Muth gehabt hatte. Nach dem Dienste, den man der Politik des Continents geleistet, glaubte man sich berechtigt, eine Stelle in der Familie der Herrscher zu verlangen, und das Juli-Königthum lebte bald nur noch im Roman seiner Wünsche.

Der Herzog von Orleans, der älteste Sohn des Königs, war jung, hübsch gewachsen, von angenehmem Geiste, von regelmäßiger und anziehender Gestalt, obwohl sie keinen Ausdruck hatte. Da er allem Anschein nach bestimmt war, einst die glänzendste Krone der Welt zu tragen, so hatte er frühzeitig jene elegante Größe und jenen frivolen Glanz, welche die Herzen der Frauen immer bezaubern, sich zu eigen gemacht. Da das Cölibat ihm keine unvorhergesehenen Freuden und poetischen Phantasieen mehr versprechen konnte, so dachte er auf eine Heirath, die ihn für die strengen Pflichten, die sie ihm auferlegte, durch ihren Glanz entschädigen könnte und seine Wünsche neigten sich einer österreichischen Erzherzogin zu. Nichts konnte der königlichen Familie mehr zusagen, da sie den glühenden Wunsch nährte, von dem monarchischen Europa zu Gnaden angenommen zu werden. Aber war nicht eine solche Hoffnung eine Verwegenheit? Sollte man sich der Demüthigung einer abschlägigen Antwort aussetzen? Herr Thiers hatte zu viel Scharf-

sinn, um sich ohne Weiteres einer Politik der Illusionen zu überlassen. Er ahnte eine demüthigende Antwort und verhehlte dieß nicht. Hätte er einen kühnern Geist und einen höheren Flug der Seele gehabt, so würde er der königlichen Familie den einzigen befolgenswerthen Rath gegeben haben; er würde ihr vorgestellt haben, daß hinter contrerevolutionaire Bündnisse herzulaufen, eine nutzlose Aufopferung sei; daß nach einer Revolution wie die Julirevolution, und in einem Lande wie das unsrige die Monarchie den gothischen Majestäten nichts entlehnen dürfe; daß sie nur, wenn sie sich selbst genüge, möglich sei; daß eine Französin, Tochter irgend eines großen Bürgers, für einen französischen Prinzen besser sei, als eine aus fremdem und feindlichem Blute entsprossene Prinzessin; daß Rom die Nationen beherrscht habe, weil es dem geringsten seiner Bürger einen höheren Adel beigelegt habe als dem größten Könige; daß Napoleon dadurch, daß er mit der kleinlichen Eitelkeit eines Emporkömmlings die Verbindung mit den germanischen Cäsaren gesucht, in den Augen der Welt sich moralisch gestürzt und seinen Fall vorbereitet habe. Das begriff Herr Thiers nicht oder wagte nicht, es zu sagen. Er begnügte sich, bemerklich zu machen, daß man keine Veranlassung zur Eile habe, daß Emporkömmlinge sich spät verheirathen müßten, weil sie auf diese Weise ihre guten Aussichten vergrößerten; daß man in jedem Falle die Blicke auf eine kleine deutsche Prinzessin richten müsse, wenn nur königliches Blut in ihren Adern flösse: Herrn Thiers Einwendungen gingen nicht hierüber hinaus und man hatte keine Mühe, seinen Widerstand zu besiegen. Mochte nun Takt oder Ueberzeugung der Grund sein, der König war in Gegenwart des Ministers den ehrgeizigen Plänen des Herzogs von Orleans nur zur Hälfte beigetreten und es war daraus ein leises Mißverständniß zwischen dem Vater und dem Sohne hervorgegangen. Eines Tages zog Madame Adelaide Herrn Thiers bei Seite und drang in ihn, den Schwankungen ein Ende zu machen, da dieselbe die Familie in eine gewisse Verwirrung stürzten. Und Herr Thiers gab nach. Auch sah er es im Grunde nicht ungern, wenn er seine Leitung der Geschäfte durch ein bemerkenswerthes Ereigniß bezeichnen könnte. Und wie hätten ihm die Huldigungen nicht schmeicheln sollen, die man seiner plebejischen Bedeutung darbrachte, indem man ihn zum Einführer des Hauses Orleans in die Familie der alten Herrscher machte!

Er faßte also seinen Entschluß, führte eine Unterredung mit Herrn von Werther und Herrn von Appony herbei, sprach mit diesen von einer beabsichtigten Reise des Herzogs von Orleans, bat sie, die Einwilligung ihrer respektiven Höfe zu erwirken und empfahl ihnen Geheimniß an.

Ein Gesandter hat immer das Interesse, wohlwollende und freundschaftliche Beziehungen zwischen der Macht, die er repräsentirt und der, bei welcher er beglaubigt ist, zu erhalten. Herr von Werther und Herr von Appony empfingen Thiers Mittheilung auf das Zuvorkommendste. Es werden augenblicklich Couriere zu ihrer Verfügung gestellt und bald erhält man eine günstige Antwort. Man denke sich die Ueberraschung, den Aerger des Russischen Gesandten, dem dieß zu gut bewahrte Geheimniß entgangen war. Aber Thiers kannte den Grafen von Pahlen sehr genau; er übernahm es, denselben zu begütigen, was ihm nicht schwer wurde. Es war also Alles gelungen. Der Herzog von Orleans war außer sich vor Freude, der Herzog von Nemours wurde zu seiner Begleitung ausersehn, und der König entsagte seiner alten Gewohnheit der Sparsamkeit, weil es sich um ein Interesse der Dynastie handelte: er stellte zur Verfügung seiner Kinder so viel Geld als nöthig war, um nach Art der Prinzen zu glänzen.

Zugleich schrieb Thiers an St. Aulaire einen Brief, welcher die Wichtigkeit einer Depesche, obwohl nicht den Character einer solchen hatte und welchen dieser vorkommenden Falls Herrn von Metternich vorlesen sollte. In der That wollte man nicht, daß diese Familienangelegenheit wie eine Kabinetsangelegenheit behandelt werden sollte, und man war übereingekommen, daß der Herzog die Kosten der Unterhandlung persönlich bestreiten solle, allerdings mit dem Vorbehalte einer Unterstützung durch den französischen Gesandten, wenn der Erfolg wahrscheinlich würde. In seinem Briefe hatte Herr Thiers nicht verfehlt, die Vortheile aufzuzählen, welche Oesterreich von der Freundschaft Frankreich hoffen dürfe. Freilich eine Ansicht, welche schwer bei einem Hofe geltend zu machen sein mußte, bei welchem derartige Ideen schmerzliche Erinnerungen erwecken mußten! Denn war nicht Marie Louise, als sie die Gemahlin des triumphirenden Kaisers der Franzosen wurde, das Unterpfand des Schutzes gewesen, welchen ein nicht zu vermeidender Soldat dem besiegten Oesterreich bewilligt hatte? Und, wenn wir weiter zurückgehen, war

nicht die schöne und unbesonnene Tochter Marie Theresiens, dieses arme Weib, welches eine nothwendige Revolution, die mächtig, aber auch schrecklich und mitleidslos wie das Schicksal gewesen war, so schnell mit sich fortgerissen hatte, aus Deutschland gekommen, um den Zwischenraum abzumessen, der in unserm Lande das Schaffot vom Throne trennt?

Die Aufnahme, welche die Herzoge von Orleans und Nemours in Berlin fanden, war eine sehr freundliche und weit aufrichtiger, als man in Europa glaubte. Der König von Preußen war von gemäßigter Gesinnung. Dem Vergnügen, Frankreich zu beleidigen, zog er den Vortheil vor, es sich geneigt zu machen, und obgleich er einst an einem Vernichtungskriege gegen uns Theil genommen hatte, so theilte er doch weder den Haß des Russischen Kaisers noch das systematische Mißtraun der alten österreichischen Diplomatie gegen die französische Regierung. Er bot also den beiden französischen Prinzen eine ächt königliche Gastfreundschaft an. Mehr bedurfte es nicht und bald drängten sich die Nachahmer des Fürsten hinter ihnen her, und die Gemeinheit dieser zahlreichen Schaar bildete ihr Gefolge.

Sie suchten auf eine großartige Weise aufzutreten und die Feinheit ihres Benehmens durch die Verführungen geschickter Freigebigkeit zu unterstützen. Andrerseits hatte für diejenigen, welche jenseits des Rheins von den modernen Ideen angesteckt waren, für das Volk, welches von einer unbestimmten Sehnsucht nach Freiheit bewegt wurde, die Ankunft zweier Prinzen, welche trotz ihrer selbst das lebende Bild einer Revolution mit sich führten, deren Politik sie abschwören konnten, aber deren Farben sie tragen mußten, etwas sehr Aufregendes.

Von Berlin begaben sie sich nach Wien. Auch hier bereitete man ihnen einen Empfang, der ihre geheime Hoffnung ermuntern mußte; auch hier ließ die Menge bei ihrem Anblicke eine Art leidenschaftlicher Neugierde blicken. Man erzählt sich sogar, daß Herr von Metternich äußerte: „Ihre Revolutionaire in Paris sind Bösewichter, unsere Revolutionaire sind Dummköpfe.“

Der Herzog von Nemours war nicht geeignet, sich Liebe zu erwerben, denn seine Haltung war übermäßig steif und sein Benehmen hochmüthig. Aber sein Bruder war äußerst liebenswürdig. Bald unterhielt man sich unter den Wiener Damen nur von der Liebenswürdigkeit des Herzogs von Orleans; und der Duft dieser Salons-

Beliebtheit stieg ihm zu Kopf und benebelte ihn. Die Prinzessin Therese, die Tochter des Erzherzogs Karl hatte ihm gefallen; er schmeichelte sich beim Vater ein und wurde der Liebling des Sohns; und als er Alles hinlänglich für den Erfolg vorbereitet glaubte, nahm er keinen Anstand, sich zu erklären. Der Erzherzog Karl schien geneigt, den Vorschlag anzunehmen. Aber es bedurfte einer andern Einwilligung als der seinigen. Herr von St. Aulaire begiebt sich zum österreichischen Minister, theilt ihm den Hergang mit und zeigt ihm den Brief von Thiers. Herr von Metternich zeigt sich allerdings gerührt von den Betrachtnugen, die man bei ihm geltend macht; antwortete aber, daß die Familie über diese Frage entscheiden müsse, was dem Anfange einer Weigerung ziemlich ähnlich sah. In der That konnte es nicht an Einwendungen fehlen. War es des glorreichen Hauses Oesterreich wohl würdig, den Vortheil seiner Freundschaft einem Monarchen von so neuem Datum zu bewilligen, der seine Adelstitel in den Barrikaden verloren hatte? Was sollte die österreichische Aristokratie, die stolzeste und reizbarste in Europa, von einer solchen Mesalliance denken? Man versichert, daß namentlich von Seiten der Erzherzogin Sophie die Opposition sehr lebhaft war. Endlich scheiterten die Unterhandlungen. „Darf man eine Prinzessin der Gefahr aussetzen, in einen Wagen zu steigen, durch welchen Pistolenschüsse hindurchgehn?“ Dieß war der Vorwand, mit welchem die dem Hause Oesterreich angethane Beschimpfung beschönigt wurde.

Der älteste Sohn Louis Philipps, der überrascht und gedemüthigt war und sehnlichst wünschte, die seinem Stolze verletzte Wunde heilen zu lassen, machte sich auf die Reise zu den italienischen Höfen, von denen er Besseres erwartete. Der Zufall wollte, daß Marie Louise sich auf demselben Wege, auf welchem der Herzog von Orleans Wien verließ, dorthin begab. Sie begegneten sich also; und es läßt sich leicht denken, welcher Art ein solches Zusammentreffen sein mußte. Ein von Jugend glänzender Prinz, ein Prinz, der von den Ufern der Seine kam, mußte in der Mutter des Herzogs von Reichsstadt die Erinnerung an ein abwesendes und theures Bild erwecken. Während der eine auf den Straßen Europas dahinflog, um Erben für einen Thron zu suchen, den Napoleons Fall für immer erledigt hatte, schlief der andere den ewigen Schlaf in dem düstern Gewölbe, in welches das Kaiserreich mit ihm hinabgestiegen war. Kaum hatte Marie Louise den Herzog von Orleans bemerkt, als sie von unbe-

zwinglicher Rührung befallen wurde. Sie wollte sprechen, aber vergeblich; sie folgte ihrem Herzen und zerfloß in Thränen. Prophetisches Zusammentreffen! Sechs Jahre nach dieser Scene bedeckte ein trauernder Zug den Weg von Paris nach Dreux, einer kleinen Stadt, wo die Familiengräber der Orleans sind. Ein junger Prinz hatte sich den Schädel auf dem Pflaster der Straße zerbrochen, und hinterließ eine zweifelhafte Krone auf dem Haupte eines Kindes.

Drittes Kapitel.

Das Attentat vom 25. Juni 1836. — Verhaftung Alibaud's; sein Character; seine Haltung vor den Richtern; seine Hinrichtung. — Tod Armand Carrel's. —

Der Herzog von Orleans und sein Bruder hatten den Plan, ihren Aufenthalt im Auslande zu verlängern, als sie plötzlich durch eine düstere Nachricht zurückgerufen wurden.

Am 25. Juni 1836 um 6½ Uhr Abends entstand, als der König den Palast der Tuilerien verließ, um sich nach Neuilly zu begeben, plötzlich ein großer Tumult an der Biegung des Gitters des Palais=Royal. Eine Stockflinte war auf den König abgefeuert worden, als derselbe sich zum Schlage neigte und die Garde grüßte. Eine rasche Bewegung rückwärts rettete den König; aber der Pfropfen blieb in seinen Haaren. Man hatte sich auf den Mörder geworfen; man entriß ihm einen Dolch, mit welchem er sich zu tödten suchte und schleifte ihn zum Posten unter wirrem Geschrei.

Vermöge eines so auffallenden wie schmerzlichen Kontrastes hatte der junge Mensch, der sich zu diesem schauerlichen Attentat erniedrigt, etwas Einnehmendes und Gefälliges in seiner ganzen Persönlichkeit; sein Gesicht, welches lange wallende Haare einfaßten, war regelmäßig schön; seine blauen Augen waren voller Zärtlichkeit und seine Physiognomie zeigte ein seltsames Gemisch von Schwermuth, weiblicher Grazie und Stolz. Man überstürmte ihn mit Schmähungen. Aber er ließ auf seiner Stirn nur das Bedauren lesen, alle Macht seiner Leidenschaft zu einer vergeblichen Bemühung aufgewendet zu haben; seine Haltung war fest, obwohl bescheiden; ein ernstes Lächeln spielte auf seinen Lippen und er schritt ruhig unter den Schmähungen dahin. Ein ihn bewachender Gardist hatte ihm ein Bündel Haare ausgerissen, „das heißt Muth;" sagte er bitter,

Sie sind ein tapferer Mann." Der Erste, der sich seiner bemächtigt hatte, war ein Waffenhändler, Namens Devisme. „Ich kenne ihn, rief dieser Mann mit verwirrter Stimme. Er heißt Louis Alibaud. Ich habe ihm die Waffe geliefert, deren er sich so eben bediente. — Unglücklicher! zu diesem Gebrauche also!" — — Alibaud unterbrach ihn sanft mit einer gewöhnlichen Höflichkeitsformel. Als ein Oberst zu ihm sagte: „Ungeheuer! ich hätte Dir Brod gegeben, wenn Du welches von mir gefordert hättest," erglänzte sein Auge in schrecklichem Glanze, und er antwortete: „Brod? darum bettle ich nicht, sondern verdiene es mir; und wer mich hindert, es zu verdienen, den ermorde ich." Er wurde nach der Conciergerie geführt und in das Gefängniß gebracht, welches Fieschi inne gehabt hatte. Man bemerkte, daß er mit geringschätziger Zerstreutheit die Inschriften betrachtete, mit denen die Eitelkeit seines Vorgängers die Wände bedeckt hatte. Später konnte man sich überzeugen, daß er nicht von der Sucht, berühmt zu werden, befallen war. Er war traurig, unbezwinglich und gefaßt; er wollte sich nicht vertheidigen, sondern sterben.

Er hatte in der That viel gelitten; aber da er ganz der republikanischen Ueberzeugung angehörte, so hielt er sich nicht für berechtigt, dem Leben zu entsagen, einzig um dem Schmerze zu entgehen, und er hatte in der ebenso unsinnigen wie bedauernswerthen Hoffnung, seinen Selbstmord durch die Ermordung eines Königs für die Völker nützlich zu machen, Perpignan verlassen. Man erzählt sich, daß er am Tage vor seiner Abreise in Folge eines Streites öffentlich eine Ohrfeige erhielt. Seine Freunde wußten, daß er außerordentlichen Muth besaß und dennoch sahen sie ihn den Schimpf stille ertragen. Selbst sein Beleidiger wunderte sich über seine Selbstverleugnung, welche ohne Zweifel ein Geheimniß verhüllte; aber als er Alibaud aufforderte, endlich für seine Ehre Sorge zu tragen, antwortete ihm dieser: „Soll ich Sie um Verzeihung bitten; ich verstehe mich dazu. Mich schlagen! — — nein, ich habe etwas Anderes zu thun." Wenige Tage später langte er in Paris an. Hier lebte er mehrere Monate unter unaussprechlichen Qualen, verfolgt von seinem verhängnißvollen Plane, dem Feinde seiner Seele auflauernd, den er opfern wollte; und während dessen war er der Armuth und ihren Demüthigungen Preis gegeben, war um die Existenz jedes Tages in Noth und wurde sogar von ehrenwerthen Bürgern, welche die Kühnheit seiner halben Eröffnungen erbitterte und ungläubig machte, als Spion behandelt. Und seine Noth war so groß,

daß er sich einem Waffenhändler als Handlungsreisenden anbieten mußte, um sich das Instrument des Verbrechens zu verschaffen. Der Waffenhändler vertraute ihm Stockflinten an, und Alibaud schickte sie 14 Tage später zurück; nur eine behielt er, die er verloren zu haben behauptete und die er schuldig blieb. Während dieser Zeit hatte er eine bescheidne Stelle erhalten; er verlor sie, weil er in einem Streite, wo die Heiligkeit seines Wortes angerufen wurde, sich nicht einer Lüge hatte beigesellen wollen. Sein Ekel gegen die Menschen und das Leben wurde dadurch vergrößert. Das Uebrige ist bekannt.

Die Minister beeilten sich, den Blicken der Menge einen Mann zu entziehn, den man nicht leicht und mit Nutzen erniedrigen konnte. Schon am 25. Juni war die Pairs-Kammer in einen Gerichtshof verwandelt worden und man schritt unverzüglich zu den Verhören. Alibaud beantwortete die an ihn gerichteten Fragen mit Höflichkeit und Energie. Er hatte schon gesagt: „Das Haupt der Verschwörung ist mein Kopf, die Mitschuldigen sind meine Hände.“ Er sprach nicht ein Wort, welches sich nicht auf diese Erklärung bezog. Durch aufmerksames Ansichhalten schützte er selbst die Personen, die nur in entfernter Beziehung zu ihm gestanden hatten. Für Reue zeigte er sich durchaus unzugänglich. Ein Augenblick trat freilich ein, wo seine Festigkeit ihn verließ. Als man den Unglücklichen genöthigt hatte, von seiner Familie zu sprechen, fühlte er sich plötzlich von großer Verwirrung ergriffen, die Worte erstarrten auf seinen Lippen, sein Gesicht verfärbte sich auf eine merkwürdige Weise, und er fing an zu weinen. Folgendes las man in der Instruktion: (Verhör vom 27. Juni 1836.)

Herr Pasquier. Was haben Sie gethan, nachdem Ihre Unternehmungen gescheitert waren?

Alibaud. Meine Familie begab sich nach Perpignan, wo sie sich gegenwärtig aufhält.

(Das Verhör wurde hier mehrere Minuten durch die Thränen und das Schluchzen des Angeklagten unterbrochen.)

Herr Pasquier. Die Betrübniß, welche Sie darlegen, scheint aus einer guten Empfindung zu entspringen, was ruft in Ihnen eine so lebhafte Empfindung hervor?

Alibaud. Die Natur.

Herr Pasquier. Nicht etwa der Gedanke an das Leid,

welches Sie Ihren Verwandten zufügen und an den Kummer, welchen ihnen Ihre Handlung verursachen muß?

Alibaud. Das ist wahr.

Herr Pasquier. Nun, sollte dieses Gefühl Sie nicht dazu führen, den Abscheu den Ihr Verbrechen einflößt durch die Aufrichtigkeit Ihrer Geständnisse zu mildern?

Alibaud. Der König ist der Urheber meines Verbrechens, er hat mich zu einem Mörder gemacht, er ist an dem Unglück meines Vaters schuld.

Wir haben gesehen, daß Alibaud entschlossen war, sich nicht zu vertheidigen; er beharrte bei diesem Entschlusse, so lange er es nur mit dem Henker zu thun zu haben glaubte. Er sah aber bald, daß man ihm gemeine Handlungen und unedle Neigungen unterzuschieben suchte, und daß man den Kopf, der dem Tode geweiht war, mit Schmach zu bedecken suchte, entweder um den Königsmörder schwärzer erscheinen zu lassen oder aus Schmeichelei gegen den Fürsten. Die Anklageakte besagte: „Die menschlichen Einrichtungen haben nur auf die Zukunft Einfluß und es ist ihnen nicht immer gegeben, auf die Vergangenheit zurück zu wirken. Es konnte sich also eine ganz eigenthümliche Organisation finden, welche vermöge einer Art Anomalie alle nothwendigen Bedingungen zu einem Verbrechen in sich vereinigt, zu welchem kein Grund mehr vorhanden ist: demagogische Ideen, verbunden mit gemeinen und verderbten Neigungen, Elend und Müßiggang, Habsucht und Faulheit, Unwissenheit und Eitelkeit, unmäßige Sucht, Glück zu machen, verbunden mit gänzlicher Ungeschicklichkeit.“ Andrerseits stellte der Graf Bastard in dem von ihm verfaßten Berichte die Sache so dar, als ob Alibaud schlechten Benehmens wegen von dem Kaufmann weggejagt worden sei, eine Anschuldigung, deren Falschheit erkannt wurde und welche ein ehrenwerthes, durch das Gewissen gebotnes Opfer in ein verdientes Unglück zu verwandeln suchte.

Unter der Last solcher Anklagen, welche sein ganzes Leben entehren zu wollen schienen, nahm Alibaud den gerichtlichen Kampf an, dem er anfangs ausgewichen war. Er wählte einen Advokaten und sammelte seine Erinnerungen zu einer Erzählung, welche die Grundlage der Vertheidigung bilden sollte. Prahlsucht und Haß waren von dieser Erzählung ganz ausgeschlossen. Selbst mehrere Züge der Aufopferung, auf die der Angeklagte stolz sein konnte, und die immer

unbekannt geblieben sein würden, wenn die Verhandlungen sie nicht ans Licht gebracht hätten, waren mit Schweigen übergangen.

Die erste Audienz fand am 8. Juli (1836) statt. Alibaud erschien vor seinen Richtern in einer Haltung, die frei von Anmaßung und Schwäche war. Eine leichte Wolke von Traurigkeit lag auf seiner Stirn und dennoch war leicht zu sehen, daß der Angeklagte die Ueberzeugung, die ihn zum Mörder gemacht, ungeschwächt bewahrt hatte. Als der Präsident ihn fragte, seit wie langer Zeit er seinen traurigen Plan nähre? antwortete er: „Seitdem der König Paris in Belagerungszustand erklärt hat, seitdem er hat regieren wollen, anstatt zu herrschen; seitdem er die Bürger in den Straßen von Lyon und im Kloster Saint-Mery hat hinmorden lassen. Seine Regierung ist eine blutige, schändliche Regierung. Ich habe den König tödten wollen.“ So groß war der düstere Fanatismus dieses Mannes, so groß seine unversöhnliche Entschlossenheit! Die Zeugenaussagen begannen und es ergab sich daraus, daß Alibaud mit einer bis zur Wuth gehenden politischen Exaltation eine große Liebenswürdigkeit des Benehmens und des Charakters, tiefes Gefühl, muthvolle Redlichkeit verband und jenes innere Feuer besaß, welches den Menschen zu Aufopferungen treibt. Als Kind und als er noch nicht schwimmen konnte, hatte er sich in die Wogen gestürzt, um ein anderes Kind zu retten, mit welchem er beinahe untergegangen wäre, im Alter von 17 Jahren hatte er in Narbonne ein junges Mädchen vom Ertrinken gerettet und es unter dem lauten Zujauchzen der zahlreich versammelten Menge ans Ufer zurückgebracht; als Unteroffizier in Straßburg hatte er sich der Strenge einer militairischen Bestrafung ausgesetzt, weil er sich für einige seiner Kameraden geopfert hatte. Dieß bestätigten mehrere Zeugen. Einige derselben bekannten sich laut als seine Freunde. Auf Veranlassung der gegen sein Privatleben erhobenen Bedenklichkeiten erklärte einer seiner früheren Waffengefährten laut, daß er verleumdet worden sei und als dieses Zeugniß einer furchtlosen Ueberzeugung einen verschiedenartigen Eindruck auf die Versammlung zu machen schien, setzte der Zeuge hinzu: „Ja, meine Herren, ich schwöre, daß man ihn verleumdet hat, und alle Mächte der Welt sollen mich nicht dazu bringen, das Gegentheil zu sagen.“

Ein einziger Tag wurde für das Zeugenverhör verwendet. Der Angeklagte hatte nicht Zeit gehabt, alle ihm günstigen Zeugen zu berufen, da der Pairshof trotz der lebhaften Protestation von

Alibaud's Vertheidiger den vom Gesetz vorgeschriebenen Termin verkürzt hatte!

In der Sitzung vom 9. Juli hielt Herr Martin (du Nord) sein Requisitorium. Er hob mit vieler Kraft, Wärme und Vernunft das Barbarische und Unsinnige eines politischen Meuchelmordes hervor; aber er verkannte den Ernst seiner Aufgabe und setzte die Achtung vor der Wahrheit aus den Augen, als er ausrief: „Ziehen Sie alle Aktenstücke der Instruktion zu Rathe, fragen Sie, wer Alibaud ist. Sie werden sehen, daß er von den lasterhaftesten Neigungen beseelt wird, daß ihn Faulheit und Eitelkeit ins Elend stürzten und daß er so einer Existenz fluchen mußte, die für ihn nur eine Last und eine Schmach war." Die Instruktion, auf welche sich der General-Prokurator berief, strafte ihn Lügen.

Herr Charles Ledru konnte zu Gunsten seines Klienten nur die Nachsicht der Richter anrufen. Dieß that er in rührenden und passenden Ausdrücken. Er zeigte, wie den Ausschweifungen des Fanatismus beim Angeklagten edle Empfindungen und Keime der Tugend zur Seite ständen. „Meine Herren Pairs," rief er zum Schlusse aus, „ich fordere Sie zur Milde auf. Der Angeklagte weis't sie zurück: hören Sie nicht auf seine Wünsche und decken Sie ihn mit Ihrer Verzeihung. Nein, er darf nicht umkommen, das müssen Sie so gut wie ich fühlen — — Sie werden dieses edle Haupt nicht wollen fallen lassen, während Sie noch von dem Schrecken erfüllt sind, welchen Alibaud's Festigkeit Ihnen einflößt. — Noch ein Wort, meine Herren; in dieser Nacht, während ich von der Aufregung ergriffen war, in welche mich diese schreckliche Angelegenheit gestürzt hat, und während ich nicht wußte, was ich für diesen Mann sagen sollte, warf ich die Augen auf ein Buch und öffnete es. Es war Corneille. Ich las in demselben, daß Augustus eines Tages die Verschwörung Cinna's entdeckte, den er mit Wohlthaten überhäuft hatte:

> Tu veux m'assassiner demain au Capitole,
> Pendant le sacrifice; et la main pour signal
> Me doit au lieu d'encens donner le coup fatal.

Augustus war Opfer und Richter! Er war nachsichtig. — — Seitdem suchte der Dolch der Mörder seine Brust nicht mehr auf."

Kaum hatte Herr Ch. Ledru die letzten Worte der Vertheidigung gesprochen, als Alibaud sich erhob.

Er begann folgendermaßen: „Meine Herren, ich habe nie den

Gedanken gehabt, mein Haupt zu vertheidigen; meine Absicht war, es Ihnen offen darzubieten, indem ich glaubte, daß Sie es ebenso annehmen würden. Ein Verschwörer setzt seinen Plan durch oder stirbt. Mochte ich den meinigen durchsetzen oder nicht, so war doch immer der Tod mein Loos.“ Er suchte hierauf die Anklagen zurückzuweisen, durch welche man ihn beschimpft hatte. Als er zu dem Attentat gelangte, welches ihn zu dem Schaffot führte, sagte er: „Ich hatte gegen Philipp I. das Recht, welches Brutus gegen Cäsar anwendete.“ Heftiges Murren unterbrach ihn. Er fuhr fort: „der Königsmord ist das Recht des Menschen, der nur durch seine Hände noch Gerechtigkeit erlangen kann.“ Als hierüber auf den Bänken der Pairie eine Bewegung entstanden war, entzog der Präsident dem Angeklagten das Wort. Nach der Erwiederung des General-Prokurators gab er es ihm zurück, als aber Alibaud immer wieder zum Ausdrucke seines Hasses gegen den König zurückkam, legte ihm Herr Pasquier zum zweiten und letzten Male Schweigen auf. Der Königsmörder Louvel war von seinen Richtern bis zum Schlusse angehört worden.

Ueber die Beschaffenheit des zu fällenden Urtheils war kein Zweifel möglich: dasselbe lautete dahin, daß ihm der Kopf abgeschlagen werden solle.

Dieser Prozeß und die Verurtheilung machten einen tiefen Eindruck auf das Volk. Die Einen fürchteten, die ansteckende Kraft des Fanatismus zu verstärken, wenn sie das geringste Mitleid für den Schuldigen blicken ließen: sie fürchteten, daß schwache Geister die dem Schuldigen dargebrachte Theilnahme als eine Apologie des Attentats ansehen könnten, und diese Furcht bewog sie zum Schweigen. Andere, die leidenschaftlicher waren, fluchten Alibaud wegen seiner Tugenden, nachdem sie ihm wegen seines Verbrechens geflucht hatten; wäre er weniger überzeugungsvoll und weniger muthig gewesen, so wäre auch ihr Haß geringer gewesen. Andere waren endlich der Meinung, daß die Wahrheit in allen Fällen unverletzlich sei, und daß der Meuchelmord an und für sich abscheulich genug sei, um gegen einen Meuchelmörder die Gerechtigkeit nicht aus den Augen zu setzen; sie fühlten Mitleid mit seiner so grausam irregeleiteten Jugend, mit seinem getäuschten Gefühl, mit seinem Muthe; sie bedachten, was der Verurtheilte gelitten, und seine so nahe, so furchtbare Buße! — Die gegen ihn erhobenen Anklagen des Diebstahls und Betrugs verwunderten die edlen Herzen. War Alibaud

ein Dieb, weil er einem sichern Tode mit einem nicht bezahlten Instrumente entgegengegangen war und weil er seinen Freunden die mäßigen Schulden seines Elends hinterließ? Und wie? Für Fieschi gab es scandalöse Schmeicheleien, für Alibaud nur Schimpf! Wozu sollte man übrigens einen Menschen noch in dem Augenblicke schmähen, wo er schon dem Schaffote verfallen war? Armand Carrel erinnerte im National daran, daß man selbst unter den Wilden die dem Tode Ueberlieferten nicht höhne und er setzte den strengen Beschimpfungen Martin's (du Nord) über die Gemeinheit, welche der Gedanke des Königsmordes voraussetze, folgende Worte des jetzigen Ministers Thiers entgegen:

„Republikaner, welche einen neuen Cäsar zu erblicken glaubten, konnten sich mit dem Stahle des Brutus bewaffnen, ohne Mörder zu werden. Es verräth eine große Schwäche, sie deshalb zu rechtfertigen."

Die Erörterung wurde lebendiger und allgemeiner, und die Schriftsteller des Schlosses nannten nun den politischen Meuchelmord eine republikanische Idee. Armand Carrel antwortete hierauf: „Seit fünfzig Jahren sind manche Könige, manche Prinzen ermordet worden. Rechnen wir nach und wir werden sehen, welche Ideen die Dolche geschärft oder die Gewehre geladen haben. Gustav III. König von Schweden, wurde von der schwedischen Aristokratie ermordet. Paul I. wurde wie ein Ochse im Schlachthause von seiner eigenen Familie erwürgt, weil er mit dem ersten Consul unterhandelt hatte und sich mit ihm zu vereinigen drohte, um die Freiheit der Meere gegen die britische Aristokratie zu vertheidigen. Sultan Selim wurde von seinen Soldaten in Stücke gehauen, in Folge der Aufreizungen Englands und Rußlands, weil er der Freund Frankreichs war. Murat, den ganz Europa als König anerkannt hatte, wurde wie ein Straßenräuber von der elenden Dynastie erschossen, welche in Neapel herrscht. Napoleon, der eben so legitime Herrscher Frankreichs wie alle diejenigen, die nach ihm in den Tuilerien residirt haben, Napoleon, den ein Papst gesalbt hatte und der durch die freien Stimmen von sechs Millionen Franzosen auf den Thron erhoben worden war, ist zu St. Helena als Opfer des längstdauernden und grausamsten Mordes, den je ein menschliches Wesen erlitten, gestorben, und alle gekrönten Häupter der Welt sind Mitschuldige dieses Königsmordes gewesen."

Am Sonntage, dem 10. Juli Nachmittags erhielt Alibaud in

Gegenwart des Gefängnißdirektors Valette und des Vorstandes der städtischen Polizei, Herrn Joly, den Besuch seines Vertheidigers. Er bezeigte demselben zunächst auf eine überströmende Weise seine Dankbarkeit und beauftragte ihn, den Zeugen, welche seine Ehre beschützt hatten, seinen lebhaftesten Dank darzubringen. Auch die Art, wie der Greffier des Hofes, Herr Cauchy, ihm das Todesurtheil angezeigt, schien ihn sehr gerührt zu haben: „danken Sie demselben in meinem Namen," sagte er zu Herrn Ch. Ledru. „Welche wohlwollende und sanfte Stimme! Ich litt mit diesem vortrefflichen Manne, der mir nicht zu sagen wagte, wovon die Rede wäre." Er erzählte hierauf, daß ihm bei seiner Abführung aus dem Audienzsaale eine Dame mit freundlicher und trauriger Miene im Vorübergehen die Hand gedrückt habe. „Dieser Augenblick," sagte er, „hat mich für die Beleidigungen des Herrn Martin (du Nord) entschädigt." Bei der Erinnerung an seinen Vater wurde er von Rührung ergriffen und verließ seinen Vertheidiger, den er nicht wieder erblickte.

Da Herr Ch. Ledru nicht von Alibaud hatte erlangen können, daß er um Gnade einkäme, so reichte Ledru selbst eine folgendermaßen lautende Bittschrift beim Könige ein:

„Sire, Alibaud, der entschlossen ist, zu sterben, hat mir die Sorge überlassen, seinen alten Vater zu trösten. Um diese heilige Mission zu erfüllen, trete ich vor Sie hin mit der Bitte, einen Blick der Milde auf einen Verurtheilten fallen zu lassen, dessen unerschütterliche Entschlossenheit die ihm vom Throne Eurer Majestät herabkommende Gnade noch glänzender erscheinen lassen wird; Sire, es war unmöglich, die Hartnäckigkeit eines Menschen zu besiegen, der das Leben zu gering achtete, um es um einen einzigen Tag verlängern zu wollen; aber mir schien es, daß, wenn es jedes Bürgers Pflicht ist, seinem Feinde zu verzeihen, es auch des ersten Bürgers des Staates würdig ist, seinem Mörder zu verzeihen."

Dies Gesuch wurde abgewiesen.

Bei dieser Nachricht eilte Ch. Ledru, begleitet von Herrn Gervais de Caen zum Siegelbewahrer Sauzet, um ein Kassationsgesuch in die Hände des Herrn Sauzet niederzulegen, denn es war Sonntag und die Gerichtsstuben geschlossen. Herr Sauzet antwortete, gegen ein Urtheil des Pairshofes gebe es keine Kassation, dieß würde eine Unschicklichkeit sein.

Alibaud verbrachte den Sonntag, bald in tiefe Beschaulichkeit

versenkt, bald die Lieder seiner Kindheit und seiner Heimath singend. Er sollte am folgenden Tage hingerichtet werden. Am folgenden Tage trat mit Tagesanbruch der achtbare Abbé Grivel in das Gefängniß. Der Verurtheilte lag in tiefem Schlafe. Zwei Schritte von ihm brannte eine Lampe und erleuchtete sein Gesicht, auf welchem große Heiterkeit herrschte. Der Beichtiger weckte sein Beichtkind und sie tauschten nun die letzten Worte aus. Alibaud hörte dem Priester ehrfurchtsvoll zu; aber den schrecklichen Gedanken, der so zu sagen, in sein Blut übergegangen war, bewahrte er bis an sein Ende. Ehe man ihn zu der verhängnißvollen Toilette abrief, fragte ihn der Abbé Grivel, ob er nicht von dem Weine seines Landes zu kosten wünsche. Es wurde ein Glas gebracht, an welches Alibaud die Lippen setzte. Aber alsobald verfärbte sich sein Gesicht, seine Augen nahmen den Ausdruck des Zorns und des Schreckens an. Der Abbé Grivel ahnte Alibaud's Befürchtungen, er ergriff das Glas, leerte es und beruhigte so den Verurtheilten. Das Wasser, welches die Klugheit der Wärter in den Trank gemischt, hatte Alibaud fürchten lassen, daß man seine Kraft durch ein betäubendes Mittel einschläfern wolle, um seinen Muth verläumden zu können. Als sich der Henker um vier Uhr Morgens im Gefängnisse einfand, ließ man Alibaud in den kleinen Raum vor der Registratur bringen. Sein Gesicht war bleich und stolz. Als der Henker ihm den Nacken berührte, empfand er einen flüchtigen Schauer und lächelte darüber. Man bedeckte ihn mit dem weißen Ueberwurfe und dem schwarzen Schleier der Vatermörder, welches düstere Kostüm man Fieschi erspart hatte. Hierauf setzten sich Alle in Bewegung.

Das Schaffot, dem man nachsagt, daß es Schrecken einflöße, und welches dem Gesetze zufolge vor dem versammelten Volke aufgerichtet werden soll, war auf dem Platze St. Jaques, fern vom Mittelpunkte von Paris, gewissermaßen verborgen, und zu einer Stunde errichtet worden, wo Alles schwarz und dunkel ist. Um den Ort der Hinrichtung reihte sich eine dreifache Linie von Soldaten.

Alibaud stand am Fuße des Mordinstruments, der schwarze Schleier, der sein Gesicht verhüllte, wurde ihm abgezogen und er hörte das Vorlesen des Urtheils gefaßt an. Als der Augenblick gekommen war, wo er den Todesstreich empfangen sollte, rief er mit starker Stimme: „Ich sterbe für die Freiheit!“ Dann ließ er

seine Blicke über die Soldaten hinschweifen, welche schweigend und unbeweglich dastanden.

Um fünf Uhr tönte der schallende Tritt der Pferde auf dem Pflaster, welches zum Kirchhofe der Hingerichteten führt, und die Reiter der Escorte erschienen. Schon war der Körper aus dem Korbe herausgenommen worden und man schickte sich an, ihn der Erde zu übergeben, als der Todtengräber noch eine düstere Förmlichkeit erfüllte, den Kopf bei den Haaren faßte und ihn mit den Worten zeigte: „Sie sehen es, es ist wirklich Alibaud."

Die Presse stand noch unter dem Eindrucke dieses Drama's, als sie plötzlich genöthigt wurde, sich mit ihren eigenen Zuständen zu beschäftigen. Denn eine große Revolution brach über den Journalismus herein.

Unter den Urhebern dieser Revolution figurirte Emil von Girardin, ein Spekulant.

Der Plan Emil von Girardin's ging darauf hinaus, den Preis der großen täglichen Journale herabzusetzen, die Leserzahl durch den Reiz der Wohlfeilheit zu vergrößern und die Verluste, welche sich aus dem niedrigen Satze des Abonnements ergeben mußten, durch die Zunahme des Tributs zu decken, den alle Industriezweige, die sich für Geld ankündigen lassen, einem verbreiteten öffentlichen Organe bezahlen würden.

Der Plan ging also darauf hinaus, was seiner Natur nach ein öffentliches Amt, man möchte fast sagen, ein Priesterthum ist, in ein gewöhnliches Geschäft zu verwandeln; er ging darauf hinaus, den Raum für bürgerliche Anzeigen, für banale oder cynische Ankündigungen auf Kosten des Raumes zu erweitern, den die Philosophie, die Geschichte, die Künste, die Literatur, überhaupt alle die Gegenstände beanspruchen, die den Geist des Menschen erheben oder entzücken: der Journalismus sollte mit einem Worte das Sprachrohr der Spekulation werden. Andererseits wurde dadurch eine große Anzahl von Bürgern, welche der hohe Preis der Journale zu lange entfernt gehalten hatte, herangezogen und dieser Vortheil ließ sich ohne Ungerechtigkeit nicht verkennen. Aber die Interessen sind immer unbedingt und ausschließlich in ihrem Zorne: Herr Emil von Girardin, der angegriffen hatte, wurde nun ebenfalls von einigen Blättern, deren Wohlstand oder Existenz die unerwarte Konkurrenz bedrohte, angegriffen, und zwar mit tadelnswerther und übertriebener Schroffheit. Und seltsam genug! Der **Bon sens**,

ein demokratisches Journal, stand an der Spitze dieser Bewegung. Allerdings war die Leitung des **Bon sens** schwankend und getheilt, welcher Umstand einem der Redakteure des Feuilletons, Herrn Capo de Feuillide, gestattete, seine Angriffe gegen die wohlfeile Presse und gegen Herrn von Girardin durchzubringen. Die Artikel, die hier erschienen, waren mit vielem Nachdrucke und mit vielem Geiste verfaßt, aber in einem Tone, dem Maaß und Würde fehlte. Herr Emil von Girardin, der ein Journal zu seiner Vertheidigung besaß, vertheidigte sich durch einen Injurienprozeß und flüchtete sich so unter den Schutz eines Gesetzes, welches dem Ankläger nicht den Beweis gestattet, daß seine Anklage gerecht sei. Daraus entsprang eine nicht wieder gut zu machende Katastrophe.

Armand Carrel glaubte nicht theilnahmloser Zuschauer eines Kampfes bleiben zu dürfen, den ein Journal seiner Partei begonnen hatte: und am 20. Juli veröffentlichte er im National einige Zeilen, in welchen er behauptete, daß Herr von Feuillide das Recht habe, an dem Unternehmen des Herrn v. Girardin Anstoß zu nehmen, auch tadelte er diesen, daß er zu den Septembergesetzen seine Zuflucht genommen.

Herr Emil von Girardin antwortete mit einem Artikel, welcher die Ehrlichkeit des Redakteurs en chef des National zu bezweifeln schien und in allgemeinen Ausdrücken weitere Angriffe verkündete.

Carrel war im Verhältnisse zu dem Manne, der gegen ihn in die Bahn treten wollte, hoch genug gestellt, um sich nicht darum zu kümmern. Aber er ließ sich durch sein hitziges Blut fortreißen.

Doch ehe ich weiter gehe, muß ich vom Zustande seines Geistes sprechen. Eine unbezwingliche Mißstimmung hatte sich seiner bemächtigt. Denn wenn ihn auch die Meinung als Parteiführer begrüßte, so gab sie ihm doch keinen ernstlichen Anhaltpunkt, und er fühlte dieß bitter. Da es in seiner Natur lag, das Aufbrausen des Volks zu fürchten, und da ihm eine umfassende sociale Reform kaum in der Ferne erschien, so würde er sich gern auf das Bürgerthum gestützt haben, wenn er geglaubt hätte, daß es der Republik würdig sei und daß es Sinn für Großes habe. Da er aber sah, daß es im Allgemeinen rohen Neigungen fröhnte, daß es Ruhe ohne Größe liebte, daß es sich für das Mittelmäßige begeisterte und knechtisch aus Habgier war, so hatte er sich mit einem Gemisch von Bedauern und Unwillen von demselben abgewendet. Uebrigens

empfand er für den, welchen es zu seinem Führer gemacht, einen fast persönlichen Haß, einen Haß, der durch jedes neue politische Ereigniß gesteigert wurde und dessen Wunde sich immer mehr erweiterte.

Andererseits fühlte er sich in seiner eigenen Partei unbehaglich. Es erschreckte ihn, daß er manche Menschen führen mußte, die selbst in ihrem Gehorsam herrisch und gewaltthätig blieben; er schrieb ihnen Wiedervergeltungswuth und geheime Gedanken des Despotismus zu, welche seiner Mäßigung viele Sorge machten. Würden sie inmitten der Versuchungen der erwarteten Krise die individuelle Freiheit achten? Würden sie auf der Stelle die Herrschaft des gemeinen Rechts proklamiren? Das fragte er sich unter dem Eindruck seiner hochherzigen Unruhe. Aber sie ermuthigten ihn zur Kühnheit, drängten ihn, stießen ihn vorwärts, forderten ihn auf, vorzuschreiten und zu siegen, ohne sich um die künftigen Gränzen zu bekümmern, weil, wenn der Sieg erfochten, es nicht sowohl darauf ankomme, die Verzeihung der Besiegten zu erlangen, als ihn zu vervollständigen und zu befestigen. Das konnte Armand Carrel nicht immer läugnen und namentlich nicht den Ausschweifungen einer Macht gegenüber, die nur mit dem Zorne regierte. Die Gedanken des Staatsmannes und der Haß des unterdrückten Bürgers bekämpften also in ihm die ritterlichen Gefühle, und dieser Kampf hatte ihn in eine heroische Traurigkeit gestürzt.

Auch trauerte er über das beständige Zurückdrängen seiner Wünsche. Ihm wären die Qualen des Ruhms, das Leben des Lagers nöthig gewesen, und er hatte für seine Energie keinen andern Spielraum, als den Journalismus, eine Art des Kampfes, dessen schnell verschwindende Aufregungen seiner Ansicht nach keinen genügenden Ersatz für die kalten Sorgen und die gewöhnlichen Mühen boten.

Glücklich wäre er noch gewesen, wenn er nicht unter den Seinigen mißtrauischen Gesinnungen ausgesetzt gewesen wäre, welche bei den Einen aus starrer Ueberzeugung hervorgingen, bei Andern aber entschieden den Charakter der Ungerechtigkeit hatten. Jenen zufolge achtete er das Volk nicht genug und wünschte den Triumph desselben nicht mit Eifer genug. Diese gingen weiter: sie warfen ihm seine militairische Eleganz und die patricische Form seiner Verachtung vor; sie konnten es ihm nicht verzeihen, daß seine Ueberlegenheit einen beleidigenden Charakter hatte, und daß er selbst die

Achtung seiner Gegner eroberte. Die neidische Mittelmäßigkeit, welche in einem freien Lande den Bodensatz aller Parteien bildet, verzeiht dieß in der That den auserwählten Geistern am allerwenigsten. Aber die Freiheit ist werth, daß man, um ihr zu dienen, der größten ihrer Gefahren, dem Ostracismus, trotze!

Um dieß Bild des geistigen Todeskampfes eines großen Herzens zu vollenden, müssen wir hinzufügen, daß Armand Carrel seit einiger Zeit anonyme Briefe empfing, welche bald Drohungen, bald Beleidigungen über ihn ausschütteten; sie nannten ihn einen Raufer und verkündeten ihm ein nahes und tragisches Ende als Züchtigung für die Diktatur, die sein Muth ausübte. Einige dieser Briefe hatten düstere Symbole, z. B. gekreuzte Pistolen und Säbel. In bessern Zeiten würde Armand Carrel solche Niederträchtigkeit verachtet haben: aber in dem Zustande der Entmuthigung, in welchen er versunken war, konnte er sich einer geheimen Angst nicht erwehren und hatte Vorahnungen. Eines Tages erzählte er mit folgenden Worten seinen vertrauteren Freunden einen Traum, der ihn verfolgte: „Ich habe meine Mutter im Schlafe gesehen. Sie war schwarz gekleidet und in ihren Augen schwammen Thränen. Ich fragte sie erschreckt: „Wen beweinst Du? Meinen Vater?“ — „Nein.“ — „Meinen Bruder?“ — „Nein.“ — „Wen betrauerst Du denn?“ — „Dich, mein Sohn.“ — Am Tage nach diesem prophetischen Traume schrieb Armand Carrel im National die erwähnten Zeilen, welche von Seiten Emil von Girardin's die ebenfalls schon erwähnte Antwort hervorriefen.

Hatte der Streit so begonnen, daß er, wenn er in derselben Weise fortgeführt wurde, zu einem Duell führen mußte? Carrel besaß eine zu stolze Reizbarkeit, um sich zu besinnen. Begleitet von seinem Freunde Adolph Thibaudeau begab er sich eiligst zu Herrn von Girardin, um eine öffentliche Erklärung oder Satisfaktion durch die Waffen zu erlangen. Er trat mit dem Journale seines Gegners in der Hand ein. Er überwand sich selbst, um ruhig zu bleiben, und sowohl sein Benehmen wie seine Sprache war durchaus höflich. Aber kaum hatte er begonnen, als Herr von Girardin den Wunsch aussprach, einen seiner Freunde, Herrn Latour-Mezeray, zu den Verhandlungen hinzuzuziehen und er schickte sogleich zu demselben. Bis zur Ankunft desselben fand ein ziemlich lebhafter Austausch von Worten statt. Armand Carrel glaubte in dem Widerstande Herrn von Girardin's die Absicht eines Duells zu

erkennen und als er diese Bemerkung aussprach, antwortete Herr von Girardin: „ein Duell mit einem Manne wie Sie würde mir als ein Glücksfall erscheinen.“ Carrel antwortete: „ein Duell erscheint mir nie als ein Glücksfall.“ Als Herr Latour-Mezeray einige Augenblicke später hinzugekommen war, erhielt das Gespräch durch ihn eine versöhnlichere Wendung, und es wurde verabredet, daß einige erklärende Worte in beiden Zeitungen erscheinen sollten. Herr von Girardin drang darauf, diese Erklärung stehenden Fußes abzufassen, aber Carrel antwortete ihm würdevoll: „Sie können sich auf mich verlassen.“ Der Streit schien fast beigelegt, aber ein Zwischenfall fachte ihn wieder an. Herr von Girardin verlangte, daß die Erklärung gleichzeitig in den beiden Blättern erscheine, Carrel wollte dagegen, daß die „Presse“ voranginge, aber er stieß in diesem Punkte auf eine beharrliche Opposition. Armand Carrel, der zu den gemäßigten Vorschlägen, zu welchen er sich bis dahin auf eine so edle Weise verstanden, nichts mehr hinzuzufügen hatte, erhob sich jetzt erstaunt und im höchsten Grade verletzt und sagte: „Ich bin der Beleidigte, ich wähle Pistolen.“ Er entfernte sich, aber Herr Latour-Mezeray hatte die lobenswerthe Eingebung, ihm nachzueilen, um ihn zurückzuhalten und zu beruhigen. Aber ein unerbittliches Verhängniß lastete auf dieser ganzen Angelegenheit. Am Abend erhob sich eine neue lebhafte Erörterung zwischen den Herren Ambert und Thibaudeau als Freunden Carrel's und den Herren Latour-Mezeray und Paillard de Villeneuve als Repräsentanten Herrn von Girardin's. Man konnte sich nicht verständigen.

Höherbegabte Naturen haben oft zuverlässige innere Anschauungen, die schwer abzuläugnen sind, obgleich die Vernunft das Geheimniß derselben nicht ergründen kann. Armand Carrel war in Ehrensachen immer mit außerordentlicher Sorglosigkeit und wie ein Mann, der gern eine stolze Anfrage an das Schicksal stellt, der Gefahr entgegengestürzt. Man bemerkte jetzt, daß in dieser Beziehung eine wunderbare Veränderung mit ihm vorgegangen war. Allerdings blieben seine Kaltblütigkeit und seine Heiterkeit unverändert; aber seine Reden schienen für seine Freunde verborgene Tröstungen zu enthalten, in seinem Lächeln lag etwas wie ein Lebewohl und seinen Gedanken nach gehörte er ganz denjenigen an, die ihm theuer waren. Ein Unterpfand, welches man ihm anvertraut

hatte, gab er mit seltsamer Eilfertigkeit zurück, und er beschäftigte sich, was er noch nie gethan, mit seinem Testamente.

Am Freitage, dem 22. Juli 1836 stellten sich Armand Carrel und Herr von Girardin mit dem frühen Morgen im Gehölz von Vincennes ein. Der Erstere hatte Herrn Maurice Persat und Herrn Ambert zu Zeugen; die Zeugen des Zweiten waren die Herren Latour-Mezeray und Paillard de Villeneuve. Während die Pistolen geladen wurden, sagte Carrel zu Herrn von Girardin: „Wenn mir das Schicksal feindlich wäre und Sie meine Biographie schrieben, so wird sie ehrenvoll für mich, das heißt, wahr sein?“ — „Ja, mein Herr,“ antwortete dieser. Die Zeugen hatten eine Entfernung von vierzig Schritten abgemessen; man sollte bis auf zwanzig Schritte avanciren. Armand Carrel schritt sogleich vor, ohne auf Herrn Ambert's Ermahnungen zu hören, der ihm zurief, nur die Seite zu bieten, und er bot der Kugel die ganze Breite seines Körpers dar. Herr von Girardin war einige Schritte avancirt. Die beiden Kugeln wurden fast zu gleicher Zeit abgeschossen und man sah die beiden Gegner fallen. Beide waren verwundet, der eine im Schenkel, der andere in den Weichen.

Zu Armand Carrel's ergebensten Freunden gehörte Herr Gregoire, der ihn bis zum Thore des Gehölzes begleitet hatte, und der hier den Ausgang in unbeschreiblicher Beklemmung erwartete. Plötzlich läßt sich das Rollen eines rasch durch die Alleen fahrenden Tilbury vernehmen. Der Tilbury hält am Gitter und zwei Freunde des Herrn von Girardin steigen vom Wagen. Es waren die Herren Cleemann und Boulmy, welche Herrn Gregoire im Auftrage Carrel's aufsuchten. Von ihnen erfuhr er den verhängnißvollen Ausgang des Kampfes und eilte mit ihnen dem Schauplatze zu. Als er ankam, sah er die beiden Gegner auf der Erde liegen, den einen links, den andern rechts am Rande des Weges. Die Wunde Carrel's war die tiefste und gefährlichste, da die Kugel die Eingeweide gestreift hatte. Man hob ihn auf. Als er bei Herrn von Girardin vorübergetragen wurde, fragte er denselben: ob er litte und zeigte sich so bis zum Ende edel und gefühlvoll. Er war den heftigsten Schmerzen Preis gegeben und fühlte, daß er verloren sei. Einem Manne, der vom Felde, wo er arbeitete, herbeigekommen war und ihn über die Folgen zu beruhigen suchte, antwortete er mit einem ungläubigen und resignirten Lächeln. Er wurde nach St. Mandé zu einem seiner Kameraden von der Militairschule her, Herrn

Peyra, gebracht und fand hier die freundlichste und rührendste Aufnahme. In den ersten Stunden hatten seine Freunde einen leichten Schatten von Hoffnung. Die Doktoren J. Cloquet und Marx wachten über sein kostbares Leben.

Als sich die traurige Nachricht weiter verbreitete, entstand allgemeine, unaussprechliche Bestürzung. Die Einen wollten nicht glauben, daß ein so kostbares Leben durch eine gemeine Kugel beendet werden könne; Andere wagten kaum, sich der Hoffnung hinzugeben und warfen Carrel die hochherzige Kinderei vor, sein Leben gegen einen Mann gewagt zu haben, den sie eines solchen Gegners nicht für würdig hielten. Bei Mehreren stieg die Wuth gegen Herrn von Girardin aufs Höchste und sie beschuldigten ihn, daß er in einem Duell, von dem viel gesprochen werden mußte, nur das große Aufsehen und eine Art Spekulation gesehen habe. Alle erinnerten aber mit wetteifernder Theilnahme an die von Armand Carrel durchlaufene Bahn und an seine kostbaren Eigenschaften.

In der Nacht vom 23. zum 24. Juli nahm der Zustand des Verwundeten den beunruhigendsten Charakter an. Seine Leiden waren unerträglich geworden, und mit herzzerreißender Stimme bat er die Umstehenden, ihm ein Bad kommen zu lassen. Plötzlich fragte er Herrn Gregoire, der ihn nicht verlassen hatte, ob man die Lampe weggenommen habe? „Ja," antwortete Herr Gregoire mit verhehlter Bewegung. Die Lampe brannte fortwährend bei dem Verwundeten, aber er trat schon in die ewige Nacht ein. Nun begann der Todeskampf. Während der Tod schon von ihm Besitz nahm und seine Freunde ihn schweigend umstanden, wurde Armand Carrel von einem erhabenen Wahnsinn ergriffen. Seine aus dem Bette hervorgestreckten Hände suchten unaufhörlich die Hände der ihm theuren Anwesenden. In seinem Monologe, der geheimnißvoll wie ein Traum war und die Färbung einer Prophezeihung hatte, schien er den ganzen Inhalt seiner reichbegabten Seele ausschütten zu wollen. Mit überraschender Klarheit gab er eine imaginaire Beschreibung der Straßen von Madrid, die er nie gesehen hatte. Er erhob einige Klagen über die Ungerechtigkeit seiner Feinde und beschwor die Erinnerung an mehrere seiner Freunde in einer leidenschaftlich bewegten Sprache herauf. Bei der Erwähnung eines Offiziers, der in Afrika gestorben war, rief er aus: „er ist durch einen Pistolenschuß — — nein — durch einen Säbelhieb getödtet worden: es war ein Tapferer." Die einzelnen Theile dieser Improvisation auf

dem Sterbebette waren verschiedenartig und standen in keinem Zusammenhange, aber jedes Bruchstück hatte an und für sich einen vollständigen Sinn und enthielt Ideen von wunderbarer Großartigkeit. Von Zeit zu Zeit unterbrach sich der Sterbende, um das Bad zu fordern. Man mußte seinem Wunsche willfahren, dem nachzugeben leider mit keiner Gefahr mehr verbunden war. Nachdem er angegeben, wie das Bad bereitet werden sollte, verlor er die Bewegung und die Sprache. Es trat ein Augenblick von schrecklicher Feierlichkeit ein. War's der Schlaf? War's der Tod? Alle standen da, stumm, ehrfurchtsvoll und wie von einer furchtbaren Erwartung gefesselt. Plötzlich hörte man auf der Treppe das Rütteln der Badewanne. Armand Carrel, der seit einer Viertelstunde kein Lebenszeichen mehr gegeben hatte, erhob sich mit unbeschreiblichem Entzücken: „da ist das Bad! Rasch!" Seine Freunde nahmen ihn in ihre Arme, aber kaum hatte er das Wasser berührt, als ihm der Athem ausging. Er murmelte einige verwirrte Worte: „Frankreich, Freund, Republik," stieß einen schwachen Schrei aus und gab den Geist auf. Diejenigen, die einer solchen Scene beigewohnt, werden sie nie vergessen können. Ich habe ihn in seinen letzten Stunden gesehen: sein bleiches Gesicht drückte die ruhende Leidenschaft aus; der Tod erschien bei ihm gedankenvoll, und er hatte die kriegerische Starrheit und die stolze Unbeweglichkeit eines schlafenden Feldherrn.

Alle Parteien vereinigten sich, um sein Andenken zu segnen und um ihn zu beweinen; Arnold Scheffer, Thibaudeau, Martin Maillefer sagten ihm ein rührendes Lebewohl, dem sich ganz Frankreich beigesellte, und man sah Chateaubriand, Arago, Cormenin, Beranger weinend an dem Grabe stehen, welches den tapfern Kämpfer erwartete. Der berühmte Bildhauer David hat ihn in Bronze wiedererstehen lassen und sein Grab ist das Ziel ernster Pilgerfahrten geworden. Noch heute fehlt er seiner Partei, der er zur Ehre gereichte, aber deren Muth und deren Stern nicht mit ihm untergegangen sind.

Viertes Kapitel.

Die französische Regierung verbündet sich mit der Politik des Kontinents. — Bemühungen des österreichischen Hofes. — Stimmung der in der Schweiz aufgenommenen Flüchtlinge. — Drohende Note, welche der Herzog von Montebello an die Bundesbehörden richtet. — Erbitterung der Schweiz. — Furchtsamkeit der Tagsatzung; Conclusum, welches sie annimmt. — Angelegenheit des Spions Conseil. — Antwort der Tagsatzung auf die Mittheilung des Herzogs von Montebello. — Die Verfolgung gegen die Flüchtlinge kommt zum Ausbruche. — Contre-revolutionaire Mission, welche die nordischen Mächte der französischen Regierung auferlegen. — Die Sendung des Spions Conseil bleibt Thiers verborgen. — Thiers will zum Bündnisse mit England zurückkehren; weshalb. — Die Intervention in Spanien kommt wieder aufs Tapet. — Widerstand des Königs. — Zustand Spaniens unter dem Ministerium Mendizabal's. — System dieses Ministers; er wird heimlich von Herrn von Rayneval bekämpft; sein Sturz; Isturitz kommt ans Ruder. — Thiers wird bei der Interventionsfrage vom Herzog von Orleans unterstutzt. — Portrait des Herzogs von Orleans. — Die Vorgänge von la Granja. — Heimliche Schritte, welche bei Herrn Guizot versucht werden; es gelingt, ihn von Herrn von Broglie abzulösen. — Herr von Talleyrand wird gegen das System des englischen Bündnisses verwendet. — Thiers wird von Herrn von Montalivet verlassen. — Das Ministerium vom 22. Februar löst sich auf.

Das Ministerium Thiers umfaßt zwei ganz verschiedene Phasen.

In der erstern zeigte sich Thiers als der eifrigste Verbündete der absoluten Monarchieen, da ihn das zuvorkommende Benehmen der Diplomatie des Continents und die Hoffnung, für den Herzog von Orleans die Hand einer österreichischen Erzherzogin zu erlangen, verführt hatten.

In der zweiten suchte er, nachdem er so grausam getäuscht worden und von einer kurzen Illusion zurückgekommen war, wieder eine revolutionaire Haltung anzunehmen, obwohl dieß jetzt zu spät war, und zum englischen Bündnisse zurückzukehren.

Ehe wir uns indeß zu diesem Gegenstande wenden, müssen wir

sagen, wie weit im Jahre 1836 die Opfer gegangen waren, welche die französische Regierung dem contre-revolutionairen Geiste gebracht hatte.

Das Land, welches Herrn von Metternich immer am meisten beschäftigt hatte, war Italien und nächst Italien war es die Schweiz. Da die Schweiz eine Stellung zwischen Frankreich und Oesterreich einnahm, so konnte sie für jedes der beiden Länder eine große Stärke oder eine große Gefahr werden. Herr von Metternich nährte also den lebhaften Wunsch, die zweiundzwanzig Kantone dem französischen Einflusse zu entziehen, namentlich seitdem die 1830 und 1831 in den einzelnen Kantonen erfolgten Revolutionen die Grundlagen des schweizerischen Patriziats untergraben hatten.

So lange Frankreich durch Herrn von Rumigny in der Schweiz repräsentirt war, blieb unser Ansehen hier überwiegend. Aber seit der Ankunft des Herrn von Montebello änderten sich die Sachen. Herr von Montebello, der von Herrn Morier, einem englischen Diplomaten von der vollkommensten Sorglosigkeit, nur schwach unterstützt wurde, mußte in Herrn von Severin, dem Minister Rußlands und in Herrn von Bombelles, dem österreichischen Gesandten, dessen Einfluß sich besonders in den Kantonen Uri, Unterwalden und Schwyz bemerklich machte, sehr thätige Gegner bekämpfen.

Aber für Oesterreich, Preußen und Rußland war es nicht genug, den Kredit Frankreichs heimlich zu untergraben. Um uns den letzten Streich zu versetzen, war ein Vorwand nöthig; man fand ihn in der Gastfreundschaft, welche die Schweizer den Flüchtlingen der verschiedenen Kantone bewilligten.

Herr von Bombelles schrieb unermüdlich Berichte über die vermeintlichen Umtriebe der italienischen Flüchtlinge. Man sprach davon, daß Flüchtlinge mit bewaffneter Hand in das Großherzogthum Baden einfallen wollten. Oesterreich affektirte große Furcht. An das Kabinet der Tuilerien ergingen Vorstellungen über die Nothwendigkeit, den Heerd der Verschwörungen, der im Herzen Europa's selbst bestände, zu unterdrücken. In der Schweiz, sagte man, eröffneten die Feinde der Throne eine Schule des Königsmordes; es wäre dringend, diese blutige Schule zu schließen. Und welcher Fürst wäre dabei wohl mehr betheiligt als Louis Philippe, er, der von so vielen Mördern umgeben wäre.

Zugleich gab Herr von Metternich zu verstehen, daß, wenn

Frankreich nicht gegen die Schweiz einschreiten wolle, Oesterreich kein Bedenken tragen würde, es zu thun.

Thiers wollte, ohne Oesterreich zu mißfallen, es doch am Einschreiten verhindern und er faßte den Entschluß, durch hochmüthige Einschärfungen und Drohungen selbst zu interveniren.

Herrn von Metternich glückte es also über seine Erwartung. Frankreich, das plötzlich die Gensdarmerie der absoluten Könige geworden war, verstand sich dazu, sich mit dem Hasse einer brutalen Initiative zu beladen; es schickte sich an, einige unglückliche Flüchtlinge noch in ihrer letzten Zuflucht zu verfolgen, die Schweiz herauszufordern, sie zu reizen und sie vielleicht für immer feindlich zu stimmen: ein doppelter Triumph für die österreichische Regierung, welche auf diese Weise die Juliregierung dazu gebracht hatte, sich gegen die Freiheit zu bewaffnen und ein Volk, dessen Sympathieen ihr so nöthig waren, sich abwendig zu machen und Deutschland in die Arme zu treiben.

Die französische Regierung begann also Klagen zu erheben über das Benehmen der Flüchtlinge in der Schweiz, über den Mißbrauch, den sie von dem Asylrecht machten, über ihren geheimen Zusammenhang mit den Pariser Verschwörern.

Nichts war ungerechter als diese Anklagen, wenigstens so weit sie Frankreich betrafen. Denn die Mitglieder der Verbindung des jungen Europa waren weit entfernt, mit der hohen allgemeinen Venta in Paris im Einverständniß zu stehen, sie beschuldigten sie vielmehr als eine der gefährlichsten geheimen Gewalten. Sie warfen derselben vor, daß sie von der unbedingten Einheit Europa's träume, daß sie die Rechte Aller zu Gunsten der Rechte eines Volkes und eigentlich zu Gunsten einer Stadt einziehen wolle; sie warfen ihr vor, daß sie den kühnen und tyrannischen Plan entworfen habe, im neunzehnten Jahrhundert ein republikanisches Papstthum zu errichten, welches nicht weniger gefährlich sein würde als die von Karl V. und Philipp II. erstrebte Universalmonarchie. Und es war nicht zu läugnen, daß die hohe allgemeine Venta diesen Plan hatte. Ihre Theorieen der Centralisation, ihre diktatorische Physiognomie, das furchtbare Geheimniß, in welches sich ihr innerster Kern hüllte, die Kunst, mit welcher sie die revolutionairen Kräfte der verschiedenen Länder zerstückelt hatte, so daß sie sich nicht gegen eine ihnen unheilvoll oder bedrückend erscheinende Maaßregel verständigen konnten, schienen die Pläne derjenigen aufzudecken, welche von Paris

aus eine unterirdische Herrschaft über Europa üben wollten. In solchen mißtrauischen Befürchtungen, die, wenn nicht ganz begründet, doch aufrichtig waren, lebten die Führer des jungen Europa: sie vertraten den Föderalismus in der Verschwörung. Auch waren die Anstrengungen des jungen Europa nicht gegen Frankreich, sondern gegen Deutschland und Piemont gerichtet. Indem also die französischen Minister die Schweiz zur Vertreibung der Flüchtlinge aufforderten, betrieben sie auf ihre eigene Gefahr die Geschäfte der österreichischen Monarchie.

Aber dieß gerade bestimmte den Hof der Tuilerien, so sehr wünschte man hier den absolutistischen Höfen ein Unterpfand zu geben.

So weit war man, und man wartete nur noch eine Gelegenheit ab, als am 22. Juni 1836 der Vorort Bern an den Herzog von Montebello eine Note richtete, in welcher die französische Regierung ersucht wurde, diejenigen Flüchtlinge, deren Austreibung die Schweiz vielleicht anordnen müßte, auf ihrem Gebiete aufzunehmen.

So kam also die Schweiz allen Anforderungen entgegen. Aber das genügte den fremden Kabinetten nicht, welche vor Begierde brannten, Frankreich bloßzustellen, es in üblen Ruf zu bringen, ihm die Herzen der Schweizer zu entfremden, mit einem Worte, das Juli-Königthum zu zwingen, seinen Ursprung dadurch zu verläugnen, daß es Angesichts der Welt gegen den revolutionairen Geist protestirte. Herr von Montebello erhielt also den Auftrag — man sollte es kaum glauben! — das Entgegenkommen des Vororts Bern mit einer Note zu beantworten, welche in Paris im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten abgefaßt worden war, und welche einen so drohenden, so beleidigenden Charakter hatte, daß eine große Macht sie unverzüglich und ohne Antwort zurückgesandt haben würde. Nachdem der Verfasser der Note die Befriedigung ausgesprochen, welche der Regierung des Königs der neuerliche Schritt des Vororts verschafft habe, und nachdem er gesagt hatte: „Es ist nöthig, daß die vom Vorort angeordneten Maaßregeln pünktlich vollführt werden,“ erinnerte er an die 1834 gegen Savoyen versuchte Expedition und an die Unternehmungen, welche die Sicherheit einiger deutschen Staaten gestört hatten. Sodann fügte er folgende Zeilen hinzu, in welchen man wie in den Zeiten der Inquisition Hoffnungen, Wünsche und Gedanken anzuschuldigen wagte:

„Der Unterzeichnete hat bis jetzt nur von Deutschland und Sardinien gesprochen, deren Sicherheit durch diese Attentate und Komplotte gefährdet worden sind. Aber ist nicht Frankreich selbst wesentlich bei dieser wichtigen Frage des Völkerrechts betheiligt, wenn es wahr ist, daß die Flüchtlinge in der Schweiz mit den französischen Anarchisten in Verbindung stehen, wenn ihre Ausplaudereien so augenscheinlich ihre Bekanntschaft mit den abscheulichen Plänen der Königsmörder darthun, wenn es endlich erwiesen ist, daß ihre Pläne, wenigstens der Absicht und der Hoffnung nach, mit den kürzlich in Frankreich versuchten Verbrechen in Verbindung stehen." Die Note stellte hierauf an den Vorort die Forderung: er möge der Tagsatzung die Mittel vorlegen, welche am geeignetsten wären, in jedem Kanton die Ausführung der gegen die Flüchtlinge ergriffenen Maaßregeln zu sichern, welche Forderung durch folgende Drohung bekräftigt wurde: „der Vorort wird wohl einsehen, daß, wenn die Unterpfänder, die Europa von ihm erwartet, sich auf Erklärungen beschränken sollten, ohne daß Zwangsmaaßregeln sie nöthigenfalls unterstützten, dann auch die Mächte, welche dabei betheiligt sind, daß dem nicht so sei, vollkommen berechtigt sein würden, nur auf sich selbst zu zählen, um den Flüchtlingen, welche sich in der Schweiz gegen ihre Ruhe verschwören, ihr Recht widerfahren zu lassen und um der Toleranz ein Ende zu machen, welche diesen unermüdlichen Feinden der Ruhe der Regierungen noch ferner zu Theil werden würde."

Nie war die Unabhängigkeit eines Staates auf eine unverhülltere Weise verkannt und mit Füßen getreten worden. In Europa erregte die Note Skandal. Als Lord Palmerston im englischen Parlament von den Herren Bowring und Hume interpellirt wurde, erklärte er, daß die englische Regierung keinen thätigen Antheil an dieser Sache genommen habe (no efficacious steps upon the subject). In Frankreich geriethen alle edlen Seelen in Aufregung und Unwillen. „Die Tagsatzung," schrieb der demokratische Bon sens, „hätte den Gesandten Louis Philipps daran erinnern können, daß sein Herr, als er sich den Stürmen der Revolution entzog, sich einst glücklich schätzte, eine Zuflucht und Brot in diesen stillen Thälern zu finden, welche die besiegten oder triumphirenden Parteien achten sollten wie ein vom Gewissen des Menschengeschlechts beschütztes Heiligthum."

Wie soll man aber von der Aufregung in der Schweiz eine

Idee geben? In Reiden vereinigten sich 10,000 Bundesmänner aus den Kantonen Bern, Luzern, Schwyz, Solothurn, Basel-Landschaft und Argau, um zu protestiren. In einer zahlreichen und hitzigen Versammlung, die zu Münzingen gehalten wurde, schlug der Major Elias vor, die Rückberufung des Herzogs von Montebello zu beantragen und sein Vorschlag wurde mit einem ungeheuren Schrei der Zustimmung und des Enthusiasmus aufgenommen. In Flawill, im Kanton St. Gallen, hatte ein Volksredner, Herr Hume, schon Worte gesprochen, welche verdienten von allen Echos der Schweiz wiederholt zu werden. In Viedikon bei Zürich hatten sich 20,000 Menschen auf der großen Bundesschießstätte versammelt und von einer Tribune herab, welche mit den in den Burgunderkriegen eroberten Fahnen geziert war, rief Herr Zehnder: „Seit Ihr entschlossen, mit Dransetzung Eures Bluts einen ungerechten Angriff abzuschlagen?“ und die 20,000 Stimmen antworteten ja! ja! Eine Adresse an die Tagsatzung, als an die Wächterin der Unabhängigkeit und der Rechte des Vaterlandes, wurde votirt.

Aber die Tagsatzung, welche sich durch kleinliche Klugheitsrücksichten beherrschen ließ, entsprach nicht dem Aufschwunge des Volks. Es war eine Kommission ernannt worden, welche zwischen Furcht und Ehre zu schwanken schien. Nun schrieb Herr Thiers einen Brief an Herrn von Montebello, in welchem er erklärte, daß wenn die angenommenen Beschlüsse nicht befriedigend ausfielen, die Schweiz unverzüglich blokirt werden würde. Dieß hieß den Mißbrauch der Gewalt als ein Recht proklamiren und das Maaß der Beschimpfungen voll machen. Dennoch erhielt die Furcht die Majorität. Der Entwurf des von der Kommission der Tagsatzung vorgelegten Conclusums besagte, daß eine Central-Polizei errichtet werden, daß den Kantonen die Verpflichtung auferlegt werden solle, diejenigen Flüchtlinge auszutreiben, welche durch constatirte Thatsachen, die völkerrechtlichen Beziehungen der Schweiz gefährdet hätten; daß der Vorort über die Ausführung wachen und angemessene Aufforderungen an die Kantons richten solle; daß im Falle eines Konflikts zwischen ihm und einem Kantone, er mit einem Rathe von Bundes-Repräsentanten entscheiden solle; und daß, wenn der Kanton dem nicht nachkomme, die Tagsatzung auf Kosten des säumigen Kantons für die Ausführung sorgen werde. So wurde also mit Verletzung des Bundesvertrags die Souverainität der Kantons vollständig

einer Central=Gewalt geopfert, welche wiederum unter der Herrschaft der Diplomatie stand.

Der Entwurf wurde am 9. August 1836 der Tagsatzung vorgelegt und lebhaft angegriffen von Herrn Steiger, Deputirten von St. Gallen, dem demokratischsten der Kantone, aber er wurde unterstützt vom Schultheiß Tscharner, der wegen der hohen Würde, die er bekleidete, ganz besonders für die Ehre der Schweiz verantwortlich war. Herr von Chambrier ging weiter. Dieser Deputirte von Neuchatel, der von Preußen inspirirt war, wagte zu fordern, daß der Vorort das Recht erhielte, die Verdächtigen direkt zu bezeichnen und den Befehl zu ihrer Vertreibung zu insinuiren. Vergeblich hob man hervor, wie schmachvoll es für die Tagsatzung sein würde, wenn sie, sich unter der Drohung beugend, den Bundesvertrag umstoßen, auf das Asyl=Recht verzichten und sich zum Werkzeuge des Hasses des Auslandes machen wolle; 13½ Staat nahmen den Entwurf an: Zürich, Uri, Unterwalden definitiv und Zug, Solothurn, Schaffhausen, Wallis, Neuchatel, Graubündten, Freiburg, Lucern, Bern, Stadt Basel und Schwyz unter Vorbehalt der Ratifikation; ad instruendum hatten votirt: Appenzell, Thurgau, Basel=Landschaft und Waadtland; Genf, Glarus, Argau hielten sich das Protokoll offen, ebenso wie St. Gallen, welches durch eine ausdrückliche Erklärung das Souverainitätsrecht seines Kantons wahren wollte.

Bei dieser Nachricht gerieth die ganze Schweiz in Bewegung und in den großen Räthen, welche berufen wurden, um die Entscheidung des großen Rathes zu ratificiren, steigerten sich die Debatten mit wachsender Heftigkeit. Dennoch entschieden sich 16 Kantons für das Conclusum. Aber unter denen, die es verwarfen, figurirten St. Gallen, Thurgau, Waadtland und Genf, vier der bedeutendsten Kantone und sämmtlich an der Grenze gelegen. Da Waadtland und Genf den Haupttheil der französischen Schweiz bilden, so machte ihr Widerstand gegen die ungerechten Ansprüche der französischen Regierung um so mehr Aufsehn und fand um so mehr Beifall. Nun erhob sich eine ernste Frage für die dissentirende Minderheit: Sollte das Conclusum verbindend sein? Hatte man nicht, indem man eine Central=Polizei errichtete, indem man die Kantons=Souverainität des Asyl=Rechts beraubte, indem man die Tagsatzung als höchste Bundesbehörde den Entscheidungen des Vororts und den Bundes=Repräsentanten unterwarf, gottloserweise Hand an den Bundesvertrag gelegt? Hatte man ihn nicht gänzlich umgestoßen? Und bedurfte

man nicht, um die Bestimmungen eines so wichtigen Kontrakts zu ändern, der Einstimmigkeit der Kantons? Dieß hob Herr Gaullieur in dem Nouvelliste Vaudois, dem Organ der Schweizer Patrioten, mit vielem Nachdruck hervor.

Dies war der Stand der Dinge und die Stimmung der Gemüther, als eine abscheuliche Machination plötzlich entdeckt wurde.

Am 19. Juli 1836 hatte sich Herr von Montebello an den Vorort gewendet, um die Austreibung eines gewissen Conseil zu fordern, welchen der französische Gesandte als einen Mitschuldigen Fieschi's bezeichnete. Am 10. August um 10 Uhr Abends erhielt der Präfekt von Nidau die Nachricht, daß unter mehreren Fremden, die im Rathhause logirten, sich ein Spion befände. Der Präfekt von Nidau forderte hierauf die Vorzeigung der Päße. Man übergab ihm zwei, mit den Namen Berthola und Migliari, zwei Italienern, und einen dritten mit dem Namen Herrmann, einem aus Strasburg gebürtigem Franzosen, welcher als Handlungs-Reisender in der Schweiz Geschäftsreisen machte. Der letztere Paß war von der französischen Gesandschaft am 15. November 1835 ausgestellt worden und unterzeichnet: Der Geschäftsträger Frankreichs, G. von Belleval. Der erwähnte Beamte erhielt noch verschiedene andere Papiere, welche dem angeblichen Herrmann gehörten; unter diesen befanden sich: 1) ein Paß unter dem Namen August Cheli Conseil, datirt aus Ancona, vom 22. April 1834. 2) ein anderer Paß, unter dem Namen Corelli, ausgestellt in Besançon vom Präfekten des Doubs, am 4. August 1836, gültig auf ein Jahr. Der angebliche Herrmann wurde verhaftet und vor den Präfekten von Nidau geführt; er gestand, daß sein wahrer Name Conseil sei; er erkannte die drei Päße an und gestand endlich, daß er seit langer Zeit im Dienste der französischen Polizei stehe. Am 12. wurde er nebst seinen beiden Gefährten Berthola und Migliari der Berner Polizei übergeben und am 16. ordnete man eine Untersuchung an, welche folgenden Bericht ergab, den wir als unsterbliches Zeugniß der Moralität der monarchischen Regierungen wörtlich folgen lassen.

„Conseil erklärte, daß er seit den ersten Tagen des vergangenen Juni in den Dienst der Pariser Polizei getreten ist. Unmittelbar nach Alibaud's Mordversuch wurde er in ein Bureau des Ministeriums des Innern im Faubourg St. Germain beschieden. Ein Sekretair, Namens Jacobin, sagte ihm, daß er sich nach der Schweiz

begeben solle, wo man die politischen Flüchtlinge verhaften lasse, um sie durch Frankreich nach England zu transportiren. Er sagte ihm, man würde an die französische Gesandschaft in Bern schreiben und ihn als Mitschuldigen Fieschi's und Alibaud's bezeichnen; daß er auf diese Weise mit den Deutschen, Franzosen und andern Ausgetriebenen in Beziehung treten könne; daß er ihre Freundschaft und ihr Vertraun solle zu gewinnen suchen, um zu erfahren, ob sie einen neuen Mordversuch gegen die königliche Familie in Frankreich beabsichtigten; daß er sich nöthigenfalls solle verhaften und nach England abführen lassen, um seine Mission fortzusetzen und daß man von ihm erwarte, er werde über Alles, was er erfahren, einen genauen Bericht verfassen. Man gab ihm hierauf die Adresse des Unter-Staatssekretairs des Ministeriums des Innern. Sodann erhielt er einen Paß unter dem Namen Cheli Napoleon und eine Summe von 450 Frs. (als Polizei-Agent bezog er ein festes Gehalt von 300 Frs. monatlich und im Falle einer Ortsveränderung 150 Frs. mehr); zugleich erhielt er die Anweisung, unmittelbar nach seiner Ankunft in Bern sich auf die Polizei zu begeben, dort seinen wahren Namen August Conseil zu nennen und hinzuzufügen, daß er durch eine Fügung unglücklicher Umstände in den Prozeß Fieschi's und Alibaud's verwickelt worden, daß er in Folge des letztern Paris habe verlassen müssen, um dem Gefängnisse zu entgehen, daß er in der Schweiz eine Zuflucht suche, deshalb um einen Aufenthaltsschein bitte, und daß übrigens seine Existenzmittel von seiner Familie so gesichert seien, daß er Niemand zur Last zu fallen brauche.

„Am 4. Juli belegte Conseil einen Platz in der Diligence von Paris nach Bern, für den folgenden Tag und reiste in der That an diesem ab. Am 8. war er in Besançon; am 9. in Neuchatel; am 10. langte er in Bern an, wo er bis zum 15. August verweilte. Er wohnte Anfangs in der Abbaye des Gentilhommes, hierauf in der Croix-Féderale; in der Fremdenliste schrieb er sich als Napoleon Cheli ein.

„Am Tage nach seiner Ankunft, am 10., begab sich Conseil auf die Plateforme; es war Sonntag, man machte Musik, und es waren hier viel Menschen versammelt. Er machte hier Bekanntschaft mit den Italienern Boschi und Primavesi, die er seine Sprache sprechen hörte, er deutete ihnen augenblicklich an, daß er in den Prozeß Fieschi's und Alibaud's verwickelt sei, was von Seiten eines Menschen, den sie zum erstenmale sahen, ihre Verwunderung erregte.

Gemäß der Instruktionen, die Conseil in Paris erhalten hatte, begab er sich in das Bureau der städtischen Polizei.

„Der Aufenthaltsschein wurde ihm verweigert, und er erhielt den Befehl, Bern zu verlassen.

„Er fuhr nichtsdestoweniger fort, diese Hauptstadt bis zum 22. Juli zu bewohnen, unter dem Vorwande, daß er Geld von seinen Aeltern erwarte. Während seines Aufenthalts in Bern besuchte er häufig die Judentaverne in der Aarbergsstraße, betrachtete, wie er sagte, die Flüchtlinge, hatte häufige Zusammenkünfte mit dem römischen Grafen Berthola und dem Venetianer Marata, welche er, nach der Erklärung dieser letztern beiden, bereden wollte, in die neu organisirte und nach dem Muster der Gesellschaft der Menschenrechte gebildete Gesellschaft der Familien einzutreten; für welche Gesellschaft er auch in Bern, namentlich unter den Studenten, Mitglieder zu werben suchte. So übersprang er die Gränze, welche den Spion vom agent provocateur trennt, was bei Individuen, die sich einmal zu dem erstern Geschäfte bequemt haben, ziemlich gewöhnlich ist.

„Während dessen hat Conseil, wie er eingesteht, zu verschiedenen Malen Berichte an einen Herrn Jacobin in Paris gerichtet; er behauptet von diesem Individuum zwei Antworten poste restante erhalten zu haben. Diese beiden Antworten würden die beiden verstümmelten Briefe ohne Adresse und ohne Unterschrift sein, (die Adresse kann zerrissen worden sein) welche den Akten beigegeben sind, und welche folgendermaßen lauten:

No. 1) „Nehmen Sie alle Vorschläge an, welche Ihre Landsleute an Sie richten werden. Geben Sie Ihre Adresse da ab, wo Sie sein werden, damit man die Korrespondenz fortsetzen kann.

No. 2) „Wenn man Sie zwingen will, Bern zu verlassen, so erkundigen Sie sich bei einem Freunde nach einer Zuflucht in einem benachbarten Kantone, wo Sie nicht beunruhigt werden, und wo Sie mit Freunden verbunden bleiben können. Wenn man Sie aus der Schweiz vertreibt, so überlassen Sie sich der Vorsehung.

„Da Conseil von der Polizei beunruhigt wurde, so verließ er Bern am 28. Juli, brachte die Nacht in Neuchatel zu, nahm am folgenden Tage Post in Pontarlier und langte am 21. in Besançon an. Er schrieb auf der Stelle nach Paris, um neue Instruktionen zu fordern, die nicht sogleich eintrafen. Sobald sie anlangten, begab er sich nach der Präfektur, wo er einen neuen Paß, unter dem Namen

Peter Corelli, anstatt des alten, unter dem Namen Napoleon Cheli und 150 Frs. (für seine Wirthhaus- und Reise-Ausgaben) erhielt nebst dem Befehle, sich über Morteau, Neuchatel und le Locle nach Bern zu begeben und neue Instruktionen bei der französischen Gesandtschaft einzuholen. Als er einwandte, daß er in Paris den Befehl erhalten habe, die Gesandtschaft nicht zu betreten, antwortete man ihm, es sei Gegenbefehl eingegangen. Er machte bemerklich, daß ein ganz neuer Paß über seine Eigenschaft als Flüchtling Verdacht erregen könne, aber man nahm auf diese Bemerkung keine Rücksicht.

„Conseil hatte das Mißtraun der Flüchtlinge Migliari, Boschi, Primavesi erregt, welche beschlossen, seinen Mantelsack heimlich zu durchsuchen und sich seiner Papiere zu bemächtigen. Die Hinzukunft Conseil's vereitelte diesen Plan; man verabredete nun auf den folgenden Tag ein Frühstück, welchem Conseil beiwohnen sollte. In dieser Zusammenkunft wollten die Flüchtlinge sich gegenseitig von dem Verdachte der Spionerei reinigen.

„Am 6. August spät Abends begab sich Conseil nach der französischen Gesandtschaft. Hierüber erzählt er Folgendes: „Als ich zu Herrn von Montebello kam, bat ich einen Bedienten, mich zu melden. Dieser machte Anfangs Schwierigkeiten; er wollte meinen Namen wissen und fragte, was mich herführe; da ich indeß auf meinen Willen bestand, führte man mich direkt in einen Saal des Erdgeschosses, wo sich eine Gesellschaft von Herren und Damen befand; der Herzog kam sogleich auf mich zu und führte mich in ein kleines Kabinet, wo ich ein Bureau und Papiere bemerkte. Hier gab ich ihm nähere Nachricht über meine Stellung und der Herzog antwortete mir etwa folgendermaßen: „Wissen Sie, daß Sie in einer schlechten Stellung sind? Was ist da zu thun? Die Polizei ist hinter Ihnen her, seitdem ich Sie ihr signalisirt habe; Sie müssen Bern verlassen; ich muß Ihnen einen Paß auf einen andern Namen ausstellen, und Sie müssen zu entwischen suchen." Hierauf setzte sich der Herzog, forderte mich auf, ebenfalls Platz zu nehmen und ließ seinen Sekretair rufen. Da dieser nicht gefunden werden konnte, so sagte mir der Herzog, ich möchte am folgenden Tage um 5 Uhr Morgens wiederkommen. Als ich ihm bemerklich machte, daß ein Besuch zu so ungewohnter Stunde zu einer Entdeckung führen könne, änderte er seine Meinung und befahl mir, mich am folgenden Tage um 9 Uhr Abends in der Kanzlei einzustellen, wo man mir einen neuen Paß und Reisegeld einhändigen würde. Als der Herzog mich

verabschiedete, sagte er zu mir: „Ich werde meinem ersten Sekretair die nöthigen Befehle geben, und er wird die Sache mit Ihnen abmachen.“ Hierauf kehrte ich nach dem wilden Manne zurück.

„Am folgenden Tage, dem 7. August, um 6 Uhr Morgens kamen Berthola, Migliari, Boschi, Primavesi und Conseil zum verabredeten Frühstück.

„Man forderte von Conseil den Schlüssel zu seinem Mantelsacke, welchen er augenblicklich auf den Tisch warf. Berthola nahm denselben, so wie den Paß, und es wurde beschlossen, daß man in den wilden Mann gehen wolle, um Conseil's Sachen zu durchsuchen.

„Nun fand die Durchsuchung des Mantelsacks statt. Wenn man dem Einen von ihnen glauben darf, so durchsuchte man sogar Conseil, bei welchem man 7—8 Frs. fand. Berthola bemächtigte sich aller verdächtigen Papiere, zehn der Zahl nach, derselben, die später dem Präfekten von Nidau übergeben wurden.

„In diesem Augenblicke erneuerte Conseil seine Geständnisse und um von seinem guten Willen und seiner Absicht, seine Fehler wieder gut zu machen, einen Beweis zu geben, vertraute er seinen Kameraden an, daß er sich am Abend um 9 Uhr in das Sekretariat der französischen Gesandtschaft begeben solle, um hier einen neuen Paß, Geld und Instruktionen zu erhalten, welche letztere er ihnen mitzutheilen versprach.

„Zur bestimmten Stunde begab sich Conseil, dem Berthola und Migliari bis auf den Platz der Kathedrale folgten, in die Kanzlei der Gesandschaft.

„Hier fand ich, sagte Conseil, Herrn von Belleval; er wechselte einige Worte mit mir und sagte unter Anderm: „Wie werden wir die Sache ordnen; sie ist geeignet, in Verlegenheit zu setzen.“ Sodann nahm er das Formular eines Passes in blanco, füllte es in meiner Gegenwart, setzte seine Unterschrift darunter und sagte mir, ich möchte auch die meinige hinzufügen, was ich auf der Stelle that. Er hatte den Paß, welcher den Namen Franz Herrmann führte, vom 15. November 1835 datirt. Er übergab mir noch 200 Frs. in Napoleonsd'or und befahl mir, Bern zu verlassen, um mich in andre schweizerische Städte zu begeben, wo es mir leicht sein würde, mich für einen Reisenden auszugeben und mehrere Flüchtlinge von verschiedenen Nationen zu überwachen. Die Namen dieser Flüchtlinge standen in meinem Portefeuille, in welches ich sie eingeschrieben hatte; aber die Blätter, die ihre Namen enthielten, wurden von mir

in Nidau zerstört, wo man mir das Portefeuille erst am Tage nach meiner Verhaftung abnahm. Ich erinnere mich nur noch der Namen von Mazzini und der beiden Brüdern Ruffini.

„Unmittelbar nach diesem Gedächnisse (vom 26. August) zog Conseil aus seinem Busen ein Papier, welches er bis jetzt hatte verbergen können und welches das fragliche war. Es enthielt mehrere Namen von zweierlei Schriftzügen und unter diesen folgende:

Rauschenplatt, Ruffini, due fratelli.
Genevra, Depercy, Dumoler.
In Zürich Gragne (wahrscheinlich Granier).
In Lausanne Herrn von Ludre.
In Interlaken Chancel.
In Bal-Champagne Liestal.

„Nach dem Geständnisse Conseils sind die Wörter Rauschenplatt, von Ludre, Interlaken, Chancel, von Herrn von Belleval geschrieben worden. Im Worte Depercy hatte Herr von Belleval den Anfangsbuchstaben S in ein D verwandelt.

„Conseil begab sich unverzüglich von der Kanzlei der Gesandtschaft nach dem Oberthor, wo ihn die vier Italiener verabredetermaßen erwarteten. Er setzte sie von dem erhaltenen Paß so wie von den ihm gegebenen Instruktionen in Kenntniß und nannte ihnen die Personen, die ihm bezeichnet worden waren; auch erwähnte er gegen Berthola und Migliari des empfangenen Geldes und zeigte es in Goldstücken vor. Nachdem er versprochen, keinen der ihm bezeichneten Italiener zu verrathen, kehrte er mit den Italienern nach der Stadt zurück und auf Berthola's Rath begab er sich statt in den wilden Mann in den Storch, wo er sich in die Fremdenliste als Herrmann einschrieb.

„Indeß hatte Migliari den Entschluß gefaßt, den Zweck der Mission Conseil's aufzudecken und ihn öffentlich als einen Agenten der französischen Polizei hinzustellen.

„Zu diesem Zwecke ließ er auf der Post zwei Plätze nach Freiburg belegen (dort sollte er die zur schon vorher projektirten Reise nöthigen Papiere holen) bezahlte sie mit einem Napoleonsd'or, den er zu diesem Zwecke von Conseil erhalten hatte und schrieb an Herrn Bandelier, ehemaligen Beamten der jungen Schweiz, in Brienne, er werde am Mittwoch den 10. August, Jemand nach Nidau mitbringen.

„Von diesem Augenblicke an ließ Migliari Conseil nicht mehr

aus dem Auge. Er wohnte in demselben Hotel wie er und brachte die Nacht auf einer Bank zu, welche vor der Thür stand, die sein Zimmer von dem Conseil's trennte; er bewachte ihn, um jeden Fluchtversuch Conseil's zu vereiteln."

Was sollen wir zu diesen zermalmenden Enthüllungen hinzufügen?

Indeß war auf die berühmte Note des Herzogs von Montebello noch keine andere Antwort als das Conclusum ergangen; während nun die Angelegenheit Conseil's ein allgemeines Gefühl des Unwillens und des Ekels hervorrief, begannen die Berathungen über den Entwurf zu einer Antwort, welche in folgendem Schlusse resumirt war: „Die amtliche Mittheilung des Herzogs von Montebello achtet nicht genug die rechtmäßigen Gefühle der Schweiz, wenn sie voraussetzt, daß sie gegen ihre völkerrechtlichen Verpflichtungen verstoßen könne. Die Eidgenossenschaft hat durch Thatsachen gezeigt, daß sie eben so sehr ihre Rechte kennt, welche durch ihre geographische Stellung nicht geschwächt werden. Auch kann sie nicht zugeben, daß Andere als sie selbst sich das Recht nehmen, sich gegen die Flüchtlinge, welche in der Schweiz conspiriren, Genugthuung zu verschaffen und der von ihr ausgeübten Toleranz ein Ziel zu setzen. Die Tagsatzung würde, gestützt auf das Recht eines unabhängigen und souverainen Staates so wie auf die Kraft der ganzen Nation, eine solche Antastung der Bundes-Souverainität aufs Kräftigste zurückweisen."

Eine solche Sprache würde ohne die vorgängige Annahme des Conclusums zur Noth hingereicht haben, um die Würde der Schweiz aufrecht zu erhalten. Aber was bedeuteten nach einem so beklagenswerthen Beweise des Gehorsams einige pomphafte Phrasen über die Unverletzlichkeit einer souverainen und unabhängigen Nation? Die Tagsatzung hätte einsehen müssen, daß die Zurückberufung des Gesandten, der sie beleidigt hatte, nöthig sei, um zwischen beiden Ländern die alte Gleichheit der Ehre wiederherzustellen. Das sah sie nicht ein. Denn wie farblos auch der Entwurf sein mochte, so wurde er doch von achtzehn Staaten angenommen. Drei Kantone hatten die Antwort zu energisch gefunden: Uri, Unterwalden und Schwyz.

Wenn auch nur das Conclusum nicht wäre streuge ausgeführt worden! Aber schon am 24. August verpflichtete der Vorort alle Kantone, die im ersten Artikel bezeichneten Fremden auszutreiben;

es wurde der Befehl gegeben, die Flüchtlinge Mazzini, Ruffini, Rauschenplatt, Peters und Litzius an die französische Gränze zu bringen; man verhaftete in Bern Harro Harring; man schaffte Strohmeier nach England und auf bloßen Verdacht hin, ohne alle beglaubigten Thatsachen wurde das Austreibungsdekret auf Boschi angewendet.

Das hatte von Seiten der nordischen Mächte verdoppelte Drohungen zur Folge, welche bis zur Unverschämtheit gingen. „Wir erfahren aus sicherer Quelle," schrieb die Augsburger Allgemeine Zeitung, „daß die Unordnungen in der Schweiz zu einem Traktate zwischen den östlichen und westlichen Mächten, welche Frankreich zum Organ ihrer Forderungen gewählt haben, Anlaß gegeben haben. Wenn die helvetische Tagsatzung nicht gutwillig zugesteht, was die Diplomatie von ihr fordert, so werden die strengsten Maaßregeln gegen die Eidgenossenschaft ergriffen werden. Der Syndikus Thomas hat im Senate unserer freien Stadt den vorbereiteten Operationsplan entwickelt." Eine solche Rolle ließ man sechs Jahre nach der Revolution von 1830 die französische Regierung in Europa spielen! Nicht so hatte Napoleon gegen die Schweiz gehandelt, deren Gesetzgeber er beinahe geworden war und die sein Genie beschützte. Aber die Zeit der großen Ideen und der großen Männer war vorüber!

Es wird hier nöthig, mit der begonnenen Erzählung inne zu halten, denn wir nähern uns dem Sturze des Herrn Thiers, unter dessen Ministerium sich der Streit mit der Schweiz entsponnen hatte.

Wie groß war die Verantwortlichkeit Herrn Thiers bei diesem traurigen und schmachvollen Streite? Die Wahrheit ist, daß er nicht Alles wußte, wie er später feierlich erklärte. Er als erster Minister kannte z. B. die schandbare Mission nicht, welche der Spion Conseil erhalten hatte. Was man ihm aber mit Recht vorwerfen kann, ist, daß er die Schweiz, ein befreundetes Land und das Land der Freiheit, bedrückt hatte, daß er so gethan hatte, als ob er Vorwände, deren Lügenhaftigkeit sein klarer Verstand durchschaute, für Ernst nähme, und daß er sich den Unternehmungen der absoluten Könige gegen das demokratische Prinzip beigesellt hatte.

Endlich fühlte er allerdings Reue, aber doch nicht eher, als bis der dem ältesten Sohne Louis Philipp's gewordene Bescheid klar dargethan hatte, wie trügerisch die Schmeicheleien des Herrn

von Metternich und wie unbesieglich sein Abscheu sei. Nun wollte Herr Thiers wieder den Abhang hinaufsteigen. Vergebliche Mühe! Die Lage, die er selbst geschaffen hatte, war stärker als er und sie erdrückte ihn, wie wir sehen werden.

Die spanische Frage war bestimmt, Herrn Thiers zu stürzen. Die Lage der Halbinsel während des Jahres 1836 war folgende gewesen.

Spanien wurde im Anfange 1836 von Herrn Mendizabal geleitet, einer vulkanischen Natur, einem Kopfe, der reich an Kombinationen und Hülfsmitteln war, einem Manne in Spanien ohne Gleichen hinsichtlich der Schnelligkeit des Blicks und der Kühnheit der Unternehmungen, der aber die Erfolge und das Glück nicht zu bewahren verstand: in einer kleinern Sphäre wäre er ein glänzender Abenteurer gewesen, im Besitze der Macht war er ein leidenschaftlicher Revolutionair. Uebrigens besaß er alle Eigenschaften, welche auf versammelte Menschen einen lebhaften Eindruck machen: hohen Wuchs, feurigen Blick, ausdrucksvolle Gesten und eine solche Fähigkeit, sich selbst zu rühren, daß er eines Tages auf der Tribune in lautes Schluchzen ausbrach.

Die Gemüther durch die Ankündigung eines Geheimnisses, das Spanien retten sollte, zu blenden, von der Kammer der Procuradores ein Vertrauensvotum zu erhalten, auf jede Gefahr hin die Aushebung von 100,000 Mann anzuordnen, die Diskussion auf eine Umgestaltung des Wahlsystems zu lenken, unter dem Beifall des Volkes den ersten Widerstand der Kortes zu brechen, den Rückkauf der den religiösen Gemeinschaften gehörigen Präſtationen zu genehmigen, die Aufhebung der Klöster im Vaterlande der Inquisition zu dekretiren, — Alles dieß war für Mendizabal das Werk einiger Monate. Man versichert hinsichtlich der Aufhebung der Klöster, daß er eines Tages mit der Uhr in der Hand vor die Regentin hingetreten sei und zu ihr gesagt habe: „Madame, auf allen Wegen sind Kouriere aufgestellt. Sie gehen in einer Stunde ab, wenn Sie in die von mir vorgeschlagenen Maaßregeln willigen!“ Im entgegengesetzten Falle erbot er sich zur Rückgabe seines Portefeuille. Christine unterzeichnete das Dekret, d. h. eine Revolution.

Ein solcher Minister mußte dem Hofe der Tuilerien natürlich verhaßt sein; und zwar um so mehr, als die von ihm versuchten Reformen in die Zeit der höchsten Blüthe des Bündnisses der französischen Regierung mit den absolutistischen Mächten fielen. Während

unser Gesandter in Madrid sich bemühte, ihn um die Gunst der Regentin zu bringen, wurde er beschuldigt, sich dem britischen Interesse verkauft zu haben. Man führte freilich nichts an, was er demselben geopfert hätte, aber man rüstete sich mit dem Scheine gegen ihn: er hatte lange in England gelebt, er wurde von einem englischen Bedienten bedient, er hatte manche englische Gebräuche angenommen und erhielt Flinten, Munition und Geld von der englischen Regierung, um Don Carlos zu bekriegen.

Uebrigens hatte der Hof der Tuilerien ganz besondere Gründe, den spanischen Minister zu stürzen, und wir müssen diese bekannt machen.

Mendizabal — und dieß war eine traurige Inconsequenz — hatte die Leitung der Geschäfte mit dem Wunsche angetreten, sowohl Spanien zu revolutioniren, als auch die Monarchie zu befestigen. Aber dieses letztere Resultat hing von der Lösung dreier Probleme ab: er mußte zunächst den Bürgerkrieg ersticken und den Thron dabei vor der zu großen Popularität eines siegreichen Generals bewahren; sodann mußte er für den Fall sorgen, daß die Regentschaft vor der Majorennität Isabellens vakant würde; drittens mußte er den diplomatischen Schwierigkeiten zuvorkommen, welche von der Verheirathung der jungen Königin zu erwarten waren. Mendizabal schlug Christinen vor, die drei Probleme durch unverzügliche Verheirathung Isabellens in ein einziges zu verwandeln. Man würde dann nicht mehr den Einfluß eines triumphirenden Kriegers für die Monarchie zu fürchten haben, da der Oberanführer der Armee der Gatte der Königin sein würde; bei Erledigung der Regentschaft würde ferner die Macht in den Händen eines Fürsten sein, der über die Eifersüchteleien des Ehrgeizes erhaben wäre; und hinsichtlich der Heirathsverwickelungen würde es doch wohl am besten sein, ihnen nicht Zeit zum Entstehen zu lassen und die Lösung zu beschleunigen.

Nun blieb noch die Wahl eines Prinzen, der die verschiedenen Eigenschaften vereinigte, welche für die Lösung erforderlich waren: Waffenübung, damit er sich an die Spitze einer Armee stellen könne; hohe Geburt, damit er von den Herrschern genehmigt würde; eine solche Stellung, daß seine Heirath nicht die Eifersucht der Hauptmächte erweckte; Vermögen, damit man ihm nicht vorwerfen könne, er wolle sich in Spanien bereichern. Der Prinz, der nach Mendizabals Ansicht alle diese Eigenschaften vereinigte, war der Herzog von Leuchtenberg: er schlug ihn Christinen vor.

Die Regentin schien diesen Plan günstig aufzunehmen. Aber es konnte nur durch Schnelligkeit und Geheimhaltung der Mittel die Ausführung gelingen. Herr von Rayneval wurde indeß von der beabsichtigten Kombination unterrichtet und das genügte, um sie zum Scheitern zu bringen. In den Augen Louis Philpp's hatte der Herzog von Leuchtenberg den unverzeihlichen Fehler, der Familie Buonaparte's anzugehören. Mendizabal hatte also ein dynastisches Interesse gegen sich aufgeregt, und er erfuhr bald, welcher Einfluß seinen Kredit untergrub, welche Hände seinen Fall vorbereiteten. Er mußte also die französische Intervention, die er als Spanier und Revolutionair zurückwies, auch als Minister zurückweisen.

Und in wie viele Uebel hatte doch der Bürgerkrieg seit Spanien Mendizabal's Eintritt in die Geschäfte gestürzt! Im Jahre 1835 hatten die Karlisten in Zumalacarreguy einen Mann verloren, der ebenso geeignet war, eine Armee zu organisiren, als sie gegen den Feind zu führen, einen unbezwinglichen Soldaten, einen erfahrenen Führer und Helden. Wie groß aber auch dieser Verlust für Don Karlos sein mochte, so hatte sich doch die Insurrektion auf ihrem Gebiete erhalten und befestigt. Im Jahre 1836 lagerte sie auf einem Gebiete von mehr als dreißig Lieues zwischen den Pyrenäen, der Arga, dem Ebro und dem Ocean; sie hatte furchtbare, unzugängliche Stellungen inne, stützte sich auf eine compacte Masse von mehr als 40,000 Mann und leuchtete weit hin durch kühnbefehligte, wuthtrunkene Banden, welche stark durch Kühnheit, Gewandtheit und List waren und überall blutige Spuren zurückließen: in Katalonien, in Nieder-Aragonien, in der Mancha, in Alt-Kastilien, in Galizien, in Asturien. Feldschlachten fanden nicht statt, aber unaufhörlich erneuerte Angriffe, Hinterhalte bei jedem Schritte; Städte wurden überfallen, Dörfer geplündert, schreckliche Rache wurde geübt, Mord und Feuer wütheten. Die alte Mutter Cabrera's wurde in Tortosa erschossen, worauf Cabrera 24 Frauen erschießen ließ; bedarf es wohl mehr, um einen Kampf zu charakterisiren, in welchem sich eine tapfere und unglückliche Nation verzweiflungsvoll zerarbeitete? Und wenn nur noch die Kampfbahn eine bestimmte Abgränzung gehabt hätte! Aber während die bewaffnete Räuberei das flache Land verwüstete, stieß der Aufruhr in den Städten wildes Gebrüll aus und errichtete Scheiterhaufen. Um die Menge aufzuregen, bedurfte es oft nur des Rufes: „Tod den Karlisten!" In Barcelona war z. B. das Volk in der Nacht des 4. Juni 1836 beim Scheine der Fackeln

auf die Citadelle gestürzt, hatte sie erklimmt, 120 karlistische Gefangene ermordet und von den Wällen den Oberst O'Donnell herabgestürzt, dessen Leichnam an einem Stricke durch die Straßen geschleift und auf öffentlichem Platze unter dem Gebrüll der wahnsinnigen Menge verbrannt wurde.

Wie sollte man so vielen Gräueln ein Ende machen? Wie sollte man die blutbefleckte Bahn verlassen, auf welcher Spanien so lange einherschritt? Für diejenigen, welche die Einführung der contrerevolutionairen, am französischen Hofe gezeitigten Ideen nicht schreckte, war die Frage nicht zweifelhaft und sie forderten die Intervention mit lautem Geschrei. Aber in diesem Punkte war von Mendizabal keine Nachgiebigkeit zu erwarten. Er wollte nichts weiter als das System der Translimitation, welches einzig bestimmt war, Don Karlos die Unterstützungen der nordischen Mächte zu entziehn, und wir haben die Gründe dargelegt, welche Herrn Thiers bewogen, dieß System in seiner Depesche vom 18. März 1836 zurückzuweisen.

Ungefähr zwei Monate nach den Uebersendung dieser Depesche fiel Mendizabal als das Opfer des Irrthums, daß er den Sieg einer volksthümlichen Revolution und die Befestigung der Monarchie für vereinbar gehalten hatte; er stürzte durch Hofintriguen, trotz der Unterstützung der Kammer der Procuradores, trotz der Sympathie des Volks! Isturitz leitete Spanien, als Thiers vermöge der Intervention, das von ihm selbst abgebrochene Bündniß mit England wiederanzuknüpfen suchte.

Die Gelegenheit schien günstig. Isturitz, der Christine gewonnen hatte, stellte sich, als er ins Ministerium gelangte, als Gegner seiner alten Freunde und der von ihm bis dahin vertheidigten Prinzipien, als Deserteur der revolutionairen Sache und als Anhänger der Intervention dar. Wenn also Thiers jetzt in Spanien interveniren wollte, so hatte er nicht mehr zu fürchten, mit einem feindlichen Ministerium in Konflikt zu gerathen, oder der demokratischen Idee Beistand zu leisten.

Die Fremden-Legion, welche aus 3000 Mann bestand, war gebildet worden und sollte den Spaniern zu Hülfe kommen. Thiers beschloß, diese Legion bis auf 12000 Mann zu verstärken und Christine auf eine wirksamere Weise zu unterstützen. Zu diesem Zwecke mußte man in die Fremdenlegion auserwählte Soldaten aufnehmen und sie unter den Befehl eines kräftigen und kühnen Anfüh-

rers stellen. Thiers warf die Augen auf Bugeaud, dessen militairische Eigenschaften er vollkommen würdigte und auf dessen Ergebenheit er rechnete. Er schickte also ein Schreiben nach Afrika, wo dieser General den Sieg von Sickak davon getragen hatte, und wußte ihm die Vortheile einer ihm anvertrauten Expedition so einleuchtend zu machen, daß Bugeaud den Antrag annahm, obwohl es ihm schwer ankam, unter einer fremden Kokarde zu kämpfen.

Es blieb noch übrig, die Einwilligung des Königs zu erlangen, und in dieser Beziehung hatte Thiers einen harten Kampf mit dem Monarchen zu bestehn. Da er aber diesen Widerstand vorausgesehn, so hatte er sich Beistand in der königlichen Familie zu verschaffen gewußt. Die Königin wünschte, obwohl nur furchtsam, daß man Christine nicht den Wechselfällen des Bürgerkriegs Preis gäbe; der Herzog von Nemours war unmerklich durch die überzeugende Beredtsamkeit Thiers' gewonnen worden; aber von allen Mitgliedern der königlichen Familie unterstützte der Herzog von Orleans die Politik des ersten Ministers mit der meisten Wärme.

Dieser Prinz, der gute und böse Eigenschaften in sich vereinigte, war voller List, aber auch voller Tapferkeit. Die Interessen der Freiheit waren ihm ziemlich gleichgültig, obgleich er vermöge einer bei präsumtiven Thronerben gewöhnlichen Verstellung den äußerlichen Schein des Liberalismus annahm; dagegen waren ihm die Interessen der Nationalität sehr theuer. Er liebte das militairische Frankreich leidenschaftlich und verabscheute Europa. Niemand fand mehr Gefallen als er an den Feldübungen und an der Leitung der Armee. Er nahm gern einen vertraulichen Ton gegen den Soldaten an, bequemte sich mit gut gespielter Natürlichkeit zu den soldatischen Gewohnheiten, machte sich beliebt durch die Freiheit seiner Reden und durch die Gutmüthigkeit seines Benehmens, war aufmerksam auf die Unzufriedenheit der Kasernen und ein glücklicher Höfling der Männer des Degens. So bereitete er eine Regierung vor, die reich an Bewegungen gewesen sein würde. Denn die Geringschätzung, mit welcher seine Familie von den großen Höfen behandelt worden war, die unverschämten Reden, die man sich hier gegen sie gestattete, der Umstand, daß seine Schwestern sich nach Männern sehnen und auf sie warten mußten, die beleidigenden Abweisungen, die ihm selbst zu Theil geworden waren, hatten in seinem Herzen eine blutende Wunde zurückgelassen. Sein Jünglingsstolz empörte sich gegen einen Schimpf, den die kluge Philosophie seines Vaters ruhig ertrug.

Es begann also der Kampf zwischen dem Könige und Thiers, welcher vom Herzoge von Orleans unterstützt wurde. Er dauerte lange und war hartnäckig: Herr Thiers sprach endlich davon, daß er sein Portefeuille aufgeben wolle.

Der König, der einen seltnen Scharfblick besaß, wenn es sich nur um Entscheidung kleiner Sachen handelte, hatte keine administrativen Kenntnisse. Dem Könige fehlte die Fähigkeit, allgemeine Gesichtspunkte zu fassen, in ungewöhnlichem Grade und dennoch verstand er, seltsam genug, auch nichts vom Detail der Ausführung. Da er gesehen hatte, wie unwirksam die Anstrengungen gewesen waren, welche die Agenten der Königen Christine gemacht hatten, um in Frankreich Hülfstruppen zu werben, so glaubte er, daß es nicht gelingen werde, mit 9000 Freiwilligen die Pyrenäen zu überschreiten; in dieser Hoffnung verstand er sich endlich dazu, seinen Minister handeln zu lassen. Thiers machte sich augenblicklich ans Werk. Man wendete sich an die Regimenter, welche unter dem Befehl des Generals Harispe das Observations-Korps an den Pyrenäen bildeten, man rief Freiwillige auf, und die kriegerische Ungeduld war so groß, daß die Hülfstruppen in kurzer Zeit organisirt und kampfbereit waren. Die Truppen waren von herrlicher Haltung, voller Eifer und Vertraun, und man durfte Alles von ihrem Muthe erwarten.

Dieses Resultat hatte der König nicht erwartet; es setzte ihn in Schrecken und brachte ihn außer der Fassung. Aber seine Besorgnisse verdoppelten sich, als er erfuhr, daß der General Bugeaud geneigt sei, das Kommando der Legion zu übernehmen. Denn er mißtraute dem militairischen Ungestüm des Generals, den er wegen seines brutalen und anmaßenden Benehmens nicht leiden konnte.

Spanien war indeß in der größten Noth, und der Parteihaß, den die beständigen Unruhen überreizt hatten, war zu einer immer gefährlicher werdenden Exaltation gelangt; was sollte aus der Revolution werden! Das Kabinet von St. James hörte nicht auf, auf die Ausführung des Traktats der Quadrupel-Allianz zu dringen. Christine sendete einen verkleideten Mönch an Thiers, um Beistand nachzusuchen und versprach die Hand Isabellens dem Herzoge von Aumale.

Aber der König widerstand fortwährend. Das Anerbieten der Krone Spaniens für einen seiner Söhne eröffnete eine Möglichkeit, die ihn nie sehr gereizt hatte. Um seine Familie zu erhöhen, wollte er unter keiner Bedingung die großen Höfe erschrecken, die er viel-

mehr um jeden Preis schonen wollte. Uebrigens glaubte er, oder schien zu glauben, daß der französische Einfluß, um sich in Spanien zu erhalten, sorgfältig verborgen werden müsse. Seiner Ansicht nach würde ein französischer Prinz auf dem spanischen Throne dem spanischen Volke zu viel Mißtrauen eingeflößt haben, und diese Bemerkung war nicht ungegründet. Was die Gefahr betraf, welche der spanischen Revolution drohte, so war der König nicht der Mann, dem Wunsche ihrer Rettung das System des Friedens und das gute Vernehmen mit dem Kontinente zu opfern.

Eine ministerielle Krise war im Anzuge; sie war unvermeidlich. Da indeß der König Werth auf die Dienste von Thiers legte, der hinsichtlich der inneren Politik seine Ideen und seine Antipathieen theilte, so machte er einige Versuche, ihn im Ministerium zu erhalten und zum Nachgeben zu bringen.

Herr von Talleyrand war damals in Frankreich, wo er sein Alter nutzlos hinlebte. Er hatte sich unbedingt dem Könige unterworfen, der ihn dadurch gewonnen hatte, daß er seiner greisenhaften Eitelkeit schmeichelte und z. B. vor dem Lehnstuhle stand, in welchem der alte klumpfüßige Diplomat sitzen bleiben mußte. Herrn von Talleyrand gebrauchte der König, Thiers andern Sinnes zu machen. Aber diese Sache war für den Unterhändler seiner eignen Antecedenzien wegen schwer zu führen. „Wie, sagte Thiers zu ihm, Sie, der Unterzeichner des Traktats der Quadrupel-Allianz, fordern mich auf, die Klauseln desselben mit Füßen zu treten? Sie, der erste Gesandte der Juli-Revolution in London suchen mich von England zu entfernen und dem Kontinent zu nähern!“

Die Unterhandlung scheiterte also, und nachdem man bei Thiers alle Mittel der Verführung erschöpft hatte, wurden heimlich Schritte zur Bildung eines neuen Kabinets gethan. Louis Philipp liebte in Thiers das Geschöpf des mit 1830 beginnenden Systems, und er empfand nie viel Neigung für die Minister, welche schon einer andern Regierung gedient hatten. So mißfiel ihm — sonderbar genug! — bei Guizot am meisten die Reise nach Gent. Im Grunde warf er ihm vor, daß er nicht „blau“ genug sei und es entschlüpfte ihm mehr als einmal die Aeußerung: „Herr Guizot macht mich unpopulair.“

Dennoch beschloß er, sich an ihn zu wenden.

Unglücklicherweise hatte Guizot den Herzog von Broglie zum Freunde und zum nothwendigen Kollegen, und diesen wollte der Hof

um keinen Preis. Die große Aufgabe des Augenblicks wurde also, diese beiden Männer von einander zu trennen. Guizot wurde von sorgfältig eingeübten Schmeicheleien verfolgt. Ihm allein gebühre von jetzt an der Ruhm, die Politik vom 13. Oktober durch Erhaltung des Friedens zu befestigen; aber um zur Erfüllung einer so erhabenen Aufgabe geeignet zu sein, müsse er den Muth haben, persönliche Neigungen dem Staatswohle zu opfern, und sich vom Herzoge von Broglie zu trennen, diesem steifen, stolzen Mann, welchen die Diplomatie nicht liebe und der Alles gefährden könne. Abgesehen davon, daß Guizot sich in seinen eigenen Augen durch eine Art von Verrath erniedrigen mußte, der nicht frei von Undankbarkeit war, fühlte er auch, daß er einen Fehler begehen und für immer eine Stütze verlieren würde, ohne welche er nur noch eine untergeordnete Gewalt würde üben können. Aber die Ungeduld seines Ehrgeizes riß ihn fort, und der König hörte ihn zu seiner Befriedigung einst sagen: „Von diesem Augenblicke an kann Ew. Majestät mich als frei ansehen." Das war für das Schloß ein großer Sieg und man suchte ihn vollständig zu machen. Als Guizot sich von Broglie trennte, den er liebte, hatte er darein gewilligt, Minister unter der Präsidentschaft Molé's zu sein, den er nicht liebte: man ging weiter. Herr von Montalivet wurde ausgeholt, ebenfalls heimlich, und man bewog ihn ohne Mühe, den Plänen des Hofes zu dienen. Er war Kollege von Thiers gewesen und hatte diesem das Recht gegeben, auf ihn zu rechnen; dennoch zeigte er sich, sobald der Augenblick gekommen war, bereit, im Kabinet seines Nachfolgers einen Platz einzunehmen. Auf diese Weise wurde das von Thiers geleitete Kabinet einige Zeit vor seinem Sturze untergraben, und der Hof wurde unlenksamer, als er wußte, daß er keine Verlegenheit zu fürchten hatte.

So standen die Sachen, als die Nachricht von einem großen Ereignisse in Spanien eintraf.

Beim Sturze Mendizabal's war die Insurrektion in einem Kreise von 110,000 Bajonnetten eingezwängt. Aber diese gefährliche Lage war nicht von langer Dauer gewesen. Villareal, der dem Grafen von Casa Eguia im Kommando der Armee folgte, vereitelte bald die Kombinationen des feindlichen Obergenerals; und während dieser nach Madrid eilte, um sich in die Kabalen zu mischen, welche ein neu gebildetes Ministerium begünstigte, durchbrach der karlistische General Gomez, gefolgt von 5000 unerschrockenen Aben-

teurern, bei Valmaseda die Blokadelinie. Die Expedition von Gomez hatte etwas Glänzendes. Gedrängt von Espartero, der dicht hinter ihm herjagte, durcheilte er mit Blitzesschnelle Asturien, Galizien und die Berge von Leon, setzte über die Flüsse, entfloh den kombinirten Bewegungen der Generale Manso, Latre und de la Puente, zog siegreichen Schrittes durch die Hauptstädte, schrieb Kontributionen aus und verbreitete überall Schrecken und Aufuhr. Während dieser Zeit fiel eine andere Bande in die Provinz Soria ein, Cabrera und Serrador dehnten ihre Verwüstungen nach allen Seiten hin aus. Der englische General Evans entfernte sich eilig von Fuenterabia, welches er bedroht hatte, unter dem Eindrucke panischer Furcht; Cordova, der ins Lager zurückgekehrt war, zerarbeitete sich in seiner Unfähigkeit; der Karlismus schien sich mit einem Worte wie ein blutiges unvermeidliches Gespenst vor den Thoren Madrids zu erheben. Und zum Uebermaaße entzündete das Ministerium Isturitz die Leidenschaften, indem es die Contrerevolution zum Extrem trieb. Das zerrissene, erbitterte, krampfhaft zuckende Spanien wurde nun plötzlich von einer furchtbaren Bewegung ergriffen. In Malaga, wo die Leichname des Grafen Donadio und San Just's, die beide unbarmherzig gemordet worden, noch nicht erkaltet waren, bildete sich eine Junta. Cadix, Xerez, die Insel Leon, Sevilla, Cordova, Saragossa, Badajoz, Valencia, Carthagena, Lorca, Alicante, Murcia erheben sich. Von einem Ende der Halbinsel zum andern ertönt ein Ruf: man proklamirt die Verfassung von 1812, diese demokratische Verfassung, welche einst unter dem Feuer der Feinde des Vaterlandes und auf einem Felsen, dem letzten Zufluchtsorte der spanischen Freiheit, votirt worden war.

Inmitten des großen Sturmes blieb Madrid allein unbeweglich und schweigend. Es war in Belagerungszustand gesetzt worden und schien unter der Hand des Generals Quesada zu zittern, den die Insignien einer mörderischen Diktatur umgaben. Plötzlich setzt sich in einiger Entfernung von der Stadt, fast vor den Thoren von la Granja, dem von der Königin bewohnten Palaste, das Regiment der Provinzialmilizen unter dem Gesange der Riego-Hymne in Bewegung; dieß fand am 12. August 1836 um acht Uhr Abends statt. Die Soldaten des vierten Garde-Infanterie-Regiments treten diesem militairischen Aufstande bei. Einige Augenblicke später drangen Sergenten in den Palast und unter ihren Augen, auf ihre Aufforderung unterzeichnet die Königin eine Schrift, welche besagt:

„Die Königin bevollmächtigt den General San Roman, die Verfassung bis zum Zusammentreten der Kortes beschwören zu lassen.“ Mehr bedurfte es nicht, um in Madrid eine Explosion hervorzubringen. Vergeblich rüstet sich das Ministerium zu wüthendem Widerstande, vergeblich durchläuft der General Quesada mit drohender Miene und gezogenem Säbel die Straßen; der Aufruhr hat die Stadt inne; von der Puerta del Sol her, dem gewöhnlichen Heerde der Unruhen, erhebt sich Unheil verkündendes Gemurmel; von Stunde zu Stunde wächst das Tosen der Menge — das Ministerium muß stürzen. In der That wird Calatrava zum Conseils-Präsidenten und der General Seoane zum Generalkapitain von Neu-Kastilien ernannt. In dem Hause des Letzteren verbarg sich Isturitz, den die Volksrache suchte. Der General Quesada, der nicht so glücklich war, hatte Madrid verlassen und sich nach dem Dorfe Hortaleza gewendet. Man erkannte ihn an einer Wunde im Gesicht, und als seine Flucht in Madrid bekannt wurde, ließ der General Seoane augenblicklich Reiter zu seinem Schutze abgehen. Sie langten zu spät an. Einige Wüthende waren ihnen vorausgeeilt, und sie fanden nur noch einen Leichnam.

Dieses waren die Nachrichten, welche in den Tuilerien eintrafen. Der König brauchte sie als Waffen gegen Thiers. Durfte man eine Regierung unterstützen, die aus einer solchen Empörung hervorgegangen war? Durfte man das Schwert des monarchischen Frankreichs zur Verfügung der Korporale stellen, welche Christine Gewalt angethan hatten? Thiers hätte dem Könige antworten können: daß der Aufstand von la Granja auf das Unumstößlichste beweise, wie dringend es sei, den Bürgerkrieg in Spanien auszurotten; daß der Zorn der Parteien durch den Bürgerkrieg entzündet und genährt werde; daß die Verlängerung dieses inneren Kampfes den Feinden Christinens die Kühnheit gebe, ihre Absichten zu beschuldigen und Hand an ihre Krone zu legen; daß man mit einem Worte, wenn man Spanien sich selbst überlasse, demselben ein Grab zwischen der Anarchie und dem Kriege grabe. Thiers gestand lieber ein, daß die Vorfälle, deren Schauplatz Spanien gewesen, eine Vertagung nöthig machten. Er wünschte nur, daß die in Pau versammelten Hülfstruppen nicht eher die Pyrenäen überschritten, als bis sich die Lage Spaniens klarer überschauen ließe.

Während dessen erfuhr man, daß der General Lobau, der am 12. Aug. (1836) in Pampeluna angelangt war, um das Kommando

der Fremdenlegion zu übernehmen, einen Tagesbefehl erlassen hatte, in welchem es hieß: „da ich vom Könige der Franzosen mit dem Kommando der französischen Fremdenlegion in Spanien beehrt worden bin," und ferner: „ich bin der Vorläufer zahlreicher Hülfstruppen, welche Frankreich vermöge seines Bundes mit Spanien diesem zusendet. Dieser Monat wird nicht bis zu ihrer Ankunft verfließen." Der General Lobau war gewiß durch die Umstände berechtigt, eine solche Sprache zu führen, namentlich in dem Augenblicke, wo er sich anschickte, ins Feld zu rücken. Er wurde nichtsdestoweniger durch einige Zeilen des Moniteur verläugnet, und dieß gegen den Wunsch des Conseils-Präsidenten. Es entstand nun die Frage: was man mit den in Pau versammelten Hülfstrupppen machen solle? Nach der Ansicht von Thiers, Passy, Duperré, Maison, Sauzet, Pelet de la Lozère mußte dieses Corps erhalten werden, bis sich die Ereignisse klarer überblicken ließen. Nach der Ansicht des Königs mußte man es dagegen auflösen. Hier lag der Knoten.

Thiers fühlte wohl, daß er schwankte; aber er wollte einen letzten Kampf versuchen und versammelte seine Kollegen. Bis dahin war er mit ihnen im Einverständnisse gewesen, und trotz mancher Winke, trotz mehrfacher Anzeichen hatte er noch immer geglaubt, daß die Unterstützung des Herrn von Montalivet ihm nicht fehlen würde. Er war also nicht weniger überrascht als erbittert, sobald er hörte, wie Herr von Montalivet sich für das System des Königs aussprach. Seinem Zorne nachgebend, rief er mit bewegter Stimme aus: „Wer, mein Herr, hat Ihnen diese Lektion gelehrt? Vor acht Tagen wußten Sie sie noch nicht so gut!" Herr von Montalivet antwortete hochmüthig und der Conseilspräsident entgegnete: „Wohlan, suchen wir den König auf; er soll sich selbst erklären." In Gegenwart des Königs setzte Thiers den Kampf fort, und er hatte die Genugthuung, zu sehen, daß ihn der Marschall Maison energisch unterstützte. Der Marschall Maison war nicht für die Intervention, aber seiner Ansicht nach mußte man, da man durch einen Traktat gebunden war, die Unterschrift Frankreichs honoriren. In diesem Sinne sprach er mit Festigkeit und militairischer Freimüthigkeit, die den König bewegten, aber nicht erschütterten. Von diesem Augenblicke an war das Kabinet vom 22. Februar aufgelöst.

Als Thiers die Geschäfte verließ, mußte er sich schwere Vorwürfe machen, daß er die scandalöse Besetzung Krakau's so lange geduldet, daß er Herrn von Metternich's Freundlichkeiten so leichthin

angenommen, daß er Englands Unzufriedenheit durch die Depesche vom 18. März erregt, daß er die Schweiz im Namen und für Rechnung der grausamsten Feinde der französischen Revolution auf eine so abscheuliche Weise verfolgt; das waren ohne Zweifel Hauptfehler, Fehler, welche ewigen Tadel verdienten. Der ehrenwerthe Theil seines Ministeriums ist der, welcher sich auf seine Kämpfe zu Gunsten Spaniens bezieht. Hier entfaltete er nicht allein Festigkeit, sondern auch großartige und muthvolle Uneigennützigkeit. Allerdings wollte er nicht die Sache der wahren Demokratie in Spanien unterstützen; aber es wäre ungerecht, seinem Charakter und seinem Benehmen eine falsche Ansicht zum Vorwurfe zu machen.

Uebrigens gab er eine Macht, deren Genuß ihm gewisse, schwer zu überwältigende Einflüsse sehr verbittert hatten, ohne Bedauern auf. Er hatte sich auf die Schweizer-Angelegenheiten eingelassen, weil man ihn hatte glauben lassen, man werde ihm unter dieser Bedingung die Intervention in Spanien gestatten, und er war in dieser Hoffnung getäuscht worden; er hatte geglaubt, man werde ihm nichts verbergen, und der Vorfall mit dem Spion Conseil hatte ihm bewiesen, daß neben der ministeriellen Polizei noch eine andere bestehe: wie viele Gründe zur Unlust! Angegriffen von der Presse, bekämpft vom Könige, gestachelt von England, getäuscht von den andern Kabinetten, mußte er natürlich müde werden. Er wendete jetzt seine Blicke auf Italien, wo seine lebhafte Phantasie ihn hinrief und wo er während einiger Monate die Qualen der Politik vergessen wollte. Als die Unterhandlungen wegen der Bildung eines neuen Kabinets sich in die Länge zogen, beklagte er sich darüber. Er fürchtete, daß während des ministeriellen Interregnums sich in Spanien ein Unglück ereignen möge, welches seine Verantwortlichkeit erforderlich machen könne. Nach der Ansicht des Königs war es Pflicht eines Ministers, so lange bei den Geschäften zu bleiben, bis ein Nachfolger für ihn gefunden war; aber darauf erwiederte Thiers mit Recht, daß, wenn man ihm die Verantwortlichkeit der Macht lasse, er auch die Funktionen derselben müsse üben können, daß es ihm also freistehen müsse, wenn es ihm angemessen schiene, eine Armee in Spanien einrücken zu lassen.

Der König fürchtete einen übereilten Streich von Seiten des Herrn Thiers; er beeilte also die Unterhandlungen und machte endlich das Resultat derselben bekannt. Da er sich aber einen Mann, der eben Minister gewesen war, nicht zum Feinde machen wollte,

so ließ er Thiers zu sich kommen, empfing ihn in Neuilly mit freundlichem Wohlwollen, überhäufte ihn mit Schmeicheleien und eröffnete ihm in einigen klug hingeworfenen Worten die Aussicht auf den Wiedereintritt ins Ministerium. Thiers nahm Abschied vom Monarchen und der Königin und reiste nach Italien, indem er seinen Nachfolgern eine Autorität ohne Unabhängigkeit und eine Ehrenstelle, die zuletzt zu einer glänzenden Knechtschaft wurde, hinterließ.

Fünftes Kapitel.

Antritt des Ministeriums Molé, am 6. Sept. — Fortsetzung der schweizerischen Angelegenheiten. — Die Tagsatzung nimmt den Bericht über den Spion Conseil an. — Molé wird getäuscht. — Note vom 27. Sept. an die Schweiz gerichtet. — Unwillen des Volks in der Schweiz; Vorbereitungen; Subscription; Adresse an das französische Volk. — Unentschlossenheit und Furcht der Regierung von Bern; Prozeß des Nouvelliste Vaudois. — Antwort der Tagsatzung auf die Note vom 27. Sept. — Sprache der Augsburger Allgemeinen Zeitung. — Die Republik San Marino und Louis Philipp. — Moral des Streites der französischen Regierung mit der Schweiz. — Pläne Louis Bonaparte's. — Charakter dieses Prinzen. — Vorbereitungen des Komplotts. — Militairische Insurrektion in Straßburg; wie sie scheitert. — Louis Buonaparte wird gefangen und nach Paris gebracht. — Der Brigadier Bruyant in Vendome. — Brief Louis Buonaparte's an den König. — Louis Buonaparte wird nach Amerika verbannt. — Tod Karl's X.

Am 6. September (1836) unterzeichnete der König die Ordonnanzen, welche ein neues Kabinet an's Ruder brachten. Dieselben gaben die Präsidentschaft des Conseils und die auswärtigen Angelegenheiten Herrn Molé, die Justiz und die Kulte Herrn Persil, das Innere Herrn Gasparin, die Marine Herrn Rosamel, die Finanzen Herrn Duchatel, den öffentlichen Unterricht Herrn Guizot. Als einige Tage später der Generallieutenant Bernard zum Kriegsminister und Herr Martin (du Nord) zum Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten ernannt wurden, war das Ministerium vollständig.

Man war allgemein verwundert, daß Herr von Montalivet keine Stelle erhalten hatte. In der That war es sonderbar, daß dieser Mann keinen Vortheil von seiner Trennung von Thiers und von einem Bruche gezogen, der dem Könige so angenehm gewesen war. Aber Herr von Montalivet hielt sehr auf das Ministerium des Innern und dieses war zu wichtig, als daß Guizot es nicht

hätte begehren sollen. Daraus entstand ein Zwiespalt, dem Herr von Montalivet geopfert wurde.

Nicht etwa als ob Guizot das Ministerium des Innern für sich verlangt hätte. Obgleich Duvergier de Hauranne und die vornehmsten Führer der doktrinairen Partei lebhaft in ihn drangen, so weigerte er sich doch hartnäckig, es anzunehmen; aber er wollte es mit einer seiner Kreaturen besetzen: er forderte und erhielt es für Herrn Gasparin, dessen er sicher war. Denn dieser stolze Mann fand Gefallen daran, das Kabinet in einer untergeordneten Stellung zu beherrschen.

Zu den vornehmsten Schwierigkeiten, die Thiers seinem Nachfolger hinterließ, gehörte die schweizerische Frage.

Wir haben die Antwort der Tagsatzung auf die Note Herrn von Montebello's schon erwähnt. Aber nach der Verhaftung und den Geständnissen Conseils konnte die Schweiz sich nicht mehr auf eine furchtsame Protestation beschränken. Am 9. September (1836) vernahm die Tagsatzung den schon erwähnten, von Monnard und Keller entworfenen Bericht über die Conseil'sche Angelegenheit; derselbe enthielt folgende Worte: „Man denke was man wolle von dem Gebrauch der Spione durch die Regierungen und Gesandtschaften; man lasse als wahr oder falsch gelten, daß die Gränze zwischen Erlaubtem und Unerlaubtem für die Polizei und die Diplomatie nicht nach den gewöhnlichen Ideen der Menschen über Ehre und Redlichkeit gezogen sind, so werden wir uns dennoch nimmermehr überreden können, daß Handlungen, wie die hier vorliegenden, daß Betrug und Fälschung, die in allen Ländern der Welt als Verbrechen angesehen werden und der öffentlichen Verachtung anheimfallen, gewöhnliche und alltägliche Handlungen seien, wenn sie von der Diplomatie ausgehen, die die erhabene Aufgabe hat, die Völker einander zu nähern —— die Ehre des Bundes gestattet ihm nicht, ein solches Betragen schweigend hinzunehmen. Und solche Sachen sind in der Schweiz im Namen Frankreichs und seines Königs verübt worden; und diese Thatsachen haben Anlaß zu einer gerichtlichen Untersuchung gegeben! Die Ehre Frankreichs und seines Königs sind hierbei betheiligt. Aber Frankreich und sein König fabriciren nicht falsche Pässe; Frankreich und sein König begehen keine Verbrechen und haben Niemand beauftragt, solche in ihrem Namen zu begehen; und wer solche in ihrem Namen verüben sollte, würde aufgehört haben, als ihr Repräsentant zu handeln ———

Sie müssen die Wahrheit erfahren — —, möge es der Tagsatzung belieben, den Vorort zu beauftragen, daß er durch den schweizerischen Geschäftsträger in Paris oder auf einem andern sichern Wege sowohl den König der Franzosen wie seine Regierung von der wahren Lage der Dinge in Kenntniß setze und mit dieser Mittheilung eine beglaubigte Abschrift der Aktenstücke verbinde."

Wie furchtbar auch diese Anträge durch ihren verborgenen Sinn sein mochten, so bekämpfte sie doch Herr Brüggiser, Abgeordneter von Aargau, als zu schlaff. Herr von Chambrier dagegen erklärte sie für übermäßig beleidigend und für gefahrvoll. Nach sehr lebhaften Verhandlungen erklärten sich nur zehn Staaten — die erforderliche Majorität betrug zwölf — für den Bericht. Mehrere Kantone hatten das Referendum gefordert, d. h. Vertagung, um die Befehle der Kommittenten einzuholen, da aber die Kantone Freiburg und St. Gallen bald den Anträgen beitraten, so mußte der Vorort darauf denken, die Entscheidung der Tagsatzung zu vollziehen.

Wer sollte es glauben? Molé wurde über das Schmachvolle der Conseil'schen Angelegenheit getäuscht, wie Thiers getäuscht worden war. Er zog Erkundigungen bei denen ein, welche am besten im Stande waren, ihn aufzuklären, und er erfuhr nicht Alles. Als ihm später ein ausdrucksvolles Lächeln Herrn von Appony's Verdacht einflößte, gelang es ihm, die Wahrheit zu erfahren; aber das Uebel war schon geschehen, eine scandlöse Ungerechtigkeit war schon gegen die Schweiz verübt worden. Da Molé wirklich überzeugt war, daß an der Conseil zugeschriebenen Sendung als Spion nichts Wahres sei, und daß der von der Tagsatzung angenommene Bericht nur das Resultat von Umtrieben sei, welche die Flüchtlinge angezettelt, um den französischen Gesandten zu stürzen, so hatte er kein Bedenken getragen, Maaßregeln gegen die Schweiz zu ergreifen; und am 27. September 1836 richtete Herr von Montebello an den Vorort eine Note, durch welche die diplomatischen Beziehungen zwischen der Schweiz und Frankreich abgebrochen wurden.

Die Note vom 27. September erkannte zunächst an — gewiß ein sehr unbesonnenes Eingeständniß! — daß Frankreich bei den schwebenden Verhandlungen nicht direkt betheiligt sei. Sodann folgten heftige Angriffe gegen die innere Verwaltung der Schweiz, die man als von unsinnigen Verschörern beherrscht, darstellte. In der Angelegenheit Conseil's sah die Note nur eine gegen den französischen Gesandten ausgesonnene Schlinge. Sie schloß folgendermaaßen:

„Frankreich ist fest überzeugt, daß die Schweiz aus ihren Erinnerungen, aus ihren wohlverstandenen wahren Interessen Eingebungen schöpfen wird, welche sie vor den Gefahren bewahren werden, denen sie durch eine Handvoll fremder Verschwörer ausgesetzt wird. Träfe es sich unglücklicherweise anders, so wird Frankreich, stark durch die Gerechtigkeit seiner Sache, nur noch auf seine beleidigte Würde hören, und dann allein über die Maaßregeln urtheilen, welche es ergreifen muß, um eine gerechte Genugthuung zu erlangen. Endlich wird es, ohne den Frieden der Welt zu gefährden, zu zeigen wissen, daß es nie einen Schimpf ungestraft läßt."

Das hieß der Schweiz nur zwischen der Schmach einer Abbitte oder dem Unheil einer Handels-Blokade die Wahl lassen.

Es würde schwer zu sagen sein, von welchem schmerzlichen Erstaunen der empfängliche Theil des französisches Volks ergriffen wurde. In der Schweiz stieg ein einstimmiger Schrei der Verwünschung aus den friedlichsten Thälern auf. Wie! Zunächst hatte man an die Tagsatzung Aufforderungen gerichtet, welche dem Völkerrechte zuwider waren und das Princip der staatlichen Souveränität antasteten; sodann schickte man, um die Komplotte zu unterhalten, deren zu lange Duldung man der Bundes-Regierung vorwarf, einen gemeinen Spion, einen agent provocateur nach Bern! Und wenn nun nach einer genauen gerichtlichen Untersuchung die Schweiz Klagen erhob, Beweise anbot, so antwortete man ihr mit Gewaltthätigkeiten und man erröthete nicht, von ihr zu fordern, daß sie für die ihr zugefügte Schmach um Verzeihung bitte! Die Schweiz war zu schwach, um den Anlauf der französischen Macht auszuhalten. Dieß war für Frankreich ein Grund mehr, sein Unrecht einzugestehn. Denn wenn man die Gerechtigkeit gegen sich und die Stärke für sich hatte, so wars eine doppelte Ehre, nachzugeben. Die Wirkung dieser unter dem Volke verbreiteten Reden wurde verstärkt durch die Aufregung, welche die Erörterungen in den Volksversammlungen hervorbrachten und unterhielten. „Welches ist die Macht, rief Herr Stettler im großen Rathe von Bern aus, die uns beleidigt? Die, für welche wir solche Ströme Bluts vergossen haben, daß sie den Rhein von seiner Quelle bis zur Mündung röthen würden." Auch die Zeitungen donnerten los. Im Nouvelliste Vaudois ertheilte Herr Gaullieur den Deputirten, die wie Baumgärtner und Bruggiser die Ehre des Landes mit ihrer Person deckten, Ermuthigungen und verfolgte diejenigen, die von weniger stolzen Gefühlen beseelt

waren, wie Chambrier (von Neuchatel), Schmid (von Uri), Burkhardt (von Basel). „Man bemerkt, sagte der Fédéral, daß unter den Mitgliedern der höhern französischen Verwaltung sich gegenwärtig drei Minister befinden, welche in der Schweiz oder von Schweizern erzogen sind: Guizot, Gasparin und Duchatel; ein Beamter, der aus einer Schweizer-Familie stammt, Herr Delessert, und der Conseils-Präsident Molé, der zur Zeit der Emigration ein Asyl in der Schweiz suchte und es fand; ohne von Sr. Majestät Louis Philipp zu sprechen, der mehr als einmal stolz auf die Gastfreundschaft gewesen, welche der Herzog von Chartres in der Schweiz gefunden." Alles schien auf Beschleunigung des Bruchs hinzuwirken und derselbe drohte schrecklich werden zu wollen. Die Einen machten bemerklich, daß die Handels-Blokade Frankreich ebenso verderblich werden würde wie der Schweiz; sie bewiesen durch unwiderlegliche Berechnungen, daß es sich für französischen Handel um einen Verlust von wenigstens 40 Millionen Frs. handele; sie wiesen darauf hin, daß der Handel der Städte Lyon und Marseille schwere Störungen erleiden würde. Andere, welche einen Krieg voraussahen, erinnerten ihre Landsleute an eine Vergangenheit kriegerischen Heldenmuths; sie erinnerten daran, wie die Burgunder beim Schalle der Hörner von Unterwalden und Luzern auf der blutbefleckten Straße von Granson geflohn, wie ein Bauer der siegreichen Kantone den Hut des Nebenbuhlers Ludwig's XI. auf dem Schlachtfelde aufgesetzt; sie erinnerten ferner an das Beinhaus von Murten und an den gefrornen See, in welchem mit Karl dem Kühnen das Haus Burgund untergegangen sei.

Zugleich rüstete man sich zu thätlichem Widerstande. Eine National-Subskription wurde zu Gunsten der Bürger eröffnet, die das Manifest des Herzogs von Montebello bedrohte. Und um darzuthun, daß in den Augen der Schweizer die französische Nation nicht für die Fehler ihrer Regierung verantwortlich sei, ließ man im Waadtlande folgende Adresse an das französische Volk circuliren:

„Franzosen vom Juli, Ihr wollt uns bekriegen, obschon wir durch sechs Jahrhunderte der Brüderlichkeit verbunden sind, obschon wir Eure ruhmvolle Revolution mit Enthusiasmus aufgenommen, obschon wir Euren Flüchtlingen eine Zuflucht eröffnet haben, obschon sich unser Blut in den Schlachten mit dem Eurigen vermischt hat. Und welches Verbrechen haben wir begangen? Wir haben das Joch einer Partei abgeschüttelt, welche unsre alte repu-

blikanische Unabhängigkeit dem monarchischen Europa zu Füßen legte; wir haben den Schleier zerrissen, welcher niederträchtige Umtriebe verhüllte! Ein unverzeihliches Verbrechen, wegen dessen man uns zu einem gottlosen Kampfe drängt! Aber Gott ist gerecht; er wird uns, wenn man Eure Soldaten gegen uns schickt, Muth und Kraft geben. Mit welchem Schmerze würden wir das Blut derselben vergießen! Mögen sie wenigstens, wenn das Glück einen Punkt unsers Gebiets in ihre Gewalt geben sollte, daran denken, daß die Männer, gegen welche man sie treibt, ihre Brüder sind und daß sie diesen ungerechten und grausamen Krieg durch ihre Menschlichkeit adeln müssen."

Aber inmitten dieser ungeheuern Bewegung zeigte die berner Regierung nur Unentschlossenheit und Furcht. Die Widerstandspartei war eigentlich nur durch Herrn Stockmar repräsentirt. Der Schultheiß Tscharner wollte, man solle sich unterwerfen und Herr von Tavel trug auf die Vermittlung England's an. Einige Stimmen erhoben sich schmachvoller Weise gegen den Präfekten von Nidau, weil er Conseil verhaftet; gegen die Herrn Bille und Luft, weil sie gegen den Spion eine Untersuchung eingeleitet. Endlich leitete der Staatsrath auf den Antrag des französischen Gesandten einen Prozeß gegen den Nouvelliste Vaudois ein, um einer Regierung zu gefallen, welche nicht nur die Schweiz blokirte, sondern auch die Auszahlung der Renten suspendirte, welche Frankreich an Schweizer schuldete. Der Nouvelliste Vaudois hatte vom Ueberläufer von Famars, vom Apostaten des Rathhauses gesprochen; Herr von Montebello gründete seine Klage darauf, daß dieses Blatt Louis Philipp mit diesen Worten bezeichnet habe. Und da man fürchtete, daß die Verurtheilung des Blattes nicht bis zur Gefängnißstrafe des Redakteurs gehen werde, so ließ das Gericht zu Lausanne Herrn Gaullieur in präventive Haft bringen, unter dem Vorwand, daß er die für einen solchen Fall erforderliche außerordentliche Kaution nicht geleistet habe. Der Erfolg bewies, daß das Gericht zu Lausanne wohl gethan, sein Müthchen eiligst zu kühlen, denn Herr Gaullieur wurde nur zu einer geringen Geldstrafe verurtheilt: „In Betracht, hieß es in den Gründen, welche den Charakter beleidigender und unpassender Leichtfertigkeit trugen, daß der König der Franzosen zwar in dem angeschuldigten Artikel nicht namentlich bezeichnet worden, daß es aber nicht möglich war, ihn in den Ausdrücken Ueberläufer und Apostat zu verkennen; in Betracht namentlich daß in Bezug

auf die erste Anschuldigung nach der Geschichte der französischen Revolution von Thiers, der Herzog von Orleans der einzige höhere Offizier war, welcher mit Dumouriez ins feindliche Lager überging."

Eine außerordentliche Tagsatzung war berufen worden: sie versammelte sich am 17. Oktober 1836 und die gefährliche Ehre, eine Antwort auf das Ultimatnm des Herrn von Montebello zu entwerfen, wurde einer Kommission übertragen, die aus folgenden sieben Mitgliedern bestand: Tscharner, Monnard, Keller, Amrhyn, Kern, Nagel und Maillardoz. Aus den Arbeiten dieser Kommission gingen bald drei Antworts-Entwürfe hervor, die alle drei der Energie entbehrten; der erste wurde von der Majorität der Kommission vorgelegt, der zweite von Herrn Tscharner, der dritte von Herrn Maillardoz. Die Erörterung fand bei verschlossenen Thüren statt und erst nach mehreren stürmischen Sitzungen brachte die Tagsatzung aus diesen verschiedenen Entwürfen eine definitive Antwort zusammen. Die Schweiz ging hierin förmlich von ihren frühern Beschlüssen ab und erklärte ausdrücklich, daß die Tagsatzung keineswegs die Absicht gehabt habe, die französische Regierung dadurch zu beleidigen, daß sie beschlossen, die Aktenstücke der Conseil'schen Angelegenheit sollten ihr zugesendet werden. So triumphirte also die schlechte Sache durch die Gewaltthätigkeit des Stärkern und durch die Kleinmüthigkeit des Schwächern, ein trauriger Abschluß so vieler skandalöser Vorfälle.

Am Tage vor dem Tage, wo die Tagsatzung in so hohem Grade vergaß, was die Würde einer Republik forderte, erzählte die Augsburger Allgemeine Zeitung, das beglanbigte Organ der Kanzeleien, ohne Zweifel in der geheimen Absicht, zu beleidigen: „Die kleine Republik San Marino, welche in der politischen Welt so wenig Aufsehn macht, hatte bei Gelegenheit des Alibaud'schen Attentats ein Glückwünschungsschreiben an Louis Philipp gerichtet. Der Monarch antwortete in sehr huldvollen Ausdrücken, daß die Republik auf die Fortsetzung seines Wohlwollens rechnen könne, daß sie aber, um es zu verdienen, wohl thun würde, acht Flüchtlinge, die sie aufgenommen aus ihrem Gebiete zu entfernen. Der Brief erwähnte außer andern zu vertreibenden Flüchtlingen den Doctor Bergonzi aus Modena. Der Gonfaloniere antwortete im Namen der Republik, dem Verlangen des Königs der Franzosen könne nicht Folge gegeben werden und die bezeichneten Flüchtlinge hätten die Achtung der Bürger der Republik in so hohem Grade erworben, daß dieselben sich nicht bedenken würden, sich der Austreibung der

Flüchtlinge selbst mit Gewalt zu widersetzen. Es muß bemerkt werden, daß Frankreich die Initiative dieser Austreibungsforderung übernommen hat und daß bisher keine ähnliche Insinuation von Seiten einer andern Macht nach San Marino gelangt ist."

Da die französische Regierung der Schweiz anzeigte, daß sie befriedigt sei, so war der Streit damit beigelegt. Aber im Herzen der Schweizer blieb bittre und gerechte Feindseligkeit zurück. Oesterreich hatte die doppelte Genugthuung, dem Juli-Königthum neue Feinde erweckt und es Angesichts der Welt zu der Demüthigung getrieben zu haben, daß es sich im Namen des Interesse, des Hasses und des Mißtrauens des alten Despotismus gegen das demokratische Princip hatte bewaffnen müssen.

Unterdeß wurde ein Komplott angezettelt, welches in Frankreich große Verwunderung und Aufregung hervorrief. Von den beiden Söhnen des früheren Königs von Holland, dem Bruder Napoleon's, war der eine, wie wir gesehn, in den italienischen Unruhen auf eine geheimnißvolle Weise umgekommen. Der Jüngere, der sich in die Schweiz zurückgezogen, hatte sich unausgesetzt damit beschäftigt, in der Ferne Pläne zu schmieden, welche seinem Stolze schmeichelten und dem innersten Drange seiner Seele entsprachen. Louis Buonaparte, der Neffe desjenigen, der vorzugsweise der Kaiser (Imperator) genannt wurde, der zu den Qualen einer unbekannten Jugend verurtheilt war, der geächtete Aeltern zu rächen hatte und der selber aus einem Lande verbannt war, welches er liebte und von dem man ohne Uebertreibung sagen konnte, daß Napoleon es mit seinem Schatten bedeckte, — Louis Buonaparte glaubte sich berufen, die Ehre seines Namens aufrecht zu erhalten, die Verfolger seiner Familie zu bestrafen und seinem erniedrigten Lande die Bahn des Ruhms zu eröffnen.

Uebrigens schien ihm, obwohl er sich zum Prätendenten aufwarf, die Demokratie eine zu furchtbare Macht, als daß er nicht mit ihr hätte abrechnen sollen. Sein Plan war also, den Zauber seines Namens zu gebrauchen, um die Dynastie Orleans zu stürzen, sodann aber das Volk zu berufen, um es zu befragen und ihm zu gehorchen.

Daß diese Achtung des demokratischen Prinzips von Seiteu des jungen Prinzen aufrichtiger Ernst war, ist sicher; aber der Antheil, den der Ehrgeiz an seinen Wünschen hatte, war nicht weniger groß. Konnte er nicht vom Volk gewählt werden, da er Erbe der kaiser-

lichen Tradition war und wenn er im Glanze einer siegreichen Empörung erschiene? Das bezweifelte Louis Buonaparte nicht, und er war fest überzeugt, daß in Zeiten der Unwissenheit und Unentschlossenheit jede Revolution sich nach dem Programme bequemt, die Fahne, mit welcher sie begonnen worden, annimmt und zum Vortheile der provisorischen Regierung ausschlägt, die sich am Tage nach dem Siege darstellt.

Wäre er besser berathen und hochherziger gewesen, so würde er den Ruhm in unbedingter Uneigennützigkeit gesucht haben und vielleicht wäre es ihm dann geglückt. Aber die Erziehung, welche die Prinzen empfangen, macht sie nicht so zu großartigen Gedanken fähig.

Wie dem aber auch sein mochte, das Unternehmen war abenteuerlich und der Prinz besaß noch nicht die Eigenschaften, welche er später in der Schule des Unglücks erwarb.

In dem gemeinen und egoistischen Sinne des Worts besteht das Genie der Ehrgeizigen darin, daß man versteht seinem Herzen zu befehlen, unempfindlich und geduldig zu sein, nur seinen Zweck zu lieben und zu heucheln; daß man seine Kühnheit nicht in Plänen erschöpft, sondern sie ganz und gar für die Handlung aufspart; daß man zur Aufopferung bewegt, ohne zu sehr an sie zu glauben; daß man mit der Gemeinheit unterhandelt und sie vorausahnt; daß man den Menschen verachtet; daß man stark scheint, um es zu werden und Kreaturen zu erwerben weiß, nicht sowohl durch die Dankbarkeit, welche den Eifer abspannt, als durch die Hoffnung, welche ihn stachelt. Aber der Prinz Louis Buoparte besaß weder die Fehler noch die Eigenschaften, welche dieß Genie bilden. Sein leicht zu erregendes Gefühl überlieferte ihn willenlos dem erheuchelten Eifer der Subalternen. Es begegnete ihm öfter, daß er die Menschen aus Uebereilung oder aus Güte falsch beurtheilte. Der Ungestüm seiner Begierden täuschte ihn und riß ihn fort. Er war mit Redlichkeit begabt, die seinen Plänen schadete und besaß vermöge einer seltnen Vereinigung die Seelengröße, welche zur Liebe der Tugend bewegt und die Schwäche, welche Schmeichler benutzen. Er opferte sich auf, um die Zahl seiner Anhänger zu vermehren. Er besaß mit einem Worte, weder die Kunst, seine Hülfsmittel zu schonen, noch die, die Bedeutung derselben zu übertreiben. Dagegen war er großmüthig, unternehmend, geschickt zu militairischen Uebungen, elegant und ansehnlich in der Uniform. Es gab keinen tapfrern Offizier,

keinen geschicktern Reiter. Obgleich seine Physiognomie mehr sanft als energisch und herrisch war, obgleich in seinem Blicke gewöhnlich etwas Schmachtendes und Träumerisches lag, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß die Soldaten ihn wegen seines freien Benehmens, wegen seiner offenen Sprache, wegen seines Wuchses, der klein wie der seines Oheims war und wegen des Blickes, den die Leidenschaft des Augenblicks in seinem blauen Auge entzündete, geliebt haben würden. Welcher Name kam übrigens wohl dem seinigen gleich!

Auch wollte er seine Stütze in der Armee suchen, und um sich ihr bekannt zu machen, hatte er unter dem Titel: Handbuch der Artilleristen, ein Werk veröffentlicht, in welchem das Resultat der gelehrtesten Studien in einem festen, klaren und gedrungenen Style niedergelegt war.

Wie konnte er aber ohne Mitwirkung des Volks siegen? Und wenn er einmal Sieger war, wie konnte er sich ohne Einwilligung des Bürgerthums halten? Da er im Exil erzogen war und sein Vaterland nicht kannte, so überredete er sich, daß das Bürgerthum aus der Kaiserzeit nur die Erinnerung an die Bändigung der Revolution, an die Wiederherstellung der Ordnung und die Erlassung des Code civil bewahrt habe. Um das Volk fortzureißen, glaubte er, genüge den Anblick des Adlers auf den Standarten und das Schmettern der Trompeten. Ein doppelter Irrthum! Das Bürgerthum, welches den Künsten des Friedens ergeben war, erinnerte sich aus der Geschichte Napoleons hauptsächlich nur seines Despotismus, der die Färbung des Kriegs hatte und unter dem Volke wußten die Einsichtsvollsten, diejenigen, die das Signal gaben, sehr wohl, daß Napoleon durch die Eroberung zwar die Keime der Demokratie in Europa ausgestreut, daß er aber auch nichts verabsäumt hatte, um sie in Frankreich zu ersticken.

Er wollte der Fortsetzer des Kaisers sein! Aber weil sein Werk beendet, seine Mission abgelaufen war, hatte man diesen auf dem Felsen sterben lassen, wo man, nach Chateaubriand's Ausdruck, sein Grab von jedem Punkte der Erde aus wahrnahm.

Sodann aber mußte Louis Buonaparte, wenn er der Bürgerklasse in Frankreich gefallen wollte, seine kriegerischen Ideen aufgeben. Was würde er aber dann der Armee, was dem Volke gebracht haben? Die Fortsetzung des Werks Napoleons ohne den Krieg wäre der Despotismus ohne die Triumphe gewesen und wir hätten Höflinge

zu unsern Häuptern aber nicht Europa zu unsern Füßen gehabt, wir hätten einen großen Namen aber nicht einen großen Mann, das Kaiserthum, aber nicht den Kaiser gehabt.

Louis Buonaparte drängte es aber, zu handeln. Durch ergebene Agenten erforscht er die Gesinnungen der Truppen, erkundet den Eifer der Offiziere, tritt in Beziehung mit bedeutenden Personen, läßt sich von der Lage der Parteien Bericht erstatten. Das Resultat der eingezogenen Erkundigungen war weder ganz günstig noch ganz entmuthigend: Keime der Gährung waren in der Armee vorhanden: kein Zweifel, daß sie vermöge der Erinnerung Napoleon angehörte; von den Anführern boten einige ihren Degen an, aber erst für den Tag nach dem ersten Erfolge, und die angesehenen Personen, denen Eröffnungen gemacht worden waren, zeigten sich vielmehr wohlwollend als feindlich. War aber nicht die republikanische Partei, eben die einzige, die Louis Buonaparte fürchtete, in Ermangelung eines Namens und eines Führers genöthigt, ihre Hoffnungen zu vertagen? Das glaubte wenigstens der junge Prinz, im Vertraun auf einige Worte Armand Carrel's, die man ihm überbrachte und deren Bedeutung seine Illusionen übertrieben.

Er verließ also Arenenberg, und befreit von den süßen Banden, mit denen ihn die furchtsame Wachsamkeit der Mutter umgab, begab er sich nach Baden-Baden, wohin ihn die Nähe des Elsaß zog und wo das Vergnügen die Pläne seines Ehrgeizes verdecken sollte.

Hier wurden hauptsächlich die Fäden des Komplotts geknüpft. Hier gewann auch der Prinz den Oberst Vaudrey, welcher das vierte Artillerie-Regiment in Straßburg kommandirte; eine kostbare Eroberung für den Prinzen, weil Straßburg in seinem Plane die erste Stelle einnahm.

Dieser Plan war kühn und gut entworfen. Man sollte zunächst den Beistand der Elsasser Demokratie durch die Aussicht auf die Zusammenberufung des Volks erlangen; sodann die Garnison von Straßburg unter dem Geschrei: Es lebe der Kaiser gewinnen, die Bürger zur Freiheit und die Jugend der Schulen zu den Waffen aufrufen, die Wälle der National-Garde übergeben und an der Spitze der empörten Soldaten gegen Paris marschiren. Der jugendliche Geist Louis Buonapartes malte sich natürlich aus, wie die Städte überfallen, die Garnisonen mitfortgerissen wurden, die jungen Leute sich einem solchen Abenteuer anschlossen, die alten Soldaten

überall die Pflugschaaren verließen, um den Adler zu begrüßen, während lauter Jubel auf den Landstraßen erschallte und der Haß gegen die Invasion und die Erinnerung an die großen Kriege in den Vogesen, in Lothringen, in der Champagne erwachte.

Was sollte denn die Regierung thun? Sich in der Hauptstadt einschließen, während die Aufregung in den Vorstädten wuchs? Oder sollte sie mit den Truppen, die zu deren Bändigung nöthig waren, ins freie Feld rücken, im Vertraun auf ihre zweifelhafte Treue und während das entzündete Paris im Rücken blieb? In beiden Fällen war die Lage schrecklich für sie.

Aber in Strasburg mußte der Sieg erfochten werden. Louis Buonaparte hatte hier Einverständnisse; er begab sich heimlich dahin, um selbst über den Stand der Dinge zu urtheilen, berief seine Freunde und fragte sie um Rath. Die Antwort täuschte seine Wünsche. Er fand unentschlossene Menschen, obgleich sie dem Andenken seines Onkels ergeben waren, die nur halb an den Erfolg glaubten. Er ging mit unruhigem Sinne wieder über den Rhein. Aber so theuern Hoffnungen entsagt man nicht so leicht. Ueberdieß war der Prinz von Leuten umgeben, welche ihn anreizten, weil sie auf die Zufälle seines Glücks spielten.

Das Departement des Unter-Rheins war um diese Zeit von einem alten General der Kaiserzeit, dem General-Lieutenant Voirol befehligt. Louis Buonaparte hatte auf ihn gerechnet und ihn in einem freundlichen und dringenden Briefe um eine Zusammenkunft ersucht. Der General Voirol enthielt sich eines Schrittes, der ihn nur blosstellen konnte und glaubte selbst mit Herrn Choppin d'Arnouville, Präfekten von Strasburg, von den Plänen sprechen zu müssen, die man gegen den Thron Frankreichs nährte. Der Präfekt antwortete — wie der General Voirol später erklärte, daß er einen Agenten bei dem jungen Prinzen unterhalte. Andrerseits war die Regierung aufmerksam geworden. Ein Kapitain, Namens Raindre, hatte von Louis Buonaparte Eröffnungen erhalten, die er nicht bloß zurückgewiesen, sondern die er auch seinem Kommandanten, Herrn von Franqueville mitgetheilt hatte, welcher wiederum über denselben an den General Voirol berichtete. Dieser, der dem Minister den Brief Louis Buonapartes nicht übersandt hatte, stand nun nicht länger an, es zu thun und der Kapitain Raindre ging mit diesem Briefe nach Paris ab. Mochte man aber nun der denuncirten Unternehmung keinen ernsthaften Charakter beilegen, oder mochte

man auch ein Komplott, das man leicht unterdrücken zu können glaubte, sich bis zu einem gewissen Punkte entwickeln lassen wollen, so wurde doch jedenfalls den Umtrieben des Verschwörer kein Hinderniß in den Weg gelegt und die gewaltsame Lösung wurde unvermeidlich.

Der Eifer der Verschwornen nahm zu, und wenn sie nicht fähig gewesen wären, Entschlossenheit und Kühnheit aus sich selbst zu schöpfen, so würde ihnen eine Frau mit gutem Beispiele vorangegangen sein. Mlle. Gordon, die Tochter eines Kapitains der kaiserlichen Garde, welche im Kultus Napoleons erzogen worden war, war ohne Wissen des Prinzen zu Lille in die Pläne desselben eingeweiht worden. Mit der den Frauen eignen Aufopferungsfähigkeit hatte sie sich augenblicklich in die Verschwörung geworfen und war nach Straßburg geeilt. Sie trat in Baden als Sängerin auf und gab Konzerte und eines Tages erfuhr Louis Buonaparte, daß er sich vor der Künstlerin, die er beklatschte, nicht zu verbergen brauche, und daß sie Alles wisse. Von diesem Augenblicke an belebte Dlle. Gordon nur ein Gedanke, der Gedanke an den Erfolg, und da sie viel Verstand und Leidenschaft hatte, so erlangte sie bald Einfluß, den sie ganz zum Vortheile des Komplotts benutzte.

Am 25. Oktober 1836 verließ Louis Buonaparte, der von Baden nach Arenenberg zurückgekehrt war, von Neuem die mütterliche Zuflucht, unter dem Vorwande einer Jagdpartie in dem Fürstenthum Hohenzollern-Hechingen. Im Großherzogthum Baden war einigen bedeutenden Personen, auf die man rechnete, ein Stelldichein bestimmt worden. Der Prinz fand Niemand; nachdem er drei Tage gewartet, beschloß er endlich, sich nach Straßburg zu begeben, wo er am 28. Oktober um 10 Uhr Abends anlangte. Am folgenden Tage hatte er eine Zusammenkunft mit dem Obersten Vaudrey, welche einen geduldigeren Geist als den seinigen zum Nachdenken gebracht haben würde. Der Oberst wendete die Verwegenheit des Unternehmens ein, so wie die Menge der ungünstigen Wechselfälle, die außerordentliche Ungewißheit des Erfolgs bei so vielen schreckbaren Interessen, feindlichen Leidenschaften und endlich den Uebelstand, den Neffen des Kaisers so vielen Gefahren auszusetzen. Diese Rathschläge der Klugheit hatten um so mehr Gewicht, als sie von einem tapfern, in vielen Kämpfen erprobten Manne herrührten. Aber Louis Buonaparte glaubte, er sei zu weit gegangen, um zurücktreten zu können, und der Oberst gab nach. Der Prinz zeigte ihm nun

ein Papier, in welchem er jedem seiner beiden Kinder eine Rente von 10,000 Frs. sicherte; aber der ehrenwerthe Militair zerriß das Papier und sagte: „Ich gebe mein Blut hin, aber ich verkaufe es nicht."

Weit weniger Mühe hatte es Louis Buonaparte gekostet, den Kommandant Perquin zu entscheiden, einen Offizier, in welchem die Tradition der alten Garde und der abergläubische Enthusiasmus für Napoleon wieder erwachten.

Am 27. Oktober 1836 um 8 Uhr Abends berief der Prinz seine vornehmsten Anhänger zu sich und die Berathung begann.

Drei Regimenter Infanterie, ein Bataillon Genie=Arbeiter und drei Regimenter Artillerie, bildeten die Garnison von Strasburg. Auf die Artilleristen mußte hauptsächlich gerechnet werden. Das dritte Artillerie=Regiment war das einzige dieser Waffengattung, welches seine Pferde und seinen Park unter Händen hatte; und man mußte sich also zuerst an dieses wenden, und wenn man es fortreißen konnte, so war der Erfolg gesichert. Das vierte Regiment würde der Stimme seines Obersten gefolgt sein, der im Komplott war; im Corps der Pontonniers hatte man Einverständnisse und ihr Beitritt war nicht zweifelhaft; endlich besaß der Oberst Vaudrey die Schlüssel des Zeughauses. War die Artillerie gewonnen, so brauchte man sich also bloß nach dem Waffenplatz zu begeben und hier die Kanonen, die man hatte, aufzupflanzen. Wäre die Infanterie auch nicht gewonnen worden, so hätte sie doch gegen eine solche Entfaltung von Kräften nichts vermocht. Die Stadt würde gehorcht haben. Allerdings wäre eine solche Insurrektion nur ein Soldaten=Aufstand gewesen. Aber wenn man sich auf ein militairisches Komplott einläßt, so darf man es nicht zur Hälfte ausführen. Da man einmal die Männer des Degens in Bewegung setzte, so war das Wesentliche, die Macht zu erlangen; das Volk über den Gebrauch derselben zu beruhigen, wäre immer noch Zeit genug gewesen.

Eine andre und schlechtere Meinung behielt die Oberhand. Es wurde beschlossen, sich zunächst nach dem Viertel von Austerlitz zu begeben, welches das vierte Artillerie=Regiment inne hatte, und wenn man hier eine günstige Aufnahme fände, so wollte man sich zum 46. Linien=Regiment begeben, d. h. in die Kaserne Finkmatt, welche am äußersten Ende einer Walllinie gelegen war, auf deren Wege das Rathhaus, die Präfektur, die Militair=Division und die Unterdivision lagen, welcher Posten man sich auf dem Marsche bemächtigen

wollte. So ließ man also Alles von einem Schritte abhängen, den man mit ungenügenden Mitteln bei einem Regimente wagen wollte, dessen man nicht sicher war und man verzichtete auf den entscheidenden Eindruck, den die sich mit Reitern füllenden Straßen und die mit Kanonen bedeckten Plätze gemacht haben würden.

Aber Louis Buonaparte hatte sein Geheimniß Bürgern anvertraut, welche vom Volke geliebt wurden, er rechnete auf ihre Unterstützung, er hätte gerne der Bewegung eine demokratische Färbung gegeben, und es wiederstrebte ihm, dem Unternehmen gleich Anfangs einen Character zu geben, der die Freiheitsfreunde mißtrauisch machen mußte. Eine mehr ehrenwerthe als überlegte Rücksicht, denn die Bewegung sollte früh Morgens zu einer Stunde beginnen, wo man auf den Zulauf und den Beistand des Volks nicht rechnen konnte.

Als der Rath sich getrennt hatte, wendete man den Rest der Nacht dazu an, um den Rest der Verschwornen in einem Hause in der Nähe des Viertels von Austerlitz zu versammeln, um Proklamationen zu entwerfen, um die Einzelheiten des verabredeten Plans zu ordnen und die Rollen zu vertheilen.

Am 30. Oktober um 5 Uhr Morgens ertönte ein furchtbares Signal. Im Viertel von Austerlitz ließ der Oberst Vaudrey seine Soldaten zusammenblasen. Das Wetter ist düster. Die Dächer bedecken sich mit Schnee. Die durch das Trompetengeschmetter erweckten Soldaten, stehen eiligst auf, ergreifen ihre Waffen und stürzen in den Hof. Die von Louis Buonaparte so lange gewünschte Gelegenheit ist endlich gekommen. Er aber gehört ganz seiner abwesenden Mutter an, welcher er zwei Briefe schreibt, einen des Triumphs und einen zweiten ewigen Lebewohls; er übergiebt sie beide mit zitternder Hand und feuchtem Auge dem Adjutanten; sodann wendet er alle seine Gedanken wieder auf sein Vorhaben und gefolgt von seinen Gefährten begiebt er sich dahin, wohin ihn, wie er glaubt, das Schicksal ruft.

Die Soldaten des 4. Regiments standen in zwei sich gegenüberstehenden Reihen und warteten, die Augen auf den Oberst Vaudrey gerichtet, der allein in der Mitte des Hofes stand. Plötzlich erscheint der Prinz in der Uniform eines Artillerie-Offiziers. Er schreitet raschen Schritts auf den Oberst zu, der ihn den Truppen mit den Worten vorstellt: „Soldaten, eine große Revolution beginnt in diesem Augenblicke. Der Neffe des Kaisers steht vor Euch. Er will sich an Eure Spitze stellen. Er betritt den Boden Frankreichs, um

Frankreich seinen Ruhm und seine Freiheit wiederzugeben. Er handelt, für eine große Sache, für die Sache des Volks, zu siegen oder zu sterben. Soldaten des 4. Artillerie-Regiments kann der Neffe des Kaisers auf Euch zählen?“ Bei diesen Worten brachen die Soldaten in einen unbeschreiblichen Jubel aus: Es lebe der Kaiser! schreit Jeder von ihnen, und sie schwenken ihre Waffen und ein ungeheurer, lange anhaltender Ruf erhebt sich. Louis Buonaparte, der tief bewegt ist, giebt ein Zeichen, daß er sprechen will: „In Eurem Regiment hat der Kaiser Napoleon, mein Onkel, seine ersten Dienste gethan; mit Euch hat er sich bei der Belagerung von Toulon berühmt gemacht und Euer braves Regiment war es, welches ihm bei seiner Rückkehr von Elba die Thore von Grenoble öffnete. Soldaten, ein neues Schicksal ist Euch vorbehalten.“ Hierauf ergriff er einen Adler, den ein Offizier trug, und sagte: „Dieß ist das Symbol des französischen Ruhms, der von jetzt an auch das Symbol der Freiheit werden soll.“ — Der Zuruf verdoppelte sich, der Lärm der kriegerischen Instrumente mischt sich in denselben, und das Regiment setzt sich in Marsch.

Aber ein Theil der Stadt lag noch im Schlafe. Der Enthusiasmus fand keine Nahrung in den Straßen, die schweigend und einsam waren. Nur hie und da öffneten sich die Thüren und man sah auf den Schwellen der Häuser einige Einwohner mit erstauntem Gesichte und wenn von den sparsamen Vorübergehenden, denen man begegnete, einige sich vom Anblicke des Adlers entflammen ließen und sich dem Zuge anschlossen, so folgten ihm andere maschinenmäßig und blieben bestürzt stehen, um ihn vorüberziehn zu sehen.

Im Hauptquartier präsentirte der Posten das Gewehr unter dem Rufe: Es lebe der Kaiser; die Colonne hielt hier an und Louis Buonaparte begab sich zum General Voirol. Einige haben geglaubt, dieser habe für das Haupt der Verschwornen starke, aber geheime Sympathieen gehabt, und obschon er sich dem Komplott nicht thätig beigesellt, so habe er sich doch gern in die Unfähigkeit versetzen lassen, es zu bekämpfen. Aber diese Hypothese, welcher aller Thatsachen widersprachen, wird auch durch die glaubwürdigsten Zeugnisse widerlegt. Sicher ist es, daß der General vom Prinzen aufgefordert wurde, sich der Bewegung anzuschließen, daß er es aber in energischen Ausdrücken ablehnte, und daß er von den Kanonieren unter dem Befehl des Obersten Parquin in seinem eignen Hause gefangen gehalten wurde.

Während dieser Zeit schien Alles zum Erfolge des Unternehmens beizutragen. Mit einer Aufforderung, mit einem Gestus gewann der Lieutenant Laity das Bataillon der Pioniere; die Offiziere Dupenhoët, Gros, Pétri, von Schaller, Conard, Poggi, Lombard hatten sich der verschiedenen ihrer Kühnheit anvertrauten Aufträge glücklich entledigt;. der Telegraph gehörte der Insurrektion; die Kanoniere hatten unter dem Befehl des Herrn von Persigny den Präfekten verhaftet; die Proklamationen wurden rasch gedruckt; das dritte Artillerie-Regiment stieg zu Pferde; die Stadt erwachte inmitten eines Getöses, welches furchtbar geworden war, und die Colonne, welche Louis Buonaparte folgte, näherte sich der Kaserne Finkmatt. Bald aber nahmen die Sachen eine andere Wendung.

Die Kaserne ist zwischen der Petersvorstadt und dem Walle in einer dieser parallel laufenden Linie gelegen. Mit der Vorstadt ist sie durch ein sehr enges Gäßchen verbunden, welches in den Haupteingang des Viertels mündet, und vom Walle ist sie durch einen verlängerten Hof getrennt, dessen Eingang am einem Ende ein eisernes Gitter schließt. Nun war verabredet worden, daß man den Weg über den Wall einschlagen wolle, da dieser allein eine imposante Entfaltung von Kräften und im Falle des Mißlingens den Rückzug gestattete. Aber durch ein unerklärliches Verhängniß verirrte sich die Spitze der Colonne, drang in das Gäßchen, indem sie in der Petersvorstadt das Hauptcorps zurückließ; so sah sich Louis Bounaparte mit einer schwachen Escorte in einem Hofe gefangen, der, wenn das Glück ihn verließ, sein Gefängniß oder sein Grab werden mußte.

Dennoch eilten die Infanteristen, als sie den magischen Namen des Kaisers nennen hörten, von allen Seiten herbei; ein alter Sergeant rief aus, er habe in der kaiserlichen Garde gedient und neigte sich, um die Hände des Prinzen zu erfassen, den er weinend umarmte. Bei diesem Anblicke geriethen die Soldaten in Bewegung, und schon umgeben sie den Prinzen mit Zeichen der Sympathie, schon ertönt der Ruf: Es lebe der Kaiser, als sich plötzlich ein seltsames Gerücht verbreitet: Man versichert der Neffe des Oberst Vaudrey habe den Namen Louis Buonaparte's usurpirt und ein Lieutnant Namens Pleignier stürzt auf den Prinzen, um ihn zu verhaften. Er selbst wird von den Artilleristen gefaßt, aber er wehrt sich muthig, während seine Soldaten herbeieilen, um ihn zu befreien.

Der Augenblick war entscheidend. Vielleicht genügte ein Pistolenschuß, um diese Gefahr zu beschwören. Louis Buonaparte konnte sich nicht dazu entschließen. Er ließ sogar den Lieutnant frei, welcher den Angriff erneuerte und so einen neuen Kampf hervorrief. Unterdeß war der Oberst-Lieutnant Taillandier hinzugekommen und dieser verwandelte das Mißtrauen in Zorn. Der Hof hallte von Drohungen wieder, die Degen funkelten. Die Artilleristen, die von der Gefahr des Prinzen benachrichtigt worden waren, rückten nun aus der Vorstadt an. Plötzlich stürzen sie in Menge in das Viertel und mit ihnen 60 berittne Kanoniere. Die Infanterie, welche in die beiden äußersten Spitzen des Hofes zurückgedrängt wird, stößt einen Schrei der Wuth aus, sammelt sich wieder und dringt gegen die Anhänger des Prinzen vor, welche in die Enge getrieben, von den Pferden umgerissen und gegen die Courtine des Walls gedrängt werden; das war ein schrecklicher Augenblick und ein schreckliches Schauspiel. Hier legten die Infanteristen ihre Gewehre ein; dort neigten sich die Artilleristen auf ihre Musketons und schickten sich an, Feuer zu geben, auf den Wällen und längs denselben äußerte das Volk seine Wünsche für den Prinzen und schleuderte auf die Infanterie Steine, während dumpfes Gewirr ertönte, die Trommeln wirbelten, die Waffen klirrten und die Pferde stampften.

Aber das dauerte nicht lange. Wenn man bei einem Aufstande nicht schnell siegt, so ist man besiegt. Einige Schüsse in die Luft schreckten das Volk. Die Herren von Gricourt und von Querelles hatten dem Prinzen vorgeschlagen, ihm mit dem Degen in der Hand einen Weg zu bahnen: er wies das Anerbieten zurück und wurde verhaftet. Zugleich forderte man den Oberst Vaudrey auf, sich zu ergeben, dieser wies den Antrag zurück. Aber Herr Taillandier näherte sich ihm und sagte ihm leise, daß der Aufstand in der Stadt für eine legitimistische Bewegung gehalten werden; da befahl er seine Kanoniere, sich zurückzuziehn und ergab sich.

Es war vorbei: der General Voirol war entflohn. Der Kommandant Parquin zeigte sich in der Kaserne Finkmatt in der Uniform eines Mareschal de Camp; man faßte ihn, riß ihn fort, und er mußte zu seinem Schmerze, sich eine seiner Epauletten abreißen sehn, ohne diesen Schimpf rächen zu können. Das dritte Artillerie-Regiment war im Anzuge; die Nachricht von der Verhaftung des Prinzen zerstreute es. Ebenso lösten sich die Pontonniere unter Anführung Laity's auf, und ihr Anführer beschließt in edler Ver-

zweiflung, das Unglück des Prinzen zu theilen, dem er nicht zum Siege verhelfen konnte. Madame Gordon wird überfallen, während sie Papiere voll wichtiger Geheimnisse den Flammen übergiebt; man verhaftet sie; aber sie hat die Geistesgegenwart, die Aufmerksamkeit der Wachen zu beschäftigen, und Herr von Persigny macht sich dieß zu nutze, um zu entfliehn. Bald ist in der Stadt keine andere Bewegung mehr als die, welche vom Zorne und der Unruhe der Sieger Zeugniß ablegt. Sodann tritt wieder Stille ein und der Aufstand hinterläßt nur noch die dumpfe Aufregung, welche auf jede starke Erschütterung folgt.

Durch ein seltsames Zusammentreffen entwarfen an demselben Tage einige Soldaten eines Husaren-Regiments zu Vendôme den Plan eines militairischen Aufstandes, welcher die Ausrufung der Republik bezweckte. Das Komplott wurde vor der Zeit der Ausführung verrathen und leicht erstickt. Es war von einem Brigadier Namens Bruyant, einem entschlossenen Manne, von nicht gewöhnlichem Schlage ausgegangen. Er wurde verhaftet, aber es gelang ihm, sich von seinen Wächtern zu befreien, einen Unteroffizier mit einem Pistolenschusse zu tödten und über die Loire zu schwimmen. Da aber seine Mitschuldigen seinem Beispiele nicht folgen konnten, so wollte er sich dem Schicksale, welches sie erwartete, nicht entziehn, und nachdem er einige Zeit im Lande umhergeirrt war, stellte er sich wieder als Gefangener.

Das Schloß gerieth in Bestürzung. Aus einer so langen Reihe von Verschwörungen, Aufständen, Erschütterungen ergab sich die Ohnmacht der Regierung mit furchtbarer Klarheit. Alles wurde aufgeboten, um die ernste Bedeutung der Ereignisse zu verhüllen. Die ministeriellen Blätter sprachen nur von dem Kindischen des Unternehmens, das sie nur ein kleines Scharmützel nannten; die Agenten der Staatsmacht erhielten den Befehl, über eine große Anzahl von Schuldigen die Augen zu schließen; man scheute sich nicht, in den ministeriellen Berichten zu behaupten, daß das vierte Artillerie-Regiment allein an der Bewegung Theil genommen habe, und man begnügte sich, zwei Offiziere des dritten Artillerie-Regiments ganz in der Stille abzusetzen. Die argwöhnischen Vermuthungen, mit welchen einige mißtrauische Gemüther den General Voirol verfolgten, erwiederte man dadurch, daß man ihn zur Pairswürde erhob, und die Garnison von Straßburg erhielt Danksagungen wegen ihrer Treue gegen die Dynastie Orlean's.

Hinsichtlich Louis Buonaparte's wurde beschlossen, daß er nicht vor Gericht gestellt werden solle, da mehrere Pairs, welche alte Diener des Kaiserreichs waren, zum voraus ihre Theilnahme abgelehnt hatten, und da die Jury Männern, welche die Lehrjahre der Monarchie durchmachten, ein zu untergeordnetes Gericht schien, um über das Schicksal eines Prinzen zu entscheiden. Das Dogma der Gleichheit vor dem Gesetze war freilich in die Charte aufgenommen worden; aber der Ministerrath war der Meinung, daß es ein schlechtes Beispiel gebe, den Neffen des Kaisers wie einen gewöhnlichen Bürger zu behandeln. Den Unschuldigen hatte man zu einem ewigen Exil verbannt, den Schuldigen erhob man über die Gesetze. Ein ungeheuerliches Privilegium als Zusatz zu einer ungeheuerlichen Ungerechtigkeit!

Am 9. Dec. (1836) sah Louis Buonaparte den Präfekten und den General Voirol in sein Gefängniß treten. Ein Wagen wartete an der Thüre; man ließ ihn in denselben steigen, ohne seine Fragen zu beantworten, ohne auf seine Klagen zu hören, und die Pferde schlugen rasch den Weg nach Paris ein. Als Louis Buonaparte sich so von seinen Unglücksgefährten getrennt sah, überfielen ihn traurige Ahnungen. Als er hinsichtlich seiner eignen Gefahr vollkommen beruhigt war, überfiel ihn Traurigkeit, und man versichert, daß er seine Thränen nicht zurückhalten konnte. Er fürchtete überdieß, daß man sich begnügen würde, ihn nach der Schweiz zurückzuschicken, was ihn zu einem unbedeutenden Verschwörer gemacht haben würde, dessen Verwegenheit man nicht zu strafen brauche und dessen Unternehmungen man nicht zu fürchten habe. Aber die Unfähigkeit seiner Feinde schützte ihn vor dieser Demüthigung; sie beschlossen, daß ihr Gegner unverzüglich auf einem Staatsschiffe nach Amerika gebracht werden solle.

Louis Buonaparte brachte in der That nicht zwei Stunden in Paris zu. Er wurde hier mit der angemessenen Rücksicht von dem Polizei-Präfekten Gabriel Delessert empfangen; er vernahm hier Worte, welche das bittre Gefühl seines Herzens in etwas milderten und in seiner zu vertrauensvollen Ehrlichkeit schrieb er einen Brief an den König, in welchem er sich für seine gefangenen Freunde verwendete und einige Worte der Dankbarkeit hinzufügte. Er hatte nicht vorausgesehn, daß die Höflinge, welche mit der Lüge vertraut sind, diesen Schritt auf eine abscheuliche Weise entstellen und in das feierliche Versprechen, zehn Jahre in Amerika bleiben zu wollen, verwandeln würden.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Am 21. November (1836) entfernte sich der Neffe Napoleons von dem geweihten Boden Frankreichs, auf welchen ihn Alles, was die Mächte des Gemüths erregen kann, geführt hatte: Stolz auf seinen Namen, Ruhmbegierde, gerechter Haß, Liebe zum Vaterlande, verbunden mit der Gluth ehrgeiziger Wünsche. Als Besiegten trafen ihn Verläumdungen und Sarkasmen. Aber die Republikaner, die ihn im Falle des Sieges verfolgt und vielleicht niedergeschmettert haben würden, deckten seine Niederlage auf eine edle Weise und forderten Achtung für sein Unglück.

Während eine aus Revolutionen und Kämpfen hervorgegangene Dynastie so in der Person ihres jüngsten Repräsentanten getroffen wurde, öffnete sich dem alten Karl X. das Grab und derselbe nahm die Trümmer der capetingischen Dynastie mit sich, welche die Aufeinanderfolge der Zeiten vergeblich geweiht hatte.

Nachdem Karl X. nach einem schmerzlichen Aufenthalte in England im Prager Schlosse eine Aufnahme gefunden, faßte er gegen Ende seines Lebens den Entschluß, Böhmen zu verlassen. Görz zog ihn an durch die gesunde Beschaffenheit seiner Gewässer, durch die Milde seines Klima's nnd auch durch die Nähe der warmen Sonne Italiens; die Familie machte sich auf den Weg. Würde sie den Wechselfällen der Verbannung ausgesetzt, das gewünschte Ziel erreichen? Man erzählt sich, der flüchtige König sei, als er auf die Moldau und auf die darüber führende Brücke, auf Prag und seine gothischen Thürme den letzten Blick geworfen, von tiefer Schwermuth ergriffen worden und habe geäußert: „Wir verlassen dieses Schloß, ohne recht zu wissen, wohin wir wandern, gleich den Patriarchen, die nicht wußten, wo sie ihre Zelte aufrichten sollten.“ Er erreichte Teplitz und fing an, hier einige Ruhe zu genießen, als er erfuhr, daß der König von Preußen in dem Hause erwartet werde, welches er inne hatte. Er mußte weiter, und da die Cholera herannahte, mußte er in Budweis in einem kleinen und elenden Gasthofe verweilen. Der Herzog von Bordeaux wurde hier krank und von den großen Leiden, die er hier erduldete, blieb ihm lange eine große Bläße, und der im Palaste der Könige von Frankreich Geborne wäre beinahe still und verlassen in einem unbekannten böhmischen Gasthofe gestorben. Aus dem Schlosse Kirchberg, wo Karl X. eine Zuflucht gesucht hatte, nachdem er Böhmen verlassen, wurde er durch die Strenge des Klima's, welche die Annäherung des Winters empfindlicher machte, verjagt; in den letzten Tagen des Oktober

1836 waren alle Mitglieder der Familie in Görz in Steyermark versammelt.

Kaum waren sie hier angekommen, als kalte Witterung eintrat; ein ungewöhnlich heftiger Wind, der Bora, hatte sich erhoben; alle benachbarten Berge waren mit Schnee bedeckt, bald umgaben den alten König nur die düstersten Bilder der Verheerung und des Schmerzes. Dennoch schien seine Gesundheit besser als je, und er machte weite Spaziergänge zu Fuß. Aber sein Herz war verwundet. „Es wird nicht mehr lange dauern," sagte er, „bis man das Leichenbegängniß des armen Greises veranstalten wird." Und man bemerkte, daß die Sehnsucht nach dem verlorenen Vaterlande mit jedem Tage bei ihm zunahm.

Am Morgen des 4. November (1836), dem St. Karlstage, hatte er in der Messe ein kaltes Schaudern gefühlt; wie einer der Gefährten, Herr von Montbel, erzählt, konnte er dem Mittagsmahle nicht beiwohnen; und als er am Abend in den Salon trat, wo die Mitglieder seiner Familie nebst einigen Höflingen ihres Unglücks versammelt waren, erschraken Alle über sein Aussehen. Seine Züge waren auf eine seltsame Weise verzerrt, seine Stimme hatte einen düstern und durchdringenden Ton; in einigen Stunden war er um mehrere Jahre gealtert und man konnte nicht länger bezweifeln, daß er dem Tode verfallen sei. In der Nacht brach die Krisis aus. Die Doktoren Bougon und Marcolini wurden berufen, und der Kardinal von Latil gab dem sterbenden Könige die letzte Oelung. Hierauf wurde an seinem Bette die Messe gelesen. Als ihn die Cholera schon überwältigt hatte, betete er noch. Als der Bischof von Hermopolis sich eingefunden hatte, um ihn in diesen qualvollen Stunden zu trösten und zu ermuthigen, zeigte er sich ruhig, gefaßt aufs Scheiden und unterhielt sich ohne Unruhe von den Dingen der Ewigkeit. Einige Augenblicke später führte man ihm den Herzog von Bordeaux und seine Schwester zu, um sie zu segnen. Er streckte seine zitternden Hände über ihre Köpfe aus und sagte: „Gott schütze Euch, meine Kinder, wandelt auf der Bahn der Gerechtigkeit — — Vergeßt mich nicht. Betet zuweilen für mich." In der Nacht des 5. November versank er in gänzliche Entkräftung. Er gehörte der äußern Welt nur noch durch eine leichte Bewegung der Lippen an. Man begann die Gebete der Sterbenden vor ihm abzulesen. Endlich am 6. November (1836) um 1¼ Uhr Morgens knieten auf ein

Zeichen des Doktors Bougon Alle nieder, erstickte Seufzer ertönten und der Dauphin trat vor, um seinem Vater die Augen zu schließen.

Am 11. eröffneten sich die Thüren des Gräfenberg dem Leichenbegängnisse. Dem Wagen ging der Fürstbischof von Görz vorauf und Diener mit Fackeln umgaben ihn. Die Herzöge von Angouleme und Bordeaux, mit schwarzen Mänteln bekleidet, folgten, der eine unter dem Namen des Grafen von Marne, der andere unter dem des Grafen von Chambord; und unter vielen Fremden auch einige Franzosen. Arme mit Fackeln gingen vorauf. Der Körper wurde in das Franziskanerkoster gebracht, welches auf einer Anhöhe in geringer Entfenung von der Stadt gelegen ist. Hier durften die Freunde des verewigten Monarchen seine bleiche und ernste Gestalt unter dem Schweißtuche beim Scheine einer fast erlöschenden Lampe und in einem gewöhnlichen Begräbniß zum letztenmale betrachten. Der Körper war anfangs in einem gewöhnlichen Sarge bestattet worden; er wurde aus diesem wieder herausgenommen und in einen bleiernen, mit einer Inschrift versehenen Sarg gelegt.

Alle regierenden Häuser von Europa legten die Etikettetrauer an, ein einziges ausgenommen: das Haus Orleans.

Dieß war das Ende Karl's X., eines so vielfach geprüften Fürsten. Edle Seelen, die bedachten, aus welcher Quelle seine Fehler entsprungen waren, und zu welcher Buße Gott ihn verurtheilt hatte, unterließen es, daran zu erinnern, wie verderblich seine Regierung gewesen war. In der Demüthigung seiner weißen Haare, in dem Elende seines Alters, das um einen ruhigen Zufluchtsort in Noth war, in dem düstern und herzzerreißenden Charakter seines Scheidens von der Erde, sahen Einige nur die natürlichen Folgen des Sieges, den die Revolution über die Könige davon getragen, und selbst diese wurden von so großem Unglücke gerührt.

Was will dieß aber sagen, wenn man es mit dem langen Todeskampfe der Völker vergleicht, der sich von Jahrhundert zu Jahrhundert verewigt? Und welche ungleich größere Schätze von Mitleid müßte die Geschichte nicht sammeln, um Stoff zu Thränen für die Kämpfe zu haben, die um einen Thron geführt werden oder für so viele Nationen, welche unter dem Wagen der neuauftauchenden oder der scheidenden Könige zermalmt worden sind, oder für so viele Generationen, welche einer kleinen Anzahl von Menschen, ihren persönlichen Streitigkeiten, ihren Launen, ihren grausamen Vergnügungen, ihrem mitleidslosen Stolze geopfert worden sind? Jeden=

falls muß, wenn die Rührung vorüber ist, die Belehrung eintreten. Und gewiß haben wir einen mächtigen, einen melancholischen Beweis für das Sinken der Monarchieen in der Reihe der tragischen Wechselfälle, welche fünfzig Jahre ausfüllen: in dem Gefängnisse des Temple und der Hinrichtung Ludwig's **XVI.**; in dem seltsamen, unerklärlichen Tode Ludwig's **XVII.**; in den vielen Söhnen, Brüdern und Neffen von Königen, welche auf allen Straßen Europa's umhergeirrt sind und an den Thoren der Republiken gebettelt haben; in den Kosaken, welche, auf Pferden reitend, denen das kaiserliche **N** eingebrannt war, das Kaiserreich gestürzt haben; in der Insel Elba und in St. Helena; in dem Sohne Napoleons, den österreichische Hände zu Grabe trugen; in Louis Buonaparte, der unter der Last einer Niederlage übers Meer fuhr; und endlich in dem Requiem, welches in ferner Gegend, in einer unbekannten Kirche, von fremden Mönchen am Grabe Karl's **X.** gesungen wurde.

Sechstes Kapitel.

Uebersicht der afrikanischen Angelegenheiten. — Historische Mission Frankreichs und Algier. — System des Marschall Clauzel. — General Berthezène. — Der Herzog von Rovigo. — Abdel-Kader. — Friedliches System des Generals Desmichels; Traktat vom 26. Februar 1834; seine Folgen. — Der Graf Drouet d'Erlon tritt an die Stelle des General-Lieutenants Voirol. — Unschlüssigkeit der Regierung. — Gefecht an der Makta. — Der Marschall Clauzel wird von Neuem nach Afrika geschickt. Expeditionen von Mascara und Tlemcen. — Einfluß des Aufenthalts in Afrika auf die Franzosen. — Lager an der Tafna. — Sieg an der Sickak. Der Marschall Clauzel in Paris. — Ansicht der doktrinairen Partei über Algier; Ansicht des Königs; Thiers' Pläne. — Erste Expedition nach Constantine.

Das Ende des Jahres **1836** wurde durch ein schmerzliches, unerwartetes Ereigniß bezeichnet, welches uns veranlaßt, einen raschen Blick auf den Stand der Dinge in Afrika seit der Epoche der Eroberung zu werfen.

So lange Europa dem Tumulte der Schlachten preisgegeben war, mußten natürlich die algierer Piraten ihre Räubereien auf dem mittelländischen Meere ungestraft üben können. In der Kaiserzeit war ein berühmter Gelehrter, Herr Arago, von den Korsaren gefangen worden. Das Auffallende eines solchen Ereignisses war in einer stürmischen Epoche nicht bemerkt worden; aber welchen Widerhall würde eine solche Nachricht in unsrer Zeit gefunden haben? Das mittelländische Meer zu befreien, war also eine ruhmvolle Nothwendigkeit. Und welches Volk war wohl würdiger und fähiger, das Meer zu bewachen als die Franzosen? Indem Frankreich die Seeräuberei in ihrem letzten Schlupfwinkel aufsuchte, zeigte es sich seiner historischen Rolle getreu; es nahm die große Tradition der Kreuzzüge auf eine einsichtsvollere und weniger fanatische Weise wieder auf, es schützte noch einmal die Civilisation. Der Fächer-

schlag schien gleichsam ein Wink der Vorsehung. Er war nicht die Ursache, sondern nur ein Signal.

Wie dem aber auch sein mochte, so befanden sich die Franzosen zu Algier in einer gefahrvollen und schwierigen Lage. Ueber ihnen schwebte ein glühender Himmel. Von ihnen in der zwischen dem Meere und einer ersten Gebirgskette gelegenen Ebene lebte ein Volk kriegerischer Bauern, welches in Stämme getheilt war.

In diesem nördlichen Theile Algeriens, Tell genannt, werden die seltenen Städte von einem Gemisch von Mauren und Juden bewohnt, denen das Gepräge der türkischen Herrschaft auf die Stirn gedrückt war. Aber dieß war nicht das wahre Volk Algeriens, die Araber der Stämme. Der Araber des Tell, der fern von den Städten, diesen Sitzen räuberischer Regierung wohnte, hatte ein Gebiet inne, dessen Gränzen er nicht überschritt, aber an welches er durch keines jener Bande gefesselt war, welches in unserm Eigenthums-Systeme die Menschen fesselt. Der Araber des Tell kannte das Eigenthum seinem persönlichen und eifersüchtigen Charakter nach nur in Bezug auf seine Heerden, seinen Pflug, seine Waffen und sein Pferd. Den Boden glaubte er nicht übertragbar auf dem Wege des Verkaufs und der Erbschaft; er bebaute den Boden auch als Mitglied des Stammes, in Folge der Bezeichnung des Sheik und ohne anderes Recht als das der Arbeit. Denn nach dem Koran gehört die Erde nur Gott und seinem Statthalter hienieden, dem Sultan, und sie fällt dem zu, der sie befruchtet. Für den Araber des Tell giebt es also keine festen Wohnsitze; er hat nur Zelte, welche die Erndte schützen und Silos, in welchen das Getreide vergraben wird.

Eine andre Existenz führten die südlich von den letzten Bergketten, in den Palmenländern, die von der Wüste begränzt werden, wohnenden Stämme. Diese, die aus Hirten bestanden, waren einem Systeme jährlicher, regelmäßiger Wanderungen unterworfen, welches durch das Klima und die Beschaffenheit der Produktionen bestimmt wurde. Nachdem die wandernden Gemeinden der Sahara den für das Weiden günstigen Winter und Frühling in ihren Steppen verbracht hatten, wandten sie sich gegen Ende des Frühlings, gefolgt von ihren mit Wolle und Datteln beladenen Kameelen nach dem Norden und tauschten diese Produkte des südlichen Algeriens gegen das Getreide der ackerbauenden Bewohner des Tell um.

Daraus ergab sich für die Franzosen, welche die Ufergegend

erobert hatten, eine sehr wichtige Folgerung. Da eine nothwendige und friedliche Bewegung jedes Jahr das südliche Algerien nach Norden führte, so war es besser, dieselbe abzuwarten als sie aufzusuchen. Wie sollte man übrigens mit den Waffen ins Innere dringen? Wie sollte man die Berge, diese natürlichen und furchtbaren Wälle, welche von den Kabylen vertheidigt wurden, die die Kühnheit und Gewandtheit der alten Numidier erneuerten, überschreiten, ohne sie mit Blut zu überschwemmen?

Die Türken hatten freilich das Joch ihrer militairischen Aristokratie bis auf die Stämme der Sahara ausgedehnt; es war ihnen dieß durch eine geschickte Vereinigung von Gewaltthätigkeit und List gelungen. Da sie den Titel des Oberhaupts der Gläubigen, den der türkische Kaiser führte, geschickt zu benutzen wußten, so hatten sie die Eingebornen in einem auf die Meinung gegründeten Gehorsam, wie ihn der Fanatismus zuläßt, zu erhalten gewußt. Andrerseits hatten sie, da die Stämme unter sich getheilt waren, gewissermaßen das Bedürfniß einer beschützenden Einheit befriedigt, oder den Lokalhaß entflammt, anstatt ihn zu ersticken und sich auf diese Weise nothwendig und verhaßt gemacht.

Aber Mittel dieser Art paßten nicht für die Franzosen, welche die christliche Idee repräsentirten. Für sie war der Erfolg der Preis der Gerechtigkeit und sie konnten ihre Eroberung nicht entehren, wenn sie nicht fürchten wollten, sie zu verlieren. Die Türken hatten die Araber getheilt, um sie zu unterdrücken; Frankreich war es sich schuldig, sie zu beherrschen, indem es sie einander näherte: eine edle Mission, die um so leichter war, als die Araber vorzüglich das Bedürfniß einer schützenden, kräftigen und gerechten Regierung hatten. Man durfte also hoffen, daß Frankreich, anstatt gegen die Eingebornen einen Vernichtungskrieg zu unternehmen, sie durch die moralische Herrschaft seines Geistes unterworfen würde; daß es daran denken würde, Algier zu kolonosiren, ohne die Mittel der militairischen Besetzung zu vernachlässigen; und daß es im Gefolge seiner Soldaten vom Staate gebildete, durch ihn geleitete Associationen von Arbeitern nach Algier schicken würde, nicht um die französische Herrschaft, sondern um das französische Vaterland zu erweitern.

War der Norden einmal gewonnen, so kam der Süden vermöge der erwähnten Bewegung von selbst zu uns.

Also hatte das Glück uns im Jahre 1830 geboten: die Französirung des mittelländischen Meeres, einen fruchtbaren Boden, die

Erweiterung der Handelsbeziehungen des südlichen Algeriens mit Marokko und Tunis und zugleich einen Abfluß für die Fluth von Armen, welche unserer europäischen Gesellschaft mit einer baldigen und tödtlichen Ueberschwemmung drohn. Wir brauchten nur unsre Kraft zu benutzen und die Belehnung, die uns der Sieg ertheilt, hatte, zu rechtfertigen.

Wenn wir den Arabern mit der Macht und Einheit zugleich unsre Kenntnisse, unsre Künste, eine erhabenere Idee von der Menschheit, mildere Sitten und Zartgefühl zuführten, so hätten sie uns vielleicht dazu gebracht, einige unsrer Ideen zu modificiren, welche mit dem mißtrauischen Individualismus zusammenhängen, der in unsern Städten und Dörfern einen geheimen, aber unversöhnlichen und ununterbrochenen Krieg erzeugt.

Jedenfalls war es zu wenig, in dem eroberten Algier einen Sitz der Seeräubereien auszurotten und an der afrikanischen Küste unser Lager aufzuschlagen, um die freie Fahrt auf dem mittelländischen Meere zu sichern: es war Frankreichs würdig, mehr zu wollen und zu wagen. Es mußte das Band finden, welches die Civilisation des Orients mit der des Occidents verbinden wird.

Betrachtete man unsere Eroberung von diesem Gesichtspunkte aus, in welchem großartigen Verhältnisse erschien sie dann nicht! Welche Aussicht eröffnete sie uns dann! Die Ideen, welche seit dem Anfange des Jahrhunderts im Geiste edler Denker keimten, fanden dann ein ausgedehntes Feld der Anwendung; Afrika wurde das kostbare Feld, auf welchem jene Versuche der Neuerung, welche die Gewohnheiten, die Vorurtheile, die politischen und industriellen Verwickelungen des alten Europa so gefahrvoll erscheinen lassen, ohne Gefahr angestellt werden konnten; das bewaffnete Frankreich ergriff die Initiative des künftigen Friedens, den das Dogma der Brüderlichkeit unter den Menschen herstellen wird und selbst die kriegerischen Eroberungen waren nur noch Eroberungen des menschlichen Geistes.

Leider hatte die Juli-Revolution Menschen ohne Genie an die Spitze der Geschäfte gebracht. Da Afrika ihnen nur ein zu durchlaufendes Schlachtfeld schien, so dachten sie nur darauf, die Ausdehnung des Gebiets mit karger Klugheit zu beschränken. Der erste Fehler der französischen Regierung bestand in der Unzulänglichkeit der für die Besetzung aufgewendeten Mittel, während man die Phantasie eines Volks, welches nur die Stärke achtet, durch einen imponirenden Aufwand hätte blenden müssen.

Allerdings wurde dem Marschall Clauzel die Regierung Afrika's von Anfang an anvertraut, und in militairischer Beziehung war keine bessere Wahl zu treffen. Der Marschall Clauzel hatte die harte Erziehung erhalten, welche das Kaiserthum den Soldaten gab. Er machte kühne Entwürfe und sein Blick war sicher; nichts Mittelmäßiges gefiel ihm: er war der Mann für große Kriege.

Um in Algerien zu siegen, durfte er indeß nicht durchaus auf die Kombinationen der europäischen Taktik rechnen; denn die Araber haben eine ihnen eigenthümliche Kampfweise. Sie reiten auf leichtfüßigen gewandten Pferden, welche sie mit wunderbarer Geschicklichkeit lenken. Ihre Sättel haben hohe Knöpfe und vermöge der Breite der Steigbügel, auf welche sie sich stützen und in welchen sie festen Fuß behalten, wenn sie sich aufrichten, können sie sich ihrer Flinten so gut bedienen, als wenn sie zu Fuße wären. Ihre Waffen bestehn in Flinten, die viel länger sind als die unsrigen, in Pistolen und in einer Art kurzen Säbels, Yatagan genannt. Ihre Kleidung besteht aus einem Burnus und unter demselben aus einem Gewande, welches durch einen Gürtel um den Körper befestigt wird, und zugleich in seiner Verlängerung einen Turban bildet; dem Anscheine nach ist diese Tracht sehr unbequem, aber die Araber bewegen sich sehr frei in derselben. Beim Angriffe sind sie unerschrocken, weichen aber auch leicht zurück; sie sind von ungestümer Tapferkeit, verbinden aber mit der Flucht nicht den Gedanken der Schande und gleichen darin den alten Parthern. Sie greifen in wirrer Unordnung an, zerstreuen sich, verschwinden, kehren plötzlich zurück, um den Angriff zu erneuern, scharmützeln mit den Kolonnen auf dem Marsche und schneiden den am Wege liegen bleibenden Verwundeten die Köpfe ab: das sind ihre Schlachten und ihre Triumphe.

Der Marschall Clauzel hatte kaum den Fuß auf den afrikanischen Boden gesetzt, als er Frankreich für den rechtmäßigen Erben des Dey erklärte. Sodann faßte er den Plan, mit den Fahnen Frankreichs bis zu den von den Türken erreichten Gränzen vorzurücken. Sein System bestand darin, in gewisse wichtige Städte Garnisonen zu legen, sie durch verschanzte Lager mit einander zu verbinden und den Beys, die wir nicht verdrängen könnten, die eingebornen, von uns abhängigen Beys entgegenzustellen.

Der letzte Theil dieses Systems war, wie man sieht, den Türken entlehnt und bot große Uebelstände dar. Es war gewiß ein kleiner Ruhm, die Verbreitung der Unordnung und der Anarchie

als Mittel der Herrschaft zu betrachten. Man mußte voraussehn, daß in den Augen der Araber jede Belehnung durch Christen, d. h. Ungläubige, Abscheu und Verachtung einflößen würde, daß die von den Franzosen eingesetzten Beys als Verräther und Abtrünnige angesehn werden würden; daß die Nothwendigkeit, sie zu schützen, uns zu nachtheiligen Expeditionen veranlassen würde, und daß diese wieder, da sie genöthigt waren, sich durch die Gewalt aufrecht zu erhalten, die Verantwortlichkeit für die ungerechtesten und schmachvollsten Handlungen Frankreich aufbürden würden. Aber welchen Entschluß sollte man fassen? Wenn Frankreichs Macht nicht auf jedem Punkte des Gebiets nachdrücklich fühlbar gemacht wurde, so wurde die Eroberung gefährdet. Um überall gegenwärtig zu sein, war aber wieder die Entwickelung bedeutender Streitkräfte nöthig, und der Truppenbestand entsprach keineswegs den Ideen des Gouverneurs. Das Uebel lag darin, daß der Plan unpassend, die Armee klein war. Die Ereignisse zeigten dieß nur zu deutlich.

Der Aufenthalt des Marschall Clauzel in Afrika vom September 1830 bis zum Febr. 1831 wird durch zwei Thatsachen bezeichnet, welche sein System charakterisiren. Bu-Mezrag hatte in der Provinz Titery den heiligen Krieg gegen die Christen gepredigt; der Gouverneur hatte hierauf in Medeah Posto gefaßt und an Bu-Mezrag's Stelle einen algierischen Mauren Namens Mustapha Ben Omar gesetzt. Kurze Zeit darauf wurde er durch Hassan, Bey von Oran, den eine marokkanische Armee bedrohte, zu Hülfe gerufen; er besetzte Oran und übergab das Beylik an Khain Eddin, Prinzen von Tunis. Aber einerseits sammelte sich um Mustapha Ben Omar bald ein gefährlicher Bund: andrerseits erregten die Tuneser durch ihre habgierige und grausame Herrschaft unversöhnliche Feindschaft. Als im Anfange des Jahres 1831 der General Berthezène dem Marschall Clauzel folgte, waren auf diese Weise durch die von den Franzosen errungenen Vortheile die Verlegenheiten nur vermehrt worden. Uebrigens brachte der General Berthezène Ansichten über die Verwaltung mit, welche denen des Marschall Clauzel ganz entgegengesetzt waren. Dieser hatte die Ebene der Metidscha zur Bebauung den Kolonisten überweisen wollen; sein Nachfolger wollte, daß die Kolonisation sich auf die Umgend von Algier beschränken solle.

Was nun die militairische Seite der Frage betrifft, so hatte die Regierung, welche inmitten der allgemeinen europäischen Aufregung schwankte, eiligst einen Theil der Expeditionstruppen zurück-

berufen, und der Effektivbestand war dadurch bis auf 9300 Mann vermindert worden.

Die Zeit schien vorüber, wo man kräftig die Offensive hatte ergreifen können. Aber wenn die Klugheit ihre Gesetze hat, so hat die Ehre ihre Pflichten. Der Sohn des von uns vertriebenen Bey von Titery war mit zahlreichen Anhängern ins Feld gerückt und die Erinnerung an seinen Vater begünstigte ihn; die Türken und Kuluglis empörten sich; Frankreich war beleidigt, und es wurde ihm Trotz geboten; der von ihm eingesetzte Bey zitterte und wurde in seinem eignen Hause belagert. Der General Berthezène mußte sich also zum Marsch nach Medeah entschießen, und 4500 Mann überstiegen die Berge, um Mustapha Ben Omar zu befreien. Er wurde wieder in den vorigen Stand gesetzt. Aber das Resultat der Expedition wog die Verluste nicht auf. Das Expeditions-Korps war in einem engen Passe zusammengedrängt und von den Bergen herab angegriffen worden; es erlitt hierbei einen Verlust von 63 Todten oder Verirrten und von 182 Verwundeten. Das Selbstvertrauen der Araber nahm dadurch außerordentlich zu. Emissaire verbreiteten sich im Lande; fanatische Aufrufe forderten die zerstreuten Stämme zum Kriege auf; ein algierischer Maure Namens Sidi-Sadi bildete einen Bund, dem Ben-Aissa und Ben-Zamun, die vornehmsten Häuptlinge der Stämme des Ostens beitreten: das Signal zu einer allgemeinen Entzündung ist gegeben. Aber vergeblich! Der Muth der Franzosen überwindet Alles: die Stämme, die zu lange mit ihrer Vereinigung zögerten, wurden einzeln vom General Berthezène überfallen und der Bund löste sich auf.

Unterdeß war der Traktat, welcher den Tunesern Oran übergeben hatte, durch Verweigerung der Ratification aufgelöst worden; der Statthalter des Fürsten von Tunis hatte, von einstimmigen Verwünschungen verfolgt, die Stadt verlassen; die Franzosen zogen zum zweitenmale in dieselbe ein und der General Boyer, ein aus Princip versöhnlicher Mann, erhielt ein unabhängiges Kommando.

Von Allem, was der Marschall Clauzel angeordnet hatte, war unter seinem Nachfolger keine Spur übrig geblieben. Und kaum war das Jahr 1831 abgelaufen, als auch schon der General Berthezène dem Herzog von Rovigo weichen mußte.

Uebrigens erhielt der Herzog von Rovigo nur das Kommando über die Armee und das Land. Die Civil-Gewalt sollte unabhängig sein und von einem Civil-Intendanten geübt werden: ein unglück-

licher Versuch, der kein andres Resultat hatte, als daß nun die Gewalt zwischen zwei eifersüchtigen und feindlichen Behörden hin- und herschwankte.

Also entbehrte die Verwaltung der Kolonie alles Zusammenhangs, aller Festigkeit. Wenn sich die Gefahr am Fuße des Atlas vergrößerte, so wurde in Paris eine Verminderung der Expeditionstruppen beschlossen. Wenn der Oberbefehlshaber anfing, das Land, seine Hülfsquellen und die Mittel es zu beherrschen, kennen zu lernen, so wurde ihm plötzlich ein Nachfolger gesendet. Ein bedauernswerther Leichtsinn, welcher der Meinung von unsrer Macht in Europa schadete und den Heldenmuth der Armee unnütz hinopferte!

Indeß erhielt sich Frankreich in Algier trotz so vieler auf einander gehäuften Fehler. Unter der Verwaltung des Herzogs von Rovigo begann der europäische Geist in Afrika einzudringen; die bürgerliche Bevölkerung nahm zu und man begann, in Aussicht auf eine lange Zukunft, zu bauen und zu pflanzen. Nicht etwa als ob die Eroberung ohne Bodensatz geblieben wäre. Schmutzige Spekulanten hatten sich auch hier eingefunden und betrieben Geschäfte, deren Schändlichkeit sich in dem Ruhme unserer Kämpfe verlor. Aber der Krieg erzeugte den Krieg, und der Herzog von Rovigo hatte das Princip, gegen die Araber so hart und erbarmungslos zu sein, wie der General Berthezène milde gegen sie gewesen war. Der Stamm El-Uffia, der sich des Verraths gegen uns schuldig gemacht hatte, wurde ausgerottet.

In Folge dieser schrecklichen Execution hatte sich eine neue Coalition gebildet: sie wurde vernichtet. Im Osten nahmen 3000 Mann, die unter dem Befehl des General Monk-d'Uzer von Toulon abgegangen waren, Besitz von Bona, welches Hadschi-Achmed, einer unsrer furchtbarsten Feinde überfallen und eingeäschert hatte. Dieß begab sich im Mai 1832, und im März 1833 war der Herzog von Rovigo, den eine tödtliche Krankheit befallen hatte, auf dem Rückwege nach Frankreich.

Er hinterließ die französische Occupation in folgendem Zustande:

In der Provinz Algier besaßen wir die Stadt und das Weichbild; und unsre Souverainetät war anerkannt in dem Gebiete zwischen der Arrach, der Metidscha, dem Mazafran und dem Meere.

Im Osten hatten wir in Bona eine Niederlassung, die sich allerdings nicht über die Stadtmauern hinauserstreckte, welche aber unsern Ausgangspunkt für die Eroberung von Constantine bildete.

Nach Westen hin hatten wir in der Provinz Oran die Stadt Oran und einen Rayon von einer Meile in der Umgegend der Stadt besetzt; das Fort Mers=el Kebir war in unsrer Gewalt; mit den Türken von Mostaganem waren wir in Einverständniß; und wenn in Tlemzen die Hadars, welche die Stadt inne hatten, uns feindlich gesinnt waren, so waren ihre Nebenbuhler, die Kuluglis, welche die Citadelle besetzten, uns verbündet.

Aber in der Provinz Oran erhob sich ein Mann, den ein glänzendes Geschick erwartete, und dessen uns feindliche Macht wir begründen halfen. Das Kommando, welches bei den Arabern im Osten Algeriens einen rein politischen und bei den Arabern des Südens einen feudalen Charakter hat, ist bei den Arabern eine Art Theokratie und die Gewalt pflanzt sich hier in den Familien der Marabut's fort. Abdel=Kader, der Sohn eines, wegen seiner Frömmigkeit berühmten Marábut's, war den Stämmen des Landes Mascara schon frühe als der künftige Befreier Afrika's, als der Ruhm des beleidigten Islam dargestellt worden. Und er übernahm diese Rolle. Er war ehrgeizig, aber mit Klugheit, entschlossen, unerschrocken und listig, starke Leidenschaften und der Fanatismus waren seine Bundesgenossen: er war Soldat, er war Prophet. Seine Stimme entflammte die Araber. Die Araber der Provinz Oran, welche der General Boyer mit eiserner Hand gebeugt hatte, athmeten unter der mildern Regierung des General Desmichels wieder auf; aber Abdel=Kader, der sein Ziel nie aus den Augen verlor, erweiterte seinen Einfluß. Er hatte sich erklärt und den Namen eines Emir angenommen: plötzlich wirft er seine Anhänger auf den Hafen Arzew, läßt sich zum Bey von Tlemzen proklamiren und rückt als souverainer Herr der Gegend auf Mostaganem. Hätte sich der General Desmichels in Oran eingeschlossen, so wäre die Provinz für uns verloren gewesen. Der Angriff war eine Vertheidigung. Der General Desmichels rückt aus den Thoren von Oran, bemächtigt sich Arzew's und eilt nach Mostaganem, wo er die französische Herrschaft befestigt. Der Emir, den sein Ehrgeiz und sein Haß zweimal zum Kampfe treiben, wird zweimal geschlagen und die tapferen Stämme der Duars und Smelas zeigen sich geneigt, sich uns anzuschließen.

Vielleicht war dieß der Augenblick, Abdel=Kader zu verfolgen und zu vernichten; eine mehr großmüthige als kluge Eingebung bewog den General Desmichels, mit ihm zu unterhandeln. Am

26. Februar 1834 wurde der Friede unterzeichnet und um denselben zu befestigen, beauftragte der General Desmichels den Schwadronführer von Thorigny und den Ordonnanz-Offizier von Forges, 100 Flinten und 500 Kilogramme Pulver an Abdel-Kader zu überbringen. Dieser lagerte damals an der Sig. Er empfing die Abgesandten des Generals Desmichels sehr freundlich und nachdem er sie aufgefordert, der Ruhe zu pflegen, theilte er ihnen seinen Wunsch mit, sie mit sich nach Mascara zu nehmen, wahrscheinlich, um ihnen eine Anschauung seiner Macht und seines Einflusses auf die Stämme zu geben. Am folgenden Tage wurde das Lager mit Tagesanbruch aufgehoben und die Zelte wurden auf Kameele und Maulthiere geladen. Die kleine Armee Abdel-Kaders bestand aus ungefähr 3000 Berittenen, sie setzte sich unter den Tönen einer seltsamen Musik in Marsch. Er ritt auf einem Pferde, welches ihm vier Neger vorgeführt hatten und zeigte sich als unerschrockener und geschickter Reiter. Zahlreiche Gewehrsalven verkündeten seine Annäherung und einer seiner Offiziere hielt ihm einen Sonnenschirm vor, um ihn gegen die Strahlen der Sonne zu schützen, während Gladiatoren, die mit kleinen Säbeln bewaffnet waren und sich mit Schilden schützten, die Langeweile des Weges durch ihre unblutigen Kämpfe verscheuchten. Nach mehrstündigem Marsche, auf welchem die französischen Gesandten reiche Thäler, schöne Gegenden nnd unermeßliche Olivenwälder an ihren Augen vorüberziehen sahen, langten sie in Mascara an, wo die Einwohner mit ihren Burnu's und schwarzen oder weißen Kaputzen ihnen nach Herrn von Thorigny's Ausdruck wie Mönche vorkamen. Uebrigens fanden sie hier überall einen freundlichen Empfang. In einer letzten Unterhaltung erkundigte sich Abdel-Kader nach dem Zustande Frankreichs, betheuerte seinen guten Willen und den Entschluß, den Frieden aufrecht zu erhalten. „Ich habe das Grab des Propheten besucht, und mein Wort ist heilig.“

Der Bericht über diese Reise trug nicht wenig dazu bei, den General Desmichels in den Hoffnungen zu bestärken, die er auf seine friedfertige Politik setzte. Leider verbarg aber der Emir unter dieser Schaustellung friedlicher Absichten verwegene und ehrgeizige Wünsche. In dem Traktat vom 26. Februar 1836 war die Souverainität Frankreichs nicht ausdrücklich stipulirt worden; wir schienen mit dem Emir auf dem Fuße der Gleichheit zu unterhandeln und die Verwickelungen, welche sich aus der Abgränzung der Gebiete er-

geben konnten, waren nicht vorhergesehen worden. Abdel-Kader benutzte diese Umstände als geistreicher Mensch. Indem die Franzosen mit ihm unterhandelten, schienen sie ihn zu ihrer Höhe erhoben zu haben: er zog bei den Seinigen daraus Vortheil und benutzte den Frieden, um sich Waffen zu verschaffen, um seinen Einfluß zu befestigen, um seine Nebenbuhler zu vernichten und unter diesen auch Mustapha-Ben-Ismael und endlich auch, um in der Provinz Oran den Grund zur Wiedererweckung und Organisirung der arabischen Nationalität zu legen.

In Algier schwankte die höchste Gewalt zwischen einem provisorischen Oberbefehlshaber und einem Civil-Intendanten; dieser war stolz auf seine administrativen Kenntnisse und suchte auf eine geschickte Weise das Uebergewicht zu erlangen; jener mißtraute zu sehr seiner Einsicht und machte seine Gewalt, die, wie er wußte, nur interimistisch war, auf eine sehr bescheidene Weise geltend. Herr Genty de Bussy war ein fähiger Mann; er hatte einen lebhaften Verstand und Neigung zur Herrschaft; er imponirte eine Zeitlang dem General Voirol, seinem Vorgesetzten. Endlich aber verlor er seinen Einfluß, weil er ihn nicht schonend genug geltend gemacht hatte, erregte gerechte Verstimmung und wurde zurückberufen. Der General Voirol verließ Afrika ebenfalls bald, wo er schöne Wege, die er im Dickicht von Algier gebahnt hatte und einen den Einwohnern werthen Namen hinterließ.

Hatte die Regierung die Aufgebung Algiers beschlossen? Schon regte sich diesen Zweifel, und man behauptete, es sei dieß ein Opfer, welches die Engländer heimlich gefordert; eine in den ersten Tagen des September 1833 nach Algier gesandte Kommission, bestehend aus dem Generallieutenant Bonnet, d'Haubersaërt, de la Pinsonnière, Piscatory, Reynard und Laurence widerlegte die öffentlichen Befürchtungen, indem sie nach einer an Ort und Stelle angestellten Untersuchung beschloß, daß die Ehre und das Interesse Frankreichs die Erhaltung der Besitzungen auf der Nordküste von Afrika forderten. Nun erschien die Ordonnanz vom 22. Juli 1834: sie übergab das General-Kommando und die Verwaltung einem General-Gouverneur, der unter der Leitung des Kriegsministeriums stand; sie ordnete das Kommando der Truppen dem General-Gouverneur unter; sie eenannte besondere Chefs für die verschiedenen Dienstzweige; sie nannte die Regentschaft Algier französische Besitzungen im Norden von Afrika. Man glaubte, es werde

jetzt eine neue Aera für die Kolonie beginnen. Aber die Ernennung des Grafen Drouet d'Erlon zum General-Gouverneur entsprach nicht allgemein den Erwartungen; Drouet d'Erlon war 70 Jahr alt und man konnte fürchten, daß seine Hand nicht mehr kräftig genug sei, um das Steuer zu führen.

In der That wurde seine Anwesenheit in Afrika durch eine Veränderlichkeit der Gesichtspunkte bezeichnet, welche in einem Lande, das zu seiner Unterwerfung einer entschiedenen Politik bedurfte, besonders nachtheilig werden mußte. Da der Graf Erlon sich gegen die Politik des Generals Desmichels aussprach, so mußte dieser das Kommando der Provinz niederlegen, und er erhielt den General Trezel zum Nachfolger, der sich im September 1833 nach einem kräftigen Angriffe Budschia's bemächtigt hatte.

Die Folgen des mit Abdel-Kader abgeschlossenen Traktats entwickelten sich schnell, als der General Trezel das Kommando übernahm. Abdel-Kader war durch das zu vertrauensvolle friedliche System ermuthigt worden und seine Erfolge erfüllten ihn mit schwärmerischen Hoffnungen; er erschien an den Ufern des Shelif, der zwischen den Provinzen Oran und Algier fließt. Der General Voirol hatte ihm schon verboten, weiter vorzurücken und das Verbot wurde vom Grafen Erlon erneuert: der Emir blieb stehen. Aber bald darauf wird er von den Einwohnern von Medeah, die in Ermangelung unseres Schutzes den seinigen anriefen, um Hülfe gebeten; er überschreitet keck den Fluß, nimmt im Vorübergehen die Unterwerfung von Milianah an, schlägt den Führer eines Stammes, der ihm entgegengerückt war, in die Flucht, zieht als Triumphator in Medeah ein und nachdem er die Regierung der Stadt geordnet, kehrt er, bewundert von der muselmännischen Bevölkerung, welche die Siege seiner Kühnheit blenden, nach seiner Residenz zurück.

Offener konnte man uns nicht Trotz bieten, dennoch enthielt sich der Graf Erlon jedes gewaltsamen Schrittes, da er durch die Instruktionen des Ministers gebunden war, wie nicht minder durch den Einfluß, den ein Jude, eine Art Geschäftsträger des Emirs, über ihn gewonnen hatte. Abdel-Kader überschritt nun jedes Maaß. Er wagte zu drohen, er wagte, Stämme, die nur der Treue gegen Frankreich schuldig waren, zu versetzen. Das war zu viel. Als der General Trezel von den Duars und den Smelas um Hülfe gebeten wurde, setzte er seine Verantwortlichkeit aufs Spiel und rückte zu

ihrem Schutze aus. Wir gingen, wenn auch nicht einer Niederlage, so doch einem Unglücke entgegen.

Am 26. Juni 1835 war der General Trezel bis auf etwa zehn Meilen von Oran vorgedrungen, als die Armee des Emir plötzlich in einer vortheilhaften Stellung und sechsmal zahlreicher als die französische erschien. Wie ungleich auch der Kampf sein mochte, so bedachte sich doch der französische General nicht. Die ungestüm angegriffenen Araber wichen, aber nicht ohne Widerstand. Man hatte sich einen Durchgang eröffnet; sollte man auf diesem blutigen Wege weitergehen? Eine Stunde entfernt hatte Abdel-Kader sein Lager aufgeschlagen, bereit, den Kampf zu erneuern. Der Sieg war den Franzosen theuer zu stehen gekommen. Der Oberst Oudinot war getödtet worden; die bewaffneten Haufen, welche sich unter der Fahne des Emir sammelten, nahmen mit jeder Stunde zu, der Rückzug wurde beschlossen. Während dieses schrecklichen Rückzuges, welchen die Annäherung einer Menge wilder Reiter unaufhörlich beunruhigte, behaupteten die französischen Soldaten eine kaltblütige und unerschrockene Haltung. Leider mußte man einen engen Weg betreten, der sich zwischen den Sümpfen hinzog, welche die Macta und waldige Hügel begränzen. Hier erwartete Abdel-Kader die französische Kolonne. Kaum hatte sie diesen unheilvollen Paß betreten, als sie auch den Anlauf mehrerer tausend Araber auszuhalten hatte, welche von allen benachbarten Anhöhen wüthend auf sie einstürzten. Der Widerstand war nicht weniger ungestüm als der Angriff. Endlich stürzten sich die Araber in Masse auf den Punkt, wo sich die Bagage und die Verwundeten befanden; die Linie wurde durchbrochen und Verwirrung drang in die Reihen; einige unserer Soldaten warfen sich in die Sümpfe, andere in das Dickicht und in ihrer Zerstreuung fallen sie unter den Yatagans. Während dieser Zeit wirft die vom tapferen General Trezel zurückgeführte Avantgarde den Feind und befreit den Zug. Die Kolonne konnte ihren Marsch fortsetzen und Arzew erreichen. Der Zauber unserer Waffen hatte einen schweren Schlag erlitten, und an den Ufern der Macta, die mit dem Blute unserer Soldaten gefärbt war, errichteten die Araber eine furchtbare Trophäe mit den abgeschnittenen Köpfen.

Bei dieser Nachricht verbreitete sich Unwille von einem Ende Frankreichs zum andern. Da der General Trezel nur unglücklich gewesen war, so war man von seinem Muthe gerührt und wußte ihm Dank für seine Festigkeit; aber allgemein war man erbittert

gegen die Unvorsichtigkeit der Staatsgewalt, gegen ihre schwankenden Pläne, gegen die Zusammenhangslosigkeit ihrer Ideen und gegen den Mangel an Energie bei der Leitung der afrikanischen Angelegenheiten. Wem sollte die Züchtigung des Emirs übertragen werden? Der Name des Marschall Clauzel war in jedem Munde: zum zweitenmale wurde der Marschall nach Afrika gesendet, und er nahm den Auftrag mit, den Emir zu vernichten.

Nach einer Proklamation, in welcher der Entschluß, der Sache ein Ende zu machen, energisch ausgesprochen war und auf welche ein schrecklicher, gegen den Stamm der Hadschuten, der sich kürzlich empört hatte, geführte Streich folgte, nahm der Marschall Clauzel sein altes System wieder auf, indem er Abdel-Kader und seinen Statthaltern einheimische Beys entgegensetzte. Aber dies genügte ihm noch nicht, und er beschloß, geraden Wegs auf Mascara loszurücken.

Vor den Thoren von Oran breitet sich eine weite Fläche von etwa zwölf Meilen im Durchmesser aus, welche östlich durch den kleinen Bach Tlelat und durch einen Wald von Mastixbäumen, vermischt mit einzeln stehenden Fichten, begränzt wird. Der Berg der Beni-Amer liegt südlich, Oran westlich. In der Mitte der Ebene erhebt sich ein einzelstehender Feigenbaum, welchen die Araber verehren und der die müden Karavanen lange mit seinem Schatten schützte. Hier versammelte sich die Expeditions-Armee und von hier brach sie am 26. November 1835 auf. Sie war 10,000 Mann stark und zählte in ihren Reihen den ältesten Sohn des Königs. Am 29. näherten sie sich beim Scheine der von den Arabern auf den Berggipfeln angezündeten Feuer der Sig und machten Halt an einem Orte, der von noch gunz frischen Erinnerungen belebt war. Der Marsch war glücklich, obgleich er durch einzelne Angriffe beunruhigt wurde. Die Araber waren der französischen Armee zu nahe gekommen; sie ging über ihre Leiber weg. Endlich zeigte sich die Stadt. Der Marschall Clauzel war mit der Kavallerie, zwei Regimentern leichter Infanterie und einigen Haubitzen voraufgeeilt; um 9 Uhr Abends langte die Infanterie an. Die Nacht war finster und düstres Schweigen lagerte über die unbekannte Stadt. Die Soldaten zogen in der Vorstadt ein; sie war verlassen; man marschirte an verschlossenen und einsamen Häusern vorbei. Man traf nur ein lebendes Geschöpf in den Straßen: ein altes Weib, das auf einer zerrissenen Matte saß. Die Stadt schien nur von Todten bewohnt zu sein.

In der That hatte Abdel-Kader sie aufgegeben und nur Verwüstung und Tod hinterlassen. Weil die Juden ihm nicht hatten folgen wollen, waren ihre Häuser geplündet worden und diejenigen, die Widerstand versucht hatten, lagen entseelt auf den Schutthaufen.

Um eine Niederlassung in Mascara zu bilden, wären größere Streitkräfte erforderlich gewesen, als wir hatten; man zerstörte also vollends, was man nicht behalten konnte und beim Scheine einer Feuersbrunst trat die Armee den Rückmarsch an. Die Juden, welche Abdel-Kader und ihre in Trümmer gesunkenen Häuser flohen, folgten traurig. Ebenso die Frauen und Kinder. Scenen, welche der aufmerksame Edelmuth der Soldaten nicht immer verhüten konnte, machten diesen Zug zu einem traurigen. Mehr als ein Greis, der die Anstrengungen nicht ertragen konnte, blieb zurück, um zu sterben. Mehr als eine Mutter, die ihre Füße auf den Steinen und Dorngebüschen wund getreten hatte, bemühte sich vergeblich ihren Sohn zu tragen, und vollendete ihren Weg nicht. Man erzählte daß ein kleines Kind in einem Silo gefunden und unter den Schutz des Herzogs von Orleans gestellt wurde.

Die Expedition hatte also keinen andern Erfolg, als daß sie den Ruhmesschein verwischte, mit dem Abdel-Kader in den Augen der Araber umgeben gewesen war. Aber er, der besiegt war, ohne überwunden zu sein, hatte sich nach Tlemsen zu gewendet, wo er die Sympathieen der Hadars, welche im Besitze der Stadt waren, anrief und die Kuluglis, unsere Bundesgenossen, welche im Besitze der Citadelle waren, bedrohte. Als der Marschall Clauzel nach Oran zurückgekehrt war, mußte er schon am 8. Januar 1836 wieder ins Feld rücken und nach Tlemsen marschiren, welches er am 13. Januar besetzte. Die Hadars hatten sich mit Abdal-Kader zurückgezogen und ihre Reichthümer mitgenommen. Die Brigade Perregaux zog auf ihre Verfolgung aus und brachte sie zurück; Abdel-Kader war so hart gedrängt worden, daß er seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Pferdes verdankte. Der Marschall theilte Flinten an die Kuluglis aus, legte ihnen eine Contribution auf, welche ihm später heftige Anklagen zuzog und verließ die Stadt, nachdem er eine Garnison von 500 Mann unter dem Befehl des Obersten Cavaignac in die Citadelle gelegt hatte.

Während sich dieß in der Provinz Oran zutrug, herrschte in den andern Theilen des französischen Algeriens eine dumpfe Aufregung.

Dem General d'Uzer war es gelungen, durch eine weise und vermittelnde Verwaltung den Frieden in die Provinz Bona zu erhalten; nichtsdestoweniger beobachtete der Bey von Constantine, Hadschi Achmed, fortwährend eine drohende Haltung; in Bona blieb die französische Besatzung unbeweglich und unfruchtbar wegen der Zerwürfnisse unter den Stämmen, welche sich unter einander um die Vortheile unseres Marktes stritten. In der Provinz Oran hatte endlich keiner der vom Marschall Clauzel eingesetzten Beys seine Gewalt zur Anerkennung bringen können, weder in Medeah noch in Miliana noch in Dscherschel.

Man durfte wohl fragen, ob diese Expeditionen, von denen sich eine nothwendig an die andre kettete, ob diese abenteuerlichen Heerfahrten über die Berge und durch die Wüsten, ob diese Züge, welche nur durch Verwüstungen bezeichnet wurden, ob diese unaufhörliche Menschenjagd Glanz oder den Vortheil einer wahrhaften Eroberung gewährten? Und welches Gemälde sollte man von so vielen aufreibenden Zügen entwerfen, denn in Vergleich mit den Fieber- und Ruhranfällen, unter denen die Truppen erlagen, waren die Säbel der Araber von keiner Bedeutung. Glücklich war der Soldat, der auf dem Marsche die Last der Lebensmittel mit den Kameelen theilte und nur Ermüdung und Kämpfe zu fürchten hatte. Wie viele erlagen aber auf eine elende Weise den Krankheiten, weil es ihnen an dem genügenden Schutze unter einem Zelte oder an einem wenig Stroh auf dem feuchten Boden fehlte.

Die Occupation, wie sie bisher aufgefaßt worden, war übrigens nur geeignet, die Soldaten zur Wildheit anzuleiten. Im Jahre 1832 hatte man Jussuf an der Spitze eines Haufens, der auf die französische Fahne einen Mohrenkopf gesteckt hatte, in Bona einziehen sehen. Unter den Gegenständen, welche die dem Stamme El-Uffia unter der Regierung des Herzogs von Rovigo abgenommene Beute ausmachten, befanden sich auch blutbefleckte Ohrringe und Armbänder, welche noch an dem abgeschnittenen Arme befestigt waren! Auch die Anzündung der Erndten, die Razzia's, waren für uns zuweilen ein ansteckendes Schauspiel und wir glichen den Arabern nicht bloß durch das Kostüm der Zuaven oder Spahis. Hiezu rechne man noch die schmachvollen Unternehmungen der Industriellen, welche in ihrer wilden Habgier sogar aus menschlichen Gebeinen Gewinn zu ziehen suchten und mit den Trümmern von Gräbern bauten!

Die Regierung hätte eine hinreichende Anzahl von Truppen nach Afrika schicken müssen, um die Unterwerfung zu bewirken; sie hätte die Kolonisation selbst übernehmen müssen, anstatt sie Privatspekulanten zu überlassen, welchen natürlich Banden hungriger Abenteurer folgen mußten. Alles was geschah, stand also mit dem Wesen der Dinge in keinem Zusammenhange; aber man kann sich denken, welche Waffen solche Vorgänge Leuten liefern mußten, die wie Desjobert und Passy unserer Niederlassung immer ein schlechtes Prognostikon gestellt hatten. Die Kammer faßte die Frage immer nur von einem engherzigen, und daher falschen Gesichtspunkte auf; anstatt die Aufgabe dadurch zu lösen zu suchen, daß sie sie nach ihrem ganzen Umfange umfaßte, beschränkte sie die Kreditbewilligungen mit beklagenswerther Sparsamkeit, verlangte unaufhörlich die Verminderung des Effektivbestandes, feilschte mit einem Worte mit der Eroberung, wodurch die Zerrissenheit der Operationen, die unfruchtbaren Hin- und Herzüge, die Aufeinanderfolge von Anarchie und Unterdrückung verewigt werden mußten.

Niemand war mehr als der Marschall Clauzel von der Nothwendigkeit einer umfassenden und kühnen Leitung überzeugt. Um seine Ansichten geltend zu machen, verließ er Afrika in den Tagen des April und begab sich nach Paris.

Vor seiner Abreise hatte er beschlossen, daß ein verschanztes Lager an der Mündung der Tafna errichtet werden solle, damit die französische Garnison von Tlemsen schneller mit Oran und dem Meere communiciren könne. Um diesen Plan auszuführen, marschirte der General von Arlanges mit 3000 Mann und 8 Kanonen nach der Mündung der Tafna, welche er erreichte, nachdem er Abdel-Kader kräftig zurückgeschlagen hatte. Die Arbeiten begannen. Aber die Araber blokirten die Garnison von Tlemsen, und es wurde dringend, ihr zu Hülfe zu kommen und sie zu verproviantiren. Der General von Arlanges war mit 1500 Mann vorgegangen, um den Feind zu recognosciren; plötzlich wurde er zwei Meilen vom Lager von fast 10,000 Arabern und Maroccanern überfallen. Obgleich der Kampf ungleich war, so war er doch hitzig. Die Franzosen von allen Seiten von den Arabern bedrängt, die wuthschäumend mit ihnen rangen, entfalteten einen seltenen Muth, bedeckten die Erde mit Todten und gelangten unter Führung des Oberst Combes, da der General von Arlanges verwundet worden war, wieder ins Lager zurück.

Die Lage war kritisch; das Lager war von Feinden umringt,

der Sturm wüthete an der Küste und verhütete das Anlegen von Schiffen; der General Rapatel, der die Stelle des Marschalls Clauzel in Algier vertrat, war zu schwach und selbst zu sehr bedroht, um Hülfe schicken zu können. Indeß vergaß Frankreich seine Kinder in der Gefahr nicht, und während der Oberst de la Rue von Thiers den Auftrag erhielt, vom Kaiser von Marocco Genugthuung zu verlangen, erschienen 4500 Mann unter dem Befehl des Generals Bugeaud an der Tafna.

Die Rache folgte rasch und war fürchterlich. Der General Bugeaud hatte hintereinander Oran und Tlemsen besucht und war in das Lager an der Tafna eingezogen, als er dasselbe am 5. Juli 1836 wieder verließ, um unter dem Schutze von 6 Regimentern und der eingebornen Hülfstruppen einen Zug von 500 Kameelen und 300 Maulthieren nach Tlemsen zu führen. Der Emir hatte sich zu einer kräftigen Anstrengung gerüstet; als der General Bugeaud beim Passe der Sickak anlangte, fand er dort 7000 Mann, unter welchen 1200 Mann regelmäßiger Infanterie waren.

Vergeblich entfaltete Abdel-Kader große Tapferkeit verbunden mit großer Geschicklichkeit; seine Armee, die an einen Hohlweg gelehnt war, wurde in Stücke gehauen. Um dem Tode zu entgehn, hatte sich eine große Menge Araber von einem spitz zugeschnittenen Felsen herabgestürzt; Chasseure und Voltigeure erwarteten sie unten und richteten ein schreckliches Blutbad unter ihnen an. Der Sieg an der Sickak erschütterte die moralische Macht des Emirs in ihren Grundlagen und viele Bundesgenossen verließen ihn.

In Paris trieb unterdeß der Marschall Clauzel die Regierung zu einem entscheidenden Entschlusse. Wenn wir bloß den Ufersaum besetzen wollen, sagte er, so müssen wir uns darauf gefaßt machen, ins Meer geworfen zu werden.

Aber die Idee einer vollständigen, unbegränzten Besetzung erschreckte Viele. Die Erklärung des Herrn von Broglie: „Algier ist nur eine Opernloge" hatte den Beifall der Doktrinairs gefunden, denen gewöhnlich umfassende Gesichtspunkte fehlten und die den Ausspruch Talleyrand's: „Es giebt nichts Leichteres als einen schwerfälligen Doktrinair" rechtfertigten.

Den König beunruhigte die Besetzung Algiers weniger als seine Neigung für England und seine Friedenssucht gewöhnlich glauben ließen. Denn die Engländer zeigten ihre Eifersucht nicht sehr, da sie uns nicht für geeignet hielten, unsere Eroberung zu bewahren

und der König wußte wohl, daß der Krieg in Algier nicht zu einem allgemeinen Kriege führen könne. Er pflegte zu sagen: „Es kömmt wenig darauf an, ob man in Algier hunderttausend Kanonenschüsse löst; man hört sie in Europa nicht.“

Nun blieb noch Thiers: und von allen bedeutenden Personen hatte er allein hinsichtlich Algiers einen entschiedenen Willen. Der wahre Inhalt seiner Ideen war der Imperialismus und Algier gefiel ihm als Pflanzschule für den Soldaten. Wenn unsere Soldaten auch hier nicht lernten, sich unerschrocken den Mündungen der Kanonen entgegenzustellen, so härteten sie sich doch ab, so gewöhnten sie sich doch daran, mit der Gefahr zu spielen, Entbehrungen zu ertragen, das Leben der Bivouaks zu führen, das Heimweh zu überwinden. Dieß machte Thiers geneigt für Afrika und zwar um so mehr, als dieser Krieg ausgezeichnete militairische Befähigungen ans Licht brachte, Männer, die, wie Changarnier, Lamoricière, Bedeau, Cavaignac, Duvivier, einst dem bewaffneten Europa entgegengesetzt werden konnten.

Die Ideen Thiers waren also nicht in allen Beziehungen des von Frankreich repräsentirten Princips würdig. Eben so wenig wie der General-Gouverneur hatte er sich zur Idee einer vom Staate ausgehenden Kolonisation erhoben; diese Idee schien ihm vielmehr unausführbar, weil sie großartig war. Für Thiers hatte die Eroberung keine andere Bedeutung als die Ausdehnung der militairischen Besitzungen Frankreichs, die Erwerbung fester maritimer Stellungen, um von denselben aus in Friedenszeiten das mittelländische Meer beherrschen zu können und um in Kriegszeiten Korsaren loszulassen. Das war viel und doch zu wenig.

Wenn er aber auch hinsichtlich der Zukunft Algeriens nur beschränkte Ansichten hatte, so machte er sich keine Illusionen über das, was zum Zwecke der Unterwerfung zu thun sei. Er begriff, daß das Uebel allein aus der schlechten Führung des Krieges entspringe; daß, da der Brand einmal entflammt sei, man ihn entweder löschen oder fliehen müsse; daß halbe Maaßregeln eine Ermunterung für die Araber und eine Ursache der Ohnmacht für die Armee, eine Quelle des Ruins für das Budget und ein unfehlbares Mittel seien, das ermüdete Frankreich früher oder später zur Aufgebung zu nöthigen. Es wurde ihm also nicht schwer, sich mit dem Marschall Clauzel über die zu ergreifenden Maaßregeln zu verständigen. Ueber die Charte gebeugt, verfolgte er mit wohlgefälligem Auge

die Einzelnheiten des Feldzugsplans. Er gestattete dem Marschall Clauzel, gegen Constantine zu ziehn, gab ihm mehr Streitkräfte als er forderte und da er fürchtete, daß die Kühnheit des General-Gouverneurs denselben bewegen würde, mit unzureichenden Mitteln, den Zug anzutreten, so befahl er ihm an, nur mit einer von seiner Hand geschriebenen Ordre von Bona aufzubrechen. Die Ausführung gehörte zum Bereiche des Kriegs-Ministers und der General-Gouverneur mußte sich mit diesem darüber besprechen.

Nach der Ansicht des Marschall Clauzel gab es in Afrika nichts dringenderes zu thun, als Constantine Achmed Bey zu entreißen. Achmed personificirte im Osten die türkische Nationalität, wie Abdel-Kader im Westen die arabische Nationalität personificirte. Beziehungen, die uns verdächtig erscheinen mußten, verknüpften Constantine mit Tunis und Afrika mit dem Divan. Wenn der Sultan sich einfallen ließ, über die Belehnung mit Constantine zu verfügen, so entstand ein Konflikt zwischen Frankreich und der Pforte. Der Plan, Constantine zu erobern, stützte sich also auf Rücksichten von der höchsten Wichtigkeit.

Um aber ein solches Unternehmen ausführen zu können, hatte der Marschall 30,000 Kombattanten, ein Corps eingeborner Infanterie von 5000 Mann und 4000 Mann eingeborner Kavallerie gefordert und außerdem die Bedingung gestellt, daß der Feldzug spätestens am 15. Septb. beginnen und daß augenblicklich 3 bis 4000 Mann nach Bona gesendet würden.

Wenn wir 4000 Mann in Bona hatten, so war unser Lager bei Drehan gegen Achmed geschützt; wir konnten dann auf Ghelma rücken, diesen Ort zum Versammlungspunkt der Truppen und des Belagerungs-Materials machen und so mehrere Meilen gewinnen. In diesem Falle hätten sich die Araber ohne Zweifel mit uns verbunden und uns die nöthigen Transportmittel geliefert, wodurch jenseits der Seibus die Macht und der Einfluß Achmed Bey's erschüttert worden wären. Diese Gründe, welche der Marschall sehr nachdrücklich geltend machte, wurden angenommen und wurden maaßgebend für die Instruktionen, welche der General Rapatel erhielt.

Einige Tage später schickte sich der Marschall an, das Kommando wieder zu übernehmen, aber kaum landete er an der afrikanischen Küste, als das Kabinet vom 22. Febr. anfing zu schwanken. Nun schrieb aber der Marschall Maison, gleichsam als ob er den Ruhm der verabredeten Expedition seinen Nachfolgern hinterlassen wolle,

eiligst an den Marschall Clauzel: „Die angeordneten Bestimmungen wären allerdings den mündlichen Verabredungen mit mehreren Ministern des Königs gemäß, aber sie wären nicht Gegenstand der Berathung gewesen; Sache des neuen Kabinets sei es, die Sanktion zu verweigern oder zu geben; bis dahin sei es angemessen, sich auf nichts einzulassen, sich innerhalb der Gränzen der gegenwärtigen Occupation, des Effektivbestandes und der gesetzlichen Kreditbewilligungen zu halten.“ Zugleich wurde die Absendung der Truppen nach Bona suspendirt.

Dieser seltsame, unerwartete Gegegenbefehl versetzte den Marschall Clauzel in Bestürzung. Er sah das Unheil voraus, welches die ministerielle Unschlüssigkeit nach sich ziehen müsse, und er hatte den Schmerz, sich nicht zu täuschen. Die Beunruhigung Bona's durch Achmed, ein Angriff auf das Lager von Drehan, der Abfall der Stämme, auf die wir rechneten und die Züchtigung derselben durch den Bey von Constantine, die Verzögerung der Operationen, deren Ziel Ghelma war und zwar zu einer Zeit, wo jede Verzögerung die ungünstigen Wechselfälle für uns vergrößerte, das waren die Früchte jener ministeriellen Unschlüssigkeit und der kraftlosen und unzusämmenhängenden Politik, welche das constitutionelle System charakterisirt.

Als unterdeß Herr von Rancé, Adjutant des Marschall Clauzel, die Nachricht von der Bildung des Kabinets unter dem Vorsitze Molé's überbracht hatte, verdoppelte sich die Besorgniß des Marschalls. Der Sturz Thiers' nahm seinen Plänen eine Stütze, der Winter nahte heran, der Effektivbestand in der Regentschaft überstieg nicht 28,000 Mann, welche nicht mehr als 23,000 Kombattanten liefern konnten. Der Marschall, der schnell handeln mußte, sendete Herrn von Rancé nach Paris, um eine Verstärkung von 10,000 Mann zu fordern.

Die Minister vom 6. Sept. befanden sich hinsichtlich Afrikas in einer sehr unangenehmen Stellung. Einerseits wollten sie nicht die Kreditbewilligungen überschreiten, ihre Verantwortlichkeit der Kammer gegenüber bloßstellen und sich zu einem Systeme fortreißen lassen, dessen Kühnheit sie erschreckte, andrerseits schien es ihnen hart, ein Unternehmen aufzugeben, von welchem sich die Nation Ruhm und Nutzen versprach: mußten sie nicht fürchten, die Popularität Thiers' zu vergrößern und ihre eigne Verwaltung gleich anfangs um den Kredit zu bringen? So zwischen entgegengesetzten Empfin-

dungen hin- und herschwankend, hatten sie beschlossen, daß die Unternehmung ausgeführt werden solle, aber ohne bedeutende Vermehrung der Mittel; und sie beschränkten sich darauf, zur Vervollständigung des Effektivbestandes bis auf 30,000 Mann Bataillone abzuschicken, die schon abgegangen waren, als Herr von Rancé anlangte.

Als Herr von Rancé den Gegenstand seiner Sendung erklärt hatte, antwortete man ihm mit einer Weigerung, welche darauf gestützt war, daß in den Depeschen nur die Zahl 30,000 aufgeführt sei. Vergeblich wendete dieser ein, daß der Marschall 30,000 Kombattanten und nicht 30,000 Mann überhaupt verlangt habe, da sich unter diesen auch Kranke und Verwundete befänden; vergeblich erinnerte er daran, daß der Marschall auch ein Corps Infanterie und 4000 Reiter der Eingebornen verlangt habe; die Minister setzten fortwährend dem Gewichte der mündlichen Versprechungen das der geschriebenen Zahlen entgegen.

Uebrigens waren sie weit entfernt, die Expedition innerhalb der von ihnen gezogenen Gränzen zu mißbilligen, wie folgende Stelle eines Briefes, den der Kriegs-Minister General Bernard am 22. Okt. 1836 an den Marschall schrieb, beweist: „Herr Marschall, in meiner gestrigen telegraphischen Depesche habe ich Ihnen angezeigt, daß ich mit Vergnügen erfahren habe, daß Sie die Expedition nach Constantine unternehmen und daß Ihnen das Resultat keine Besorgniß verursache. Ich habe Ihnen zugleich angezeigt, daß der Herzog von Nemours Ihrer Obhut anvertraut wird, daß der Prinz am 25. in Toulon eintreffen und sich unverzüglich nach Bona einschiffen wird."

Die Expedition wurde also unbestreitbar und ausdrücklich gebilligt, und zwar um so mehr, als ein Sohn des Königs an derselben Theil nahm; und wenn später in einer Depesche vom 3. Nov. der General Bernard dem Marschall bemerklich machte, daß die Regierung die Expedition nicht befohlen, sondern bloß genehmigt habe, so dürfte man daraus nur schließen, daß das Ministerium einer unbilligen Berechnung folgte und sowohl vom Erfolge Nutzen ziehn, wie im Falle eines Unglücks die Verantwortlichkeit von sich abwälzen wolle.

Was sollte der Marschall beschließen? Sollte er als Opfer einer Weigerung, welche seine Pläne vereitelte und ihm die Mittel nahm, die er selbst für unentbehrlich zum Erfolge gehalten hatte,

seine Entlassung einreichen? Sollte er dem Grafen Damremont, den man abgesendet hatte, um eintretenden Falls in seine Stelle zu treten, die Leitung einer so wichtigen und entscheidenden Expedition überlassen? Oder sollte er, ohne auf das Kommando zu verzichten, bloß erklären, daß der geeignete Augenblick zum Handeln vorüber sei, und daß man die Expedition, da der Erfolg derselben durch eine geizige Politik und durch verderbliche Zögerungen bloßgestellt worden, vertagen müsse?

Das Letztere wäre das Beste gewesen. Aber die Expedition war schon lange angekündigt; die allgemeine Aufmerksamkeit war fortwährend auf sie gerichtet; sie sollte Pläne krönen, welche seit langer Zeit wohlgefällig genährt worden waren und ein Sohn des Königs sollte sich ihr anschließen; sie hatte unter den Arabern schon so viel Aufsehn gemacht, daß es als Ehrensache erscheinen konnte, sie auszuführen. — Der Marschall Clauzel faßte den Entschluß, die Sache zu Ende zu führen.

Uebrigens hatte Jussuf, den er zum Bey von Constantine ernannt, ihm unaufhörlich Zutrauen zugesprochen. Es handelte sich ja in der That nur um eine militairische Promenade; die Stämme waren geneigt, sich zu unterwerfen, Constantine würde keinen Angriff aushalten und schleunigst seine Thore öffnen. Solche Versprechungen schmeichelten der geheimen Neigung des Marschalls, und die Truppen erhielten den Befehl, sich in Bona zu versammeln.

Man war so bis zum November gekommen, und der Himmel sparte uns nicht düstre Warnungen. Tag und Nacht regnete es in Strömen. Schnee bedeckte die Berge. Die durch die Seekrankheit erschöpften Soldaten waren in ungesunden Kasernen aufgeschichtet, in denen sie vom Fieber befallen wurden. Die Zahl der Kranken nahm auf eine erschreckliche Weise zu. Am Tage vor der Abreise lagen 2000 Mann in den Hospitälern.

Ferner unterbrach die Ueberschwemmung der Ebene die Kommunikationen, hinderte die Zufuhr von Lebensmitteln und den Ankauf von Maulthieren. Jussuf-Bey, von welchem man 1500 Mann erwartete, mußte gestehn, daß er kaum 500 Mann zusammenbringen würde, und in der That wurde diese Zahl nicht einmal ausgefüllt.

Aber den Entschluß des Marschalls Clauzel vermochte nichts zu erschüttern. Der General de Vigny war mit seiner Brigade vorauf gegangen. Als am 11. November 1836 der Regen aufgehört hatte, begrüßte der Marschall den ersten Sonnenstrahl, als eine glückliche

Vorbedeutung und am folgenden Tage trat die Armee den Marsch an. Sie zählte 7000 Mann, welche für 14 Tage Lebensmittel mit sich führten.

Ein schrecklicher Sturm überfiel den Zug im Lager von Drehan; von 220 Ochsen entfloh die Hälfte, erschreckt durch den Donner und die Blitze. Der Marsch wurde mühselig fortgesetzt. Auf dem thonhaltigen, durch den Regen aufgeweichten Boden brauchten die Schleppseile fünf Stunden, um einen Raum von 5 Meilen zurückzulegen, und um die durch den Koth zu schleppende Last zu erleichtern, warf man einige zum Stürmen bestimmte Leitern weg. Am 15. erreichten die Truppen die römischen Ruinen von Ghelma; am 17. marschirten sie durch die Seibus und am 19. langten sie in Raz-Oed-Zenati an. Sie waren auf keinen Feind gestoßen und hatten nur hie und da einige Araber angetroffen, welche mit dem Feldbau beschäftigt waren. Aber am 26. erschienen Reiter drohend auf den Anhöhen und Flintenschüsse fielen. Die Entschlossensten wurden jetzt von finstern Ahnungen befallen, und der Mangel an Lebensmitteln und Munition gestattete keinen langen Kampf. In der Nacht hatte es heftig geregnet, geschneet und gehagelt; mehreren Soldaten waren die Füße erfroren, andere waren vor Kälte gestorben; Constantine, welches man jetzt in der Ferne bemerkte, schien vor den Truppen zurückzuweichen. Als endlich am 21. die Anhöhen, welche es verbergen, überschritten worden waren, erschien es plötzlich den Blicken der Soldaten, beschützt durch einen Hohlweg von unermeßlicher Tiefe, in dessen Grunde der Ued-Rummel schäumte, und der einen spitzzulaufenden Felsen als Escarpe und Contre-Escarpe den Truppen entgegenstellte. Der Marschall glaubte die Thore geöffnet zu finden: eine lange genährte Illusion, welche durch zwei vom Wälle abgeschossene Kanonenschüsse und durch eine rothe Fahne, die auf der Hauptbatterie aufgepflanzt war, schnell zerstreut wurde!

Als die Armee anlangte, war sie erschöpft durch neuntägige Märsche, auf welchen sie gegen die Wuth des Winters hatte kämpfen, Felsen sprengen, Bergabhänge für die Artillerie und Wagen zugänglich machen müssen, die Kleider waren vom Regen durchnäßt. Es gab kein Mittel, anderwärts als im Kothe zu bivouakiren. Die Bagage blieb eine halbe Meile entfernt im Kothe stecken. Der Schnee fiel in großen Flocken. Man hatte fast keine Lebensmittel mehr.

Man konnte also keine Belagerung, sondern nur einen Handstreich versuchen.

Die Armee war auf ein Plateau gelangt, welches durch eine sehr enge Brücke mit der Stadt verbunden war, und vor sich hatte sie einen 60 Metres breiten Hohlweg, Felsenwände, welche den Minen und Kugeln widerstanden, ein sehr starkes Doppelthor und um zu demselben zu gelangen, einen sehr engen Weg, welcher dem Feuer der Häuser und Gärten ausgesetzt war.

Im Süden war die schwache Stelle Constantine's, da die Stadt hier nur durch eine Umfassungsmauer, welche das Plateau von Kudiat-Aty beherrschte, vertheidigt wurde.

Leider war es unmöglich, die Achtpfünder hieher zu führen, da die Räder bis zur Nabe im Kothe versanken, und da der durch die Regengüsse ungewöhnlich angeschwollene Ued-Rummel das Terrain durchschnitt.

Der Marschall Clauzel beschloß also, den Hauptangriff gegen das Thor der Brücke zu richten, während der General Rigny sich mit der Brigade der Avant-Garde den Höhen von Kudiat-Aty zuwendete.

Außer dem Rummel, der sich in einen Gußbach verwandelt hatte, waren drei Gewässerläufe zu überschreiten und zuweilen ging den Soldaten das Wasser bis an den Gürtel. Ueberdieß stürmten ihnen Wind und Hagel so heftig entgegen, daß sie von Zeit zu Zeit Halt machen und dem Winde den Rücken zuwenden mußten. Kaum näherten sie sich den Höhen, welche vor dem Plateau von Kudiat-Aty liegen, als sie von einem lebhaften Feuer empfangen wurden, welches von einem muselmännischen Kirchhofe ausging. Eine große Anzahl Araber, welche hinter den Gräbern Schutz fanden, schienen entschlossen, den Franzosen den Weg auf eine kräftige Weise streitig zu machen. Diesen fehlte es an Pulver: sie griffen mit dem Bajonett an, nahmen die Stellung weg und setzten sich auf dem Platau fest. Aber Achmed-Bey, welcher die Vertheidigung Constantine's seinem Statthalter Ben Aissa anvertraut hatte, und der selbst mit seiner Kavallerie das Feld behauptete, fiel am Morgen des 22. der Brigade der Avantgarde in den Rücken, während die Kabylen einen Frontangriff auf sie unternahmen und die Türken ihre rechte Flanke umschwärmten. Die Lage war kritisch; indeß die Tapferkeit der Franzosen ließ den Sieg nicht einen Augenblick unentschieden und der Feind wurde auf allen Punkten zurückgeschlagen.

Während sich dieß auf den Anhöhen von Kudiat-Aty begab, traf die Armee ein neues Unglück. Da der zurückgebliebene Zug dem Kothe nicht hatte entrissen werden können, so plünderten die escortirenden Soldaten die Wagen, um sie nicht den Arabern zu überlassen und indem sie sich in Branntwein berauschten, um den Hunger zu unterdrücken, wurden sie eine leichte Beute für die Yatagans der Araber.

Der Tag des 22. war vom Hauptcorps angewendet worden, um das Thor der Brücke zu beschießen und den Sturm vorzubereiten, am 23. setzte die Artillerie die Beschießung der Stadt fort, und die Brigade der Avantgarde, die noch einmal zum Kampfe kam, warf den Feind über den Haufen.

Als die Nacht angebrochen war, wurden zwei gleichzeitige Angriffe angeordnet: der eine von Mansurah aus gegen die Brücke; der andre von Kudiat-Aty her gegen das Thor Babel-Ued. Bei dem ersten, der nur eine heroische Anstrengung gegen zu vielfache Schwierigkeiten war, wurde dem General Trezel der Hals durchschossen. Der zweite, der vom Oberst Düvivier geleitet wurde, kostetete zwei hoffnungsvollen Offizieren, dem Kapitain Grand und dem Kommandanten Richepanse das Leben. Er scheiterte übrigens wegen Unzulänglichkeit der Mittel: es hatte an Axten gefehlt, um eine eisenbeschlagene Thüre, gegen welche Flintenkolben und Bajonette nichts vermochten, einzuschlagen.

Die Elemente hatten sich gegen die Franzosen verschworen: die Lebensmitttel waren auf eine Ration Reis und einen Biscuit für den Mann reducirt; man hatte etwa nur noch 30 Kanonenschüsse; überall wo man dem Feinde gegenübergestanden hatte, war er in die Flucht geschlagen worden; das Signal zum Rückzuge wurde gegeben.

Der Kommandant Changarnier bildete mit seinem Bataillon die äußerste Arriergarde. Als er das Plateau von Mansurah erreichte, stürzten Schwärme von Arabern auf die Franzosen ein. Augenblicklich bildet der Kommandant Changarnier ein Carree mit seinem Bataillon und sagt zu den Soldaten: Meine Freunde, seht die Leute da an. Sie sind 6000 und Ihr 300; die Partie ist gleich.“ Nachdem er dieß gesagt, läßt er die Araber auf Pistolenschußweise herankommer und ein zweigliedriges Feuer bedeckt die Erde mit Menschen und Pferden. Der von Erstaunen und Schrecken ergriffene

Feind entfernte sich eiligst und folgte der unerschrockenen Armee nur noch in der Entfernung.

Der Rückzug war bewundernswürdig. Die Truppen bildeten ein längliches Carré, dessen Mitte einen genügenden Raum für die fliegenden Lazarethe und das Fuhrwerk enthielt. Die Spitzen bildeten die Spahis. Die beiden Seitenlinien bestanden aus Infanterie. Die vom General de Rigny befehligte Arriergarde bestand aus Infanterie-Corps und aus Kavallerie. Linien von Flanqueurs, welche von Chasseurs-Schwadronen unterstützt wurden, deckten alle Seiten des Carré. Hier erschien der Held der Arapiles, der mächtige Kriegsmann, welcher einst 20,000 Franzosen vor den Angriffen des Herzogs von Wellington gerettet und sie, verfolgt von einer siegreichen Armee, ohne Verlust zurückgeführt hatte, in seiner ganzen Größe. Mit festem Blicke, mit ruhigem Gesichte und bewundernswürdiger Schnelligkeit traf er alle nöthigen Anstalten und verbreitete in seiner Umgebung das unerschütterliche Vertraun, das ihn selbst beseelte. Die Soldaten, die ihres Führes würdig waren, rückten in guter Ordnung vor, die Reiter traten großmüthig ihre Pferde den Kranken ab und die höheren Offiziere leiteten die Verwundeten. Man erzählt, ein Soldat sei vor Müdigkeit umgesunken und befragt von einem Offizier, ob er nicht mehr gehen könne, habe er geantwortet: „Im nächsten Augenblick wird mir der Kopf abgeschnitten werden. Aber nehmen Sie meine Patronen; ich möchte nicht, daß der Feind sie gegen Sie gebrauche." Der von diesem Muthe gerührte Offizier stieg von seinem Pferde, setzte den Soldaten auf dasselbe und führte es am Zaume bis Ghelma.

Indeß mußte der Rückzug doch üble Folgen haben. Der Hunger machte sich auf eine grausame Weise bemerklich und erhöhte die Ermüdung des Marsches. Wenn angehalten wurde, sah man die Soldaten sich auf der Erde ausstrecken wie Aehren, welche der Wind niedergebeugt hatte. Zugleich folgten die Araber, welche der Beute nachzogen, der Kolonne mit ekelhafter Gier. Und in gewissen Zwischenräumen blieben die Soldaten zurück, welche die Kraft verlassen hatte. Stumm und ergeben legten sie sich nieder, bedeckten sich das Haupt und erwarteten den Feind, der es ihnen abschneiden würde. Oft wurden Angriffe ausgeführt, um die Unglücklichen zu retten, welche vor Ermüdung auf der Straße umgesunken waren; aber nicht alle konnten gerettet werden!

Als am 25. November gegen Dunkelwerden die Zahl der Nach-

zügler zunahm und die Offiziere bemerklich machten, daß die Nacht dem Feinde Opfer überliefern würde, die nicht mehr zu retten sein würden, ließ der General de Rigny, welcher die Arrieregarde befehligte, den Marschall Clauzel ersuchen, etwas langsamer zu marschiren und als er keine Antwort erhielt, begab er sich selbst bis zu den fliegenden Lazarethen und ließ Worte fallen, in denen sich eine übertriebene Besorgniß aussprach; gewiß ein großes Unrecht, welches aber sehr übertrieben wurde und einen Tagesbefehl des Marschalls von übertriebener Strenge hervorrief.

Am 30. Nov. hatte die Armee in Drehan geschlafen und am 1. Dec. zog sie wieder in Bona ein.

Der Verlust belief sich auf 443 Getödtete oder vor Kälte Gestorbene und auf 228 Verwundete. Aber in Frankreich maß man das Unglück weniger nach der größern oder geringern Anzahl der Todten als nach den Umständen, welche dieser so lebhaft gewünschten Expedition gleichsam ein trauriges Siegel aufdrückten. Unterdeß hatten die durch den Nebel oder die Nacht unterbrochenen telegraphischen Depeschen die traurige Nachricht nur stückweise überbracht und so die allgemeine Angst verlängert. Das Traurigste aber war, daß die entfesselten politischen Leidenschaften das Ereigniß zu benutzen suchten. Wem gebührte die Verantwortlichkeit für das Unheil? Dieß wurde der Text einer erbitterten und unbarmherzigen Polemik. In dem Benehmen des Marschall Clauzel hatte sich die verwegene Uebereilung eines Generals, dessen Plane umgestürzt worden waren, und der Heroismus eines alten Soldaten gezeigt; seine Feinde hoben nur hervor, was ihrem Hasse diente und schämten sich nicht, ihm das Herz zu zerreißen.

Die öffentliche Meinung wurde übrigens dadurch nicht entmuthigt, sondern erklärte sich vielmehr noch ungestümer und energischer für die Beibehaltung Algiers. Jeder Franzose schwur jetzt die Eroberung Constantine's. Unter dem Eindruck des grausamsten Unglücks und unter der Last der schwersten Opfer diente der Instinkt des Volks mit wunderbarer Sicherheit der Größe Frankreichs und der Erfüllung seiner Pflichten gegen die Welt; und schon aus unserm unbezwinglichen Willenseifer ließ sich erkennen, daß wir vermöge eines uns von der Vorsehung gegebenen Gesetzes das mittelländische Meer französisch machen und Algier behalten mußten.

Siebentes Kapitel.

Freilassung der Gefangenen von Ham. — Attentat. — Debatten über Spanien. — Straßburger Prozeß. — Geheimer Kampf zwischen Molé und Guizot. — Versuch des Ostracismus. — Verwerfung des Disjunktionsgesetzes. — Gemälde der öffentlichen Leiden. — Vorlegung des Apanage-Gesetzes. — Pamphlet Herrn von Cormenin's. — Fortsetzung des geheimen im Schooße des Conseils ausgebrochenen Kampfes. — Ursprung, Physiognomie und Einfluß des tiers-parti. — Zersprengung des Kabinets vom 6. September. — Bemühungen, um ein Ministerium des tiers-parti zu Stande zu bringen; wie dieselben scheitern. — Guizot wird besiegt; das Kabinet vom 15. April.

Eine That, welche das Vorspiel der Politik der Amnestie zu sein schien, hatte die Anfänge der Verwaltung des Ministeriums Molé bezeichnet: das Schloß Ham schloß keine Gefangenen mehr ein.

Drei berühmte Aerzte, die Doktoren Rostan, Ferrin nnd Andral hatten von der Regierung den Auftrag erhalten, die Gefangenen von Ham zu besuchen, deren Gesundheit leidend sein sollte. Von den Exministern wollten nnr zwei, Peyronnet und Chantelauze, den Besuch der Aerzte annehmen, welche nach sorgfältiger Prüfung nicht die Freilassung der Gefangenen beantragen zu müssen glaubten. Am 17. October erhielten jedoch Peyronnet und Chantelauze, deren Gesundheitszustand sich verschlimmert hatte, die Erlaubniß, auf Ehrenwort ihren Aufenthalt, der Erstere zu Montferrand im Departement der Gironde, der Zweite im Departement der Loire, zu nehmen. Herr von Polignac und Herr von Guernon-Ranville hatten nicht bei der Regierung einen Schritt thun wollen, der ihnen mit ihrem Eide unvereinbar schien. Als aber der Tod Karl's X. sie ihrer Verpflichtung entbunden hatte, baten sie um Versetzung in eine Heilanstalt, und am 23. November erschien eine Ordonnanz, welche die über Herrn von Polignac verfügte Strafe in zwanzigjährige Verbannung aus dem Reiche verwandelte und Herrn von Guernon-

Ranville gestattete, auf Ehrenwort im Departement Calvados seinen Aufenthalt zu nehmen.

Molé schien also von vorn herein seine Politik von der seiner Gegner zu trennen. Uebrigens wäre am Tage der Eröffnung der Session der König beinahe das Opfer eines neuen Mordversuchs geworden; und die fortdauernde ansteckende Wirkung des Königsmordes bewies, wie unfähig die Strenge war, den Thron zu schützen.

Das Jahr 1837 begann mit lebhaften parlamentarischen Erörterungen, Herr von Dreux-Brezé und Herr von Noailles hatten in der Pairskammer beredte Klagen ertönen lassen: die Deputirtenkammer wiederholte sie und dehnte sie weiter aus. Herr Thiers wollte eine Niederlage rächen und die Gewalt wieder an sich zu bringen suchen; umgeben von einigen unwilligen Freunden erwartete er Molé im Palaste Bourbon, wo er denselben der Unfähigkeit zu überführen und zu erdrücken hoffte.

Spanien, welches im Blute schwamm, zog damals alle Blicke auf sich: Thiers war unterlegen, weil er dieß Land vor dem Bürgerkriege hatte bewahren wollen. Der Kampf entspann sich also hinsichtlich Spaniens.

Die Rolle, welche Molé hierbei spielte, war weder glänzend noch großartig: das hob Thiers auf eine sehr ungestüme Weise hervor. Er bewies, daß der Quadrupelallianz-Traktat, wenn er seinem Geiste und nicht den Worten nach gefaßt wurde, die constitutionelle Monarchie, welche in Frankreich aus den Stürmen des Juli hervorgegangen war, zur Erhaltung des Königthums Isabellens verpflichtete; daß die Intervention in Spanien durch unser Bündniß mit England für uns bedingt werde; daß, wenn wir jenseits der Pyrenäen Don Carlos, den Auserwählten des Absolutismus, bekämpften, wir die Sache der constitutionellen Regierungen Angesichts der Völker und, wie es Frankreich gezieme, stolz und mit dem Degen in der Hand vertheidigten; daß wir die Halbinsel nicht preisgeben könnten, ohne unsern Einfluß daselbst zu verlieren, ohne uns übermäßig zu schwächen, ohne uns der guten und treuen Arrièregarde zu berauben, die Spanien uns liefern würde, wenn uns das coalisirte Europa je wieder von Norden her angreifen sollte. Denjenigen, welche zwischen dem Systeme des 11. Oktober, des 22. Februar und des 6. September, welches er angriff, keinen Unterschied wahrnahmen, antwortete er folgendermaaßen: „Der Unterschied ist folgender: das erste System hatte Spanien nur unzulängliche Mittel bewilligt, das

zweite wollte ihm wirksame geben, und das dritte will ihm gar keine geben." Indem er sodann die Befürchtungen, welche die ersten Lebenszeichen der spanischen Demokratie der Mittelklasse in Frankreich einflößten, auf eine geschickte Weise behandelte, ließ er das französische Bürgerthum eine mögliche Züchtigung seiner Apathie ahnen. Denn wenn überall die Junten sich auf eine tumultuarische Weise bildeten, wenn Toreno durch Mendizabal, Mendizabal durch Isturitz gestürzt wurde; wenn das constitutionelle Spanien der demokratischen Partei mit Gewalt in die Arme getrieben wurde; wenn das Schwert der Demagogen an die Thore von Ildefonso klopfte, weil man die Karlisten in Navarra nicht vernichten konnte; wenn mit einem Worte der Aufruhr in die Zimmer Christinens eindrang und für das Königthum Isabellens kaum noch ein Platz zwischen den Anhängern des alten Despotismus und den wüthenden, empörten Anhängern der Verfassung von 1812 blieb, so sprach doch dieß laut genug für den Egoismus der Staatsmänner, welche sich der Intervention widersetzten und für das Thörichte ihrer Klugheit.

Das waren dringende Rücksichten. Molé setzte ihnen entgegen, daß der Quadrupel-Allianz-Traktat in sehr elastischen Ausdrücken abgefaßt, daß eine abenteuerliche Politik mit großen Nachtheilen verbunden sei, daß das Geld und das Blut Frankreichs für die Interessen Frankreichs aufgespart werden, daß da, wo das Unerwartete herrsche, der Krieg vermieden werden müsse. Von welchem Gewichte nun auch solche Gründe auf eine Versammlung sein mochten, die schon lange der Furcht gehorchte, so würde doch Molé nicht leicht über seinen Gegner triumphirt haben, wenn er denselben nicht mit sich selbst in Widerspruch hätte bringen können. In der That hatte Thiers in seiner Politik hinsichtlich Spaniens geschwankt. Als er unter dem Zauber der Schmeicheleien stand, mit denen ihn die österreichische Diplomatie berauschte, hatte er in der Depesche vom 18. März, einer verhängnißvollen Depesche, welche Molé auf der Tribüne vorlas, und deren Weisheit er mit triumphirender Ironie lobte, die Intervention zurückgewiesen.

Die Erörterung frischte auch die Erinnerung an die Conseil'sche Angelegenheit wieder auf, jene gemeine Intrigue, in welche der Name Frankreichs verwickelt worden war. Vergeblich verlangte Odilon-Barrot Aufklärungen über ein Geheimniß, dessen Schmach in die letzten Monate des Kabinets fiel, dem Thiers vorgestanden; Thiers behauptete, er habe nicht Alles gewußt und warf die Verant-

wortlichkeit auf Herrn von Gasparin zurück, der sie wieder Herrn von Montalivet aufbürdete. Herr von Montalivet war in diesem Augenblicke nicht im Saal. Am folgenden Tag begnügte er sich, seinen Kollegen in einem anmaaßenden Briefe zu melden, daß er bereit sei, für seine Handlungen einzustehn. Aber er gab die erwarteten Erklärungen nicht. Und die Kammer gab sich zufrieden, als sie sah, daß man ihr trotzte, entweder weil man über die Größe des Skandals erschrak oder weil man in Herrn von Montalivet seinen geheimen Beschützer schonte.

Das Ministerium vom 6. Sept. war aus einer gefahrvollen Prüfung als Sieger hervorgegangen; aber seine Existenz war deshalb nicht gesichert, denn es barg in seinem Schooße den Keim der Auflösung.

Herrn Molé's gute Eigenschaften und Fehler waren: gesundes Urtheil, prunklose, aber zureichende und mäßige Beredsamkeit, viel Haltung, Geistesgegenwart, Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit, die Menschen zu leiten, überhaupt alle Eigenschaften, welche vornehme Beziehungen verleihn, Geschäftskenntniß, eine Politik, die er in der Schule des Kaiserthums erlernt hatte, also Neigung zum Despotismus, aber mit eiuer merkwürdigen Leichtigkeit, sich den Umständen anzubequemen, wenig Großartigkeit der Gesichtspunkte, keine Kühnheit bei der Ausführung, unruhige und leicht zu reizende Eigenliebe.

Hätte er im Conseil den ersten Platz eingenommen, ohne auf Herrschaft Anspruch zu machen, so würde Guizot es ihm verziehn haben; aber Molé wollte als erster Minister den Vorrang vor seinen Kollegen haben, und dieß schien Guizot unerträglich, der in einem untergeordneten Posten das ganze Kabinet zu personificiren suchte und einen dem gegen ihn erregten Hasse angemessenen Einfluß forderte. Molé im Verhältniß zu Guizot war die patricische Reizbarkeit im Kampfe mit dem Stolze. Der Erste war ärgerlich darüber, daß er den Vorrang erobern mußte, der zweite affektirte gegen den Mann, der ihm denselben streitig machte, eine Art verächtlichen Erstaunens, das im höchsten Grade beleidigend war. Daraus ging ein heimlicher, unversöhnlicher Zweikampf hervor, in welchem die legislativen Entwürfe, die anscheinend allgemeinsten Maaßregeln, die politischen Pläne, die Verwendung der Agenten nur die Bedeutung von Waffen in den Händen eifersüchtiger Gegner hatten. Wir könnten tausend Beweise anführen; einige werden indeß genügen, und vielleicht wird der Leser die Kleinlichkeit mancher Einzelheiten lehrreich finden.

Guizot hatte Herrn von Gasparin ins Ministerium des Innern gebracht, um in demselben allmächtig zu sein. Die Anwesenheit des Herrn von Gasparin war daher sehr unangenehm für Herrn Molé. Groß war die Freude des ersten Ministers als er bei der Erörterung der Adresse sah, wie sein lästiger Kollege auf der Tribune unbedeutende, verlegene Entschuldigungen stammlte, welche das Murren verdienten, das sie erregten. Kein Zweifel, daß Herr von Gasparin in der Meinung der Kammer gestürzt war; würde ihn Herr Guizot nach einem so klaren Beweise seiner parlamentarischen Unzulänglichkeit zu halten wagen? Offenbar war dieß unmöglich. Der Augenblick war gekommen, einem nebenbuhlerischen Einflusse einen entscheidenden Schlag beizubringen. So dachte Molé und am Abend der Sitzung, in welcher Herr Gasparin so kläglich abgefallen war, sprach er sich bei Frau von Boignes, deren Salon damals eine politische Bedeutung hatte, offen darüber aus. Am folgenden Tage begab sich der erste Minister zu Herrn Guizot, um ihm die Wahl zu stellen, entweder das Ministerium des Innern selbst zu übernehmen oder es Herrn von Montalivet an Herrn von Gasparin's Stelle zu überlassen. Guizot hatte diesen Schritt erwartet und seinen Entschluß schon gefaßt. Als er Herrn Molé erblickte, rief er aus: „Ich weiß, was Sie mir vorschlagen wollen; ich nehme das Ministerium des Innern für mich.“ Ueber diese Worte, welche mit hochfahrenden Mienen und stolzer Stimme gesprochen wurden, gerieth Herr Molé in Aerger und vermöge einer plötzlichen Sinnesänderung, wünschte er jetzt den als Kollegen zu behalten, dessen Verabschiedung er hatte fordern wollen.

Indeß verbreitete sich eine Nachricht, welche die Minister in Uneinigkeit und Verwirrung stürzte. Am 6. Jan. hatten die gerichtlichen Verhandlungen hinsichtlich der Verschwörung vom 30. Okt. 1836 begonnen und das Kabinet hatte den Ausgang derselben erfahren, als die Erörterung der Adresse sich ihrem Ende nahte.

Unter den Mitschuldigen Louis Napoleons waren von Persigny, Lombard, Gros, Pétry, Dupenhouat, von Schaller nicht vor Gericht erschienen: der anwesenden Angeklagten waren sieben: der Oberst Vaudrey, die Schwadronführer Parquin und v. Bruc, die Lieutenants Laity und von Querelles, Herr von Gricourt, Madame Gordon. Gewiß hatten seit 1830 der öffentlichen Neugierde die außerordentlichen Prozesse nicht gefehlt; eben dießmal trug Alles dazu bei, um dem Prozesse eine eigenthümliche und ergreifende Physiognomie zu

geben: der Rang der Angeklagten, die meist Militairs waren, die ruhmvolle Vergangenheit der Einen, die Jugend und der Stolz der Andern; diese an Erinnerungen so reiche kaiserliche Empörung; daß Louis Buonaparte unbestraft fernen Gegenden zuschiffte; unter den Beweisstücken der Adler mit entfalteten Flügeln; daß das Gericht in Straßburg errichtet wurde, in dieser republikanischen und kriegerischen Stadt, welche auf der Straße unsrer Siege lag und trotz ihres deutschen Aeußern vielleicht die französischste von unsern Städten war, und endlich daß der Rhein, den Napoleon überschritten hatte, einige Meilen von dem Orte floß, wo die Richter zu Gericht saßen! Nie sah man ein ähnliches Schauspiel. Die Verhöre begannen am frühen Morgen, und die Ungeduld erwartete nicht den Tag; sobald der Morgen dämmerte, drängten sich aufgeregte Gruppen und Frauen mit Laternen in der Hand vor den Thüren des Palastes.

Die Haltung der Angeklagten entsprach dem Interesse, welches sie erregten. Der Kommandant Parquin schöpfte aus seiner Anhänglichkeit an den Kaiser Töne von wunderbarer Kraft und Wahrheit. Madame Gordon, welche eine natürliche Beredtsamkeit besaß, die durch den energischen Charakter ihrer Schönheit noch gehoben wurde, wußte durch die Lebendigkeit ihrer politischen Ueberzeugungen die Ungewöhnlichkeit ihrer Rolle als Verschwörerin zu adeln. Die Herrn von Querelles, von Gricourt und von Bruc bestanden das Verhör mit sicherer Haltung und der Oberst Vaudrey mit militairischer Festigkeit, obwohl dieselbe nicht ganz frei von Verlegenheit war. Aber Keiner der Angeklagten regte die Gemüther so sehr auf wie der Lieutenant Laity. Dieß war ein junger Mann voller Muth, von traurigem Aussehn, von durchsichtiger, ernster und leidenschaftlicher Gestalt. Indem er sich einem Unternehmen anschloß, welches nur Gefahren bot, hatte er einen Bund mit dem Tode zu schließen geglaubt. Als Besiegter wollte er nicht antworten und man konnte ihn nicht anders dazu bewegen, als indem man ihm zeigte, daß sein Entschluß hier Unglücksgenossen gefährde. Den Richtern gegenüber zeigte er sich unbezwinglich und ruhig. Er drückte sich edel, ungesucht, kurz und wie ein Soldat aus. „Ich bin Republikaner, sagte er, und habe mich dem Prinzen Louis Buonaparte nur angeschlossen, weil ich republikanische Meinungen bei ihm fand.“ Die Zeugenaussagen gaben Veranlassung zu verschiedenen Zwischenfällen, welche den Gesammteindruck verstärkten. Als der Oberst Tallandier erzählte, daß er bei der Verhaftung des Kommandanten Parquin

demselben eine seiner General-Epauletten abgerissen, rief dieser aus: „Es ist wahr, daß Herr Tallandier mich beschimpft hat. Er konnte es ungestraft thun: ich war sein Gefangener.“ Diese Worte riefen zwischen Beiden einen Austausch von Worten und Blicken hervor, deren unheilvolle Bedeutung sich leicht ahnen ließ.

Außerhalb des Gerichtssaals stieg die Aufregung fortwährend. Die Stadt hallte wieder von Wünschen für die Freilassung der Angeklagten. Man hörte in den Straßen schreien: Es leben die Meinungen des Lieutenants Laity! Ein Prozeß, der gewissermaaßen durch den erhabenen Schatten Napoleon's gewonnen wurde, war für die Bounapartisten ein wunderbarer Sieg. Die Republikaner wünschten das moralische Ansehn des regierenden Königs geschwächt und in den Staub gezogen zu sehen. Viele beabsichtigten nur die Demüthigung des Ministeriums. Und Jeder verdeckte die Eingebungen des Hasses oder die Wuth der Leidenschaft, indem er das Princip der Gleichheit anrief. Denn wie konnte man die Mitschuldigen Louis Buonaparte's strafen, wenn man ihn selbst der Strafe entzog? Die Ungerechtigkeit schien hier bis zum Skandal zu gehn. In den Salons, in den Kaffeehäusern, in den Bierstuben wurde dieß laut ausgesprochen. Die Geschwornen konnten nirgendshin gehn, ohne Eindrücke zu empfangen, deren Herrschaft sie sich gefallen lassen mußten.

Selbst die Wahl der Advokaten war geeignet, den Angeklagten einen wichtigen Schutz zu verleihn. Ferdinand Barrot trug einen Namen, der durch politische Kämpfe berühmt geworden war; Parquin, berühmtes Mitglied des pariser Advokatenstandes fand sich ein, um das Leben oder die Freiheit eines Bruders zu vertheidigen; Thierret stand im Rufe großer Wissenschaftlichkeit; Lichtenberger, der Advokat von Madame Gordon, hatte im Elsaß den Einfluß der durch Talent gehobenen Tugend erlangt. Martin (von Straßburg) hatte noch nicht den Ruhm erlangt, der ihm später zu Theil wurde, aber man durfte ihn schon als vorwurfsfreien Republikaner und als einen Mann schätzen, bei dem sich Strenge der Ueberzeugung, Festigkeit des Charakters mit seltener Sitteneinfachheit und außerordentlicher Milde vereinigten.

Die Angeklagten, welche der General-Prokurator, Herr Rossée, mit einer Heftigkeit angriff, deren Ungemessenheit durch die Mäßigung des Herrn Gérard, königlichen Prokurators in Straßburg, hervortrat, wurden auf eine beredte Weise vertheidigt. Jeder Advokat

vertheidigte unter verschiedenen Formen die Gleichheit vor dem Gesetze. Parquin brauchte, um alle Herzen zu gewinnen, sich nur den Eingebungen brüderlicher Zärtlichkeit zu überlassen. „O, meine ehrwürdige Mutter, rief er zum Schlusse aus, Du hast in Deinem 82sten Jahr wieder ruhelose Tage, schlummerlose Nächte gefunden, Du, die Du den Himmel beschuldigst, daß er Dich nicht eher der Erde entrissen habe, ich sehe Dich, ich höre Dich — — Parquin, was hast Du mit Deinem Bruder gemacht? — — O, meine gute, meine ehrwürdige Mutter, trockne Deine Thränen *. Die elsasser Geschwornen werden Dir Deinen Sohn wiedergeben.“ Schluchzen ertönte von allen Seiten und man trennte sich in unaussprechlicher Rührung. Als am folgenden Morgen, dem 18. Jan. 1837, die Geschwornen sich in das Berathungszimmer begaben, riefen mehrere Stimmen: Sprecht sie frei! Auf allen Gesichtern las man den Ausdruck der Angst. Als aber die Geschwornen wieder in den Sitzungssaal zurückgekehrt waren, und ihr Vorsteher folgende Worte sprach: „Auf meine Ehre und nach meinem Gewissen, vor Gott und den Menschen ist die Antwort der Jury auf alle Fragen: Nein, die Angeklagten sind nicht schuldig,“ entstand in der Versammlung eine freudige Bewegung, welche sich kaum durch die der Justiz schuldige Ehrfurcht unterdrücken ließ. Als nun die Vorlesung des Freisprechungsurtheils den allgemeinen Empfindungen freien Lauf ließ, stürzten sich die Angeklagten in die Arme ihrer Vertheidiger; man drängte sich um sie, man wünschte ihnen Glück, und im Saale ertönte der Ruf: Es lebe die Jury! Die elsasser Jury! In dem äußern Hofe des Palastes äußerte sich dasselbe Entzücken. Die Stadt Straßburg nahm ein festliches Aussehn an, man veranstaltete den Angeklagten ein prächtiges Banket und die Aufregung wurde noch verlängert durch ein Duell zwischen dem Oberst Tallandier und dem Kommandant Parquin, in welchem dieser schwer verwundet wurde, nachdem er seinen Gegner selbst gefährlich verletzt hatte.

Der Ausgang des straßburger Prozesses versetzte die Minister in Bestürzung. Auf den König machte derselbe großen Eindruck. In Vendôme hatte der Unteroffizier Bruyant eine Insurrektion mit der Fahne der Republik versucht; die Neigung zu Komplotten nahm zu; unversöhnlicher Haß sproßte in der Dunkelheit, in welche sich

* Et vos, legentes, risum teneatis! Mit solcher sentimentalen Saalbaderei einen politischen Angeklagten vertheidigen, heißt doch wirklich, ihm einen Unterrock anziehn.

die geheimen Gesellschaften gehüllt hatten; man entdeckte einen Mechanikus Namens Champion, der mit dem Königsmorde umging; er erwürgte sich im Gefängniß, ohne daß man erfahren konnte, ob er einen Erben seines blutigen Plans zurückließ. Alles dieß machte Louis Philipp beklommen. Als Prinz war er an das Vergnügen einsamer Spatziergänge gewöhnt gewesen; jetzt seufzte er über den Verlust seiner Freiheit und bedauerte die ängstliche Klugheit, mit welcher er sich gegen die Pläne so vieler unsichtbaren Feinde hatte bewaffnen müssen. Nichts ist wohl natürlicher, als daß mit einer solchen Traurigkeit Unwille und der Wunsch, jeden neuen Versuch durch strenge Maaßregeln zu ersticken, verbunden waren; aber diese Tendenz, ein umfassendes System der Repressalien zu begründen, rief Mißbräuche hervor, und das Unrecht ging von den Ministern aus. Guizot und Molé, die von der Wuth der Eifersucht beherrscht wurden, beobachteten sich gegenseitig beim Könige, stritten sich um den Vorzug bei ihm, lauerten, vielleicht ohne es sich selbst zu gestehen, den ersten Symptomen seines Willens auf, um seine Gunst zu gewinnen und übertrieben in ihrem Wetteifer der Nachgiebigkeit seine eigenen Gedanken. Gleichsam um die Wette waren sie bemüht, die Unruhe des Herrn und seinen nie rastenden Kummer zu nähren. Repression wurde gleichsam die Parole des Conseils und Alle wetteiferten, die strengsten Maaßregeln vorzuschlagen.

Molé faßte nun einen Plan, der nur in Zeiten der Krisis oder unter der Herrschaft der absoluten Gewalt hätte zur Ausführung kommen dürfen. Es handelte sich darum, Jeden willkürlich von Paris zu entfernen, der dem Ministerium gefährlich schiene. Es war dieß ein wahres Plagiat des Gesetzes der Verdächtigen. Guizot billigte den Vorschlag nicht, aber er fürchtete, wenn er ihn direkt bekämpfte, von seinem Gegner in dem Wettkampfe um den Einfluß, in den sie sich eingelassen hatten, überholt zu werden. Er zog also seine Freunde zu Rathe und Duvergier de Hauranne übernahm es, einen vermittelnden Schritt bei Molé zu thun. Die Unterredung hatte den gewünschten Erfolg. Duvergier de Hauranne machte bemerklich, daß die Maaßregel von unberechenbarer Bedeutung sei; daß sie zu einem System der Staatsstreiche führe; daß nur eine Krisis die Anwendung solcher Mittel rechtfertigen könne; daß es nach so vielen Anstrengungen nicht angemessen sei, Frankreich als in einer revolutionairen Krisis befindlich darzustellen. Molé ergab sich, aber nicht ohne üble Laune; endlich vereinigte man sich über drei Gesetz-

Entwürfe, welche offenbar denselben Charakter hatten. Der erste war des Inhalts: daß, wenn Verbrechen, über welche in gewissen, bestimmten Gesetzen Bestimmungen enthalten wären, gemeinschaftlich von Militairs und Civilpersonen begangen würden, diese vor die gewöhnlichen, jene vor Kriegsgerichte gestellt werden sollten. Der zweite forderte die Errichtung eines Gefängnisses für deportirte Bürger auf der Insel Bourbon. Der dritte bedrohte Jeden, der von Komplotten gegen das Leben des Königs Kenntniß hätte, und sie nicht anzeigte, mit Einsperrung.

Zu gleicher Zeit und gleichsam wie um den Gefahren, welchen die Person des Königs ausgesetzt war, für sein Vermögen nutzbar zu machen, luden die Minister die Kammer ein, dem Herzog von Nemours eine reichliche Apanage auszusetzen und der Königin der Belgier von dem Gelde der Steuerpflichtigen eine Mitgift von einer Million zu bewilligen.

Das erste dieser Gesetze, welches unter dem Namen des Disjunktionsgesetzes berühmt wurde, war ein Werk des Zorns, eine grausame Repressalie gegen den Ausspruch der Straßburger Jury: es empörte das allgemeine Bewußtsein. Wie! für ein und dasselbe Verbrechen sollte es verschiedene Richter geben! Und während ein Gericht Soldaten, die sich der Rebellion schuldig gemacht hätten, zum Tode verurtheilte, würde vielleicht ein anderes Gericht ihre Mitschuldigen freisprechen! Die Opposition in der Kammer war schrecklich. Dupin der Aeltere begann den Angriff mit beispiellosem Nachdruck, und mit einem Gewichte, welches ihm seine wohlbekannte Ergebenheit gegen die Regierung verlieh, warf er sich dießmal zu ihrem Gegner auf. Nie war seine Physiognomie ausdrucksvoller, seine Gesten lebhafter, seine Rede beißender, seine Beredtsamkeit sprühender gewesen. Er erinnerte daran, daß das Prinzip der Untrennbarkeit von allen älteren oder neueren Kriminalisten als ein heiliges aufgestellt worden; er zeigte, wie dieses Prinzip sowohl in despotischen Staaten wie in den bewegtesten Demokratien unangetastet geblieben sei; er zeigte, wie dasselbe selbst in der Zeit, wo es königliche, lehnsherrliche, Prevotal-, geistliche und Universitätsgerichtsbarkeit gegeben, unangetastet geblieben sei; er zeigte, wie es die Revolutionen überdauert habe, wie es durch alle Zeiten hindurchgegangen sei, wie es sich inmitten aller von der Geschichte aufgehäuften Trümmer aufrecht erhalten habe. Er ging sodann auf das Wesen der Frage ein. „Warum soll, wenn ein Verbrechen gemeinschaftlich von Mili-

tairs und bloßen Bürgern begangen worden ist, für die Ersteren eine exceptionelle Gerichtsbarkeit stattfinden? Will etwa die Jury nicht Disziplin in der Armee? Zieht sie etwa Unordnung vor? Wissen etwa der Eigenthümer, der Kaufmann nicht, daß ohne Ordnung ihre Arbeit und ihre Industrie gefährdet werden würden, und daß die Disziplin in der Armee das Unterpfand ihrer Ruhe ist?" Indem er hierauf zu den Folgen überging, sagte er; „die militairische Gerichtsbarkeit fordert, daß ihre Urtheilsprüche schnell vollzogen werden. Werden Sie den Urtheilsspruch vollziehen lassen? Dann verzichten Sie auf die Confrontation der Zeugen. Und giebt es etwas Grausameres, als über einen Mann drei oder vier Monate lang das Schwert schweben zu lassen? Sehen Sie nicht ein, daß Sie seine Strafe erhöhen, verdoppeln? Aber ich sehe in dieser Trennung der Prozesse noch etwas Schrecklicheres. Wenn die Angeklagten des Kriegsgerichts verurtheilt sind, so wird der öffentliche Ankläger mit ihren Köpfen vor die Jury hintreten, um die Köpfe der Andern zu fordern!" Hierauf zu allgemeineren Betrachtungen übergehend, fügte er hinzu: „Euer Gesetz zerstört das Gefühl, das den guten Soldaten bedingt, das Gefühl, welches dem Soldaten sagt, daß er Bürger ist. Was den Soldaten an das Vaterland knüpft, ist der Gedanke an das Haus seines Vaters, an sein Feld, an den Kirchhof, der die Gebeine seiner Ahnen aufgenommen hat und auch die seinigen aufnehmen wird. Alles, was mit seinem kleinen Vaterlande in Verbindung steht, macht ihm das große theuer. Der gute Soldat wird durch den guten Bürger bedingt... Die Gerechtgkeit ist eine in Frankreich, sagte Napoleon; man ist Bürger ehe man Soldat wird (Sie hören es: Napoleon! Dieß ist sein Gedanke!). Die Verbrechen des Soldaten müssen der bürgerlichen Justiz unterworfen sein. Ja, so muß es sein, außer bei der Armee, denn die Armee führt Alles mit sich, sie ist der Staat auf der Reise. — Ein anderer Hauptpunkt ist der, daß die Gesellschaft selbst nicht den Schutz der Gesellschaft aufgeben kann. Wie! Wenn ein Verbrechen, bei dessen Bestrafung der ganze Staat betheiligt ist, begangen wird, so soll nicht mehr die Gesellschaft das Recht der Strafe haben! Aber die Jury ist die Gesellschaft. — Wenn Sie aus der Armee eine Körperschaft machen, wie es ehemals die Geistlichkeit war; wenn Sie ihr erst die Waffen in die Hände geben und sie dann mit dem Rechte bekleiden, unter den Waffen Recht zu sprechen, so geben Sie das Recht auf, Sie sind dann nicht mehr die Gesellschaft, Sie

übertragen Ihre Rechte an bewaffnete Männer, welche dieselben gegen das Land und gegen Sie selbst gebrauchen können.“

Um die Wirkung dieser kräftigen Improvisation, welche von Delespaul, Golbery und Nicod unterstützt wurde, zu zerstören, bedurfte es eines mächtigen Redners: Herr von Lamartine trat dagegen auf. Er bezeichnete zuerst den Ausspruch der Straßburger Jury als ein beispielloses Skandal. Er wunderte sich und zürnte, daß so kühne Rebellen so viel Gunst gefunden; was die Straflosigkeit betraf, welche die königliche Gnade ihrem Haupte zugestanden, so erinnerte er daran, daß Louis Buonaparte seit der Zeit, wo er für den Ruhm seines Namens bestraft worden sei und wo die Staats-Raison ewige Verbannung über ihn verhängt habe, auch dem gemeinsamen Gesetze entzogen gewesen wäre. Und angenommen, die königliche Milde habe sich getäuscht, mit welchem Rechte wollten wohl zwölf Geschworene die Majestät des Throns vor ihre Schranken citiren! Hatten sie den Beruf, die Verletzung der Prinzipien zu rächen, die Staatsmacht an die Achtung der verletzten Gleichheit zu erinnern? Nach Herrn von Lamartine's Ansicht müßte man sich gegen solche Mißbräuche schützen, indem man das vorgeschlagene Gesetz wenigstens als vorübergehende Maaßregel annahm; auch wäre das Gesetz leicht zu rechtfertigen, da politische Verbrechen, wenn sie von Militairs begangen würden, eine besondere Wichtigkeit hätten, die auch eine besonders strenge Gerichtsbarkeit forderten.

Langer Tumult folgte auf diese Rede. Charamault erschien auf der Tribüne, um sie zu widerlegen und der Kampf wurde fortgesetzt. Der Entwurf wurde von Parant, Moreau (de la Meurthe), Persil, Magnoncourt, Martin (du Nord) unterstützt, dagegen von der Opposition mit gesteigerter Lebhaftigkeit angegriffen. Chaix-d'Estange nannte ihn ein Gesetz des Mißtrauens gegen die Jury. Teste stellte ihn in die Reihe der unheilvollen Maaßregeln, deren Liste in unserer Geschichte das revolutionaire Gericht und die Prevotal-Gerichte umfaßt. Aber die Kraft der Anhänger des Entwurfs stärkt sich an der Heftigkeit der Angriffe. Der General Tirlet geht über die von den Ministern gezogene Gränzlinie hinaus und fordert für den Fall, daß die fraglichen Verbrechen von Civilpersonen gemeinschaftlich mit Militairs, die von einem oder mehreren Militairanführern befehligt wären, begangen würden, daß alle Angeklagten ohne Unterschied vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollten. Der General Bugeaud verlangt, daß Aufruhr mit bewaffneter Hand dem Urtheile der

Kriegsgerichte zufallen solle, gleichviel, welcher Klasse die Schuldigen angehörten. Die Männer des Degens schlagen also den Umsturz der Charte vor. Die Aufregung nimmt zu. Nun stürzt Berryer auf die Tribüne und fordert die Stützen des Ministeriums ironisch auf, den Generalen Bugeaud und Tirlet nachzuahmen, consequent zu sein und sich in ihren verderblichen Plänen logisch zu zeigen. Denn die Disjunktion scheint ihm nicht weniger unsinnig als grausam. „Wie! Sie schicken Leute, die desselben Verbrechens schuldig sind, vor verschiedene Richter! Und Sie sehen nicht ein, wie sehr Sie das Ansehen der Justiz, ihre Würde, die Achtung, die ihre Beschlüsse verdienen, dadurch antasten? Nehmen Sie an, Sie hätten das Gesetz am Tage vor dem Straßburger Attentat gehabt: was würde die Folge gewesen sein? Was würde geschehen sein, wenn die Jury den Ansichten, die Sie fürchten, treu geblieben, das Kriegsgericht dagegen von den strengen Gesinnungen beseelt gewesen wäre, die Sie von ihm erwarten? Was würde geschehen sein, wenn das eine Gericht eine Freisprechung, das andere eine Verurtheilung erlassen hätte? Wie! Zu gleicher Zeit und in derselben Stadt würden sich zwei Thüren geöffnet haben; auf der einen Seite das Leichenbegängniß der zum Tode Verurtheilten, auf der andern die Ovation, welche die freigesprochenen Schuldigen ihren Richtern dargebracht hätten! Und Sie hätten den Leichenzug beim Festgelage der über die Gerechtigkeit Triumphirenden vorüberziehen lassen wollen!" —

Kaum hat Herr Berryer ausgesprochen, als sich ein Gesumme erhebt. Die Deputirten haben ihre Plätze verlassen und treten in den Gängen und im Halbkreise zu Gruppen zusammen. Die Tribünen sind in Bewegung. Die Minister berathen sich. Endlich sucht Salvandy, der Berichterstatter des Entwurfs, sein Werk zu rechtfertigen; aber bei der sich verlängernden Aufregung hört man ihn kaum und die allgemeine Erörterung wird geschlossen.

Am folgenden Tage, am 7. März, stürzte sich Jaubert kopfüber in das Gefecht. Für diesen ungestümen, ungefügigen aber geistreichen und negirenden Menschen, der der Schwäche ebenso unfähig war wie der Diskretion und der die Theorien des Despotismus mit der aufrührerischen Leidenschaftlichkeit und der Heftigkeit eines Tribuns vertheidigte, war das von den Ministern vorgeschlagene Gesetz noch nicht hart, noch nicht unbedingt genug. Er unterstützte also den General Tirlet und forderte Dupin den Aelteren heraus, der in seinen Augen das Unrecht beging, daß er sich augenblicklich zum

Gegner der Regierung aufwarf, obwohl er öffentlicher Beamter war. Dupin erwiederte mit gereizter Beredtsamkeit. Dieß war die letzte Episode der Erörterung. Es kam zur Abstimmung und das Gesetz wurde mit 211 gegen 209 Stimmen verworfen. Nun erhoben sich enthusiastische Ausrufe, wie man sie seit langer Zeit nicht gehört. Die Deputirten tauschten leidenschaftliche Beglückwünschungen aus. Hände, die nicht denselben Eid beschworen, drückten sich auf eine gerührte Weise, und die Frauen wehten mit den Tüchern von den Tribünen herab.

Eine ministerielle Krisis schien unvermeidlich, dennoch erschien im ministeriellen Abendjournal folgende Notiz: „Das Ministerium vom 6. September wird sich nicht vor dem Votum der Kammer zurückziehn. Es wollte die militairische Disciplin verstärken und die Wiederkehr bedauernswerther Unordnungen verhüten; da die von ihm vorgeschlagenen Maaßregeln verworfen worden sind, so fällt die Verantwortlichkeit nicht auf dasselbe zurück.“ Aber offenbar nahte eine Krisis heran.

Während sie im Anzuge war, verbreitete sich das Mißtraun und die Erbärmlichkeit immer weiter. Von allen Punkten des Reichs liefen traurige Nachrichten ein. In Rouen machten die Spinnereien schlechte Geschäfte, nachdem sie schon einen Theil des Winters gefeiert: die Färber hatten fast keine Arbeit und die Weber kamen durch eine kürzliche Herabsetzung des Arbeitslohns in eine grausame Lage; mehrere unbeschäftigte Arbeiter hatten ihre Arbeitsbücher auf die Polizei gebracht, einige wurden bei der Straßenreinigung beschäftigt und verdienten so 10 Sous täglich. Auf dem Lande im Departement der Aude trat Mangel ein. Man nannte im Arrondissement von Limour zwei Kantone, deren Bewohner in die Ebenen Roussillon's und Nieder-Languedoc's ausgewandert waren. Man erzählte sogar, daß eine Familie im Dorfe Chamus, welches mitten im Gebirge liegt, ein Pferd getödtet und sich von demselben genährt habe. Im Departement der Arriege war die Noth so groß, daß die Armen haufenweise auf den Landstraßen umherirrten. Im Kanton Ax starben Bettler Hungers. Die Normandie traf um dieselbe Zeit ein schauderhaftes Unglück: ein heftiger Nordostwind trieb das Meer gegen die Wasserthore von Pont-de-Vey und die durch das Schmelzen des Schnees und starke Regengüsse angeschwellte Vire ging über die Dämme hinweg, überschwemmte die Sümpfe von Dommartin,

Graignes, Saint-Fromond und riß das Vieh mit sich fort. Von Lyon aus schrieb man Folgendes: „Das Elend ist hier höher als je gestiegen. Glaubt die Regierung, man sterbe vor Hunger, wie an einem Säbelhiebe ohne Todeskampf? Glaubt sie, das Beispiel jener armen Mutter, welche sich auf den Platz Bellecour schleppte, um den letzten Athem auszuhauchen, sei geeignet, zur Resignation zu ermuntern? Sechs Tage lang hatte diese Unglückliche, die nichts zu essen hatte, ihr Kind genährt. Sie sammelte nun die wenigen Kräfte, die ihr verblieben und schleppte sich auf die Straße, wo sie starb, nachdem sie ihren Sohn dem Mitleiden der Vorübergehenden empfohlen." Nicht weniger schmerzliche Symptome offenbarten sich in der Hauptstadt; auf dem Platze des Chatellet sah man nur gerichtliche Verkäufe; die Bankerotte vermehrten sich, und der Platz des Rathhauses war täglich von Tagelöhnern bedeckt, welche vergeblich ihre Dienste anboten und sich fluchend und empört entfernten. Andrerseits konnte die Sparkasse kaum die Rückzahlungen bestreiten, da die weniger Unglücklichen die Frucht ihrer Ersparnisse zurückholten; in einer einzigen Woche, der ersten im April, stieg die Summe der Rückzahlungen der Sparkasse von Paris auf die ungeheure Summe von 1,760,000 Frs. Der Arme in den großen Städten gleicht einem lebendig Begrabenen, der im Grabe zappelt: man geht über seinen Kopf hinweg, ohne sein Geschrei zu hören; man tritt ihn mit Füßen, ohne es zu wissen. Nur von Zeit zu Zeit scheint sich die Gesellschaft auf einen Augenblick zu öffnen und dem erschreckten Blicke der Menschen ein Eindringen in diesen Abgrund zu gestatten. Dieser Augenblick war jetzt gekommen. Wie viele Dramen wurden vor der Justiz aufgeführt! Bald war es eine Mutter, die beim Anblick ihres sterbenden Sohnes ein Stück des Brodtes gestohlen hatte, welches die Genußsucht der Reichen so oft verschmäht; bald waren es abgezehrte Arbeiter, die keine Arbeit hatten und sich auf den Straßen hatten aufgreifen lassen, um des Verbrechens der Armuth überführt zu werden, und um zu dem bittern Mahle zugelassen werden, das ihnen als Arbeitern versagt war. Was dann in den Sälen der Justiz erfolgte, läßt sich leicht denken: sie werden verurtheilt, aber von gerührten Richtern und vor einem Auditorium, welches zuweilen in Thränen zerschmolz; und wenn sie den Weg zum Gefängniß antraten, so erwartete sie die Barmherzigkeit an den Thüren des Saales mit frommen Gaben. Eine bewundernswerthe Protestation gegen die

Mängel unsrer gesellschaftlichen Ordnung!* eine rührende Huldigung der Macht des Evangeliums inmitten der Schmerzen und Thorheiten einer verderbten Civilisation!

Unterdeß war das Apanage-Gesetz eingereicht worden. Der Hof begnügte sich nicht, eine Million als Mitgift für die Königin der Belgier und eine Vermehrung der Einnahme für den Herzog von Orleans zu fordern, sondern er verlangte auch für den Herzog von Nemours die Domaine Rambouillet mit Hinzufügung der Weiden, Senonche, Chateauneuf und Montecaut. Aber dieser Vorschlag, der in den Bureaux der Kammer ohne Murren aufgenommen wurde, regte die allgemeine Theilnahme furchtbar auf, als er bekannt wurde. Man erinnerte daran, daß der König eine Civilliste von 12 Millionen hatte; daß die Freigebigkeit der Nation ihm 9 Millionen gelassen die er in den ersten Monaten seiner Regierung zu viel erhoben hatte, daß es ihm gestattet worden war, seine Privatdomainen zu behalten, während alle seine Vorgänger einen Ruhm darin gesucht hatten, bei ihrer Thronbesteigung die ihrigen dem Staate zu überlassen; daß diese Privatdomainen werthvoll waren; daß Louis Philipp, dessen Söhne apanagirt, dessen Töchter ausgestattet werden sollten, einer der reichsten Monarchen in Europa sei. Unterdeß verbreitete sich das Gerücht, daß die Höflinge selbst vor falschen Schätzungen nicht zurückgebebt seien, um das Geschenk des Herzogs von Nemours zu erhöhen. Die Aufregung wuchs und bald war allgemein die Rede von einem Pamphlet, das aus der furchtbaren Feder des Herrn von Cormenin hervorgegangen war.

„Gestehen Sie, sagte derselbe zum Herzoge von Nemours, daß die französische Nation eine sehr großmüthige Nation ist und daß Ihre Familie ihr gränzenlose Dankbarkeit schuldig ist, wegen der Annehmlichkeiten, Vortheile und großen Güter, mit welchen dieselbe sie fortwährend beschenkt und überhäuft hat. Zunächst, gnädiger Herr, nahmen die Edikte von 1661, 1672 und 1692 dem Staate und schenkten ihren Ahnen eine Apanage, die aus so vielen Lehngütern, Ländereien, Städten, Palästen, Schlössern, Pachtungen, Grafschaften und Baronieen, Allodien, Kehrzehnten, feudalen Abgaben, Wiesen, Kanälen, Holzungen und Wäldern bestand, daß ich hundert Seiten gebrauchen würde, um sie aufzuzählen; Ihr Haus, gnädiger Herr, galt im Jahre 1789 für das reichste nichtregierende fürstliche

* Wohl eher ein charakteristisches Zeichen der Barmherzigkeit, daß sie sich erst auf dem Wege zum Gefängnisse einstellt.

Haus, da man sein Kapital auf 112 Millionen schätzte, eine ungeheure Summe, welche 200 Millionen der Jetztzeit gleichkommt, eine zu große Summe für einen einzigen Mann, wenn er immerhin auch Prinz ist, und der ja nach den Zeitumständen für die Freiheit oder für die Staatsgewalt gefährlich werden kann. Denn die Geschichte wird nur gerecht sein, wenn sie erzählt, daß der revolutionaire Gebrauch, den Ihr Großvater von seinem ungeheuren Vermögen machte, mehr als Alles zum Umsturze des Throns Ludwigs XVI., seines Verwandten und Herrn, beitrug. Diese Fatalität des Vermögens, der Ihre Familie unterworfen ist, verfolgte dieselbe sogar ins Exil. Denn während die andern Emigranten im Auslande Hungers starben, bezog Ihre Großmutter, die Herzogin von Orleans, eine starke Pension von der französischen Republik und zu derselben Zeit bezahlte der Schatz mehr als 40 Millionen Schulden für Ihren emigrirten Vater. Welche glänzende Anticipation der Civilliste! Doch wir sind noch nicht fertig. Kaum war Ludwig XVIII. aus England herübergekommen, so übergab er Ihnen auf Ihr dringendes Bitten durch eine eigenmächtige Ordonnanz, was sich von den nichtverkauften Gütern der Orleans'schen Apanage noch in den Händen der Nation befand, obwohl diese Apanage, nicht durch die Gesetze von 1793 über die Emigrirten, sondern durch den Art. 2. des Gesetzes vom 21. Dezember 1790 über die Apanagen aufgehoben war. Um diese ungeheure Verletzung der Gesetze zu entschuldigen, behauptete man, daß Ludwig XVIII. damals allmächtig gewesen. Aber mit diesem Raisonnement hätte man, um Sie zu bereichern, den ersten besten Bürger berauben können, wie man den Staat beraubte. Das Gesetz über die Entschädigung der Emigrirten, welches für Ihre glückliche Familie gemacht worden zu sein scheint, vermehrte noch in vielen Punkten Ihre Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten, indem es Ihnen Gelegenheit gab, die väterliche Erbschaft, die mit Schulden belastet war, zurückzuweisen, um die mütterliche Erbschaft anzutreten, die von Gold und Silber funkelte; vermöge dieser sinnreichen Theilung der Erbschaften, welche spitzfindiger Weise von den absetzbaren Staatsräthen zugelassen wurde, machten Sie einen Profit von 18 Millionen richtiggezählter Thaler. Endlich und abgesehen von den Kronjuwelen, den glänzendsten Juwelen Europas, fügten die Kammern, welche Ihre Familie mit Geld überhäufen wollten, wie sie dieselben mit Macht überhäuft hatten, zu den ungeheuren Reichthümern Ihres Vaters das Mobiliar- und Immobiliarvermögen Karls X. Ich

habe zu oft Ihre Rechnung geschrieben, als daß ich noch nöthig hätte, anzuführen, daß Sie und die Ihrigen im Genusse des Louvre, der Tuilerieen, des Elysee=Bourbon und aller Zubehörigkeiten sind, sowie ferner der Schlösser Marly, St. Cloud, Meudon, St. Germain, Compiegne, Fontainebleau und Pau, so wie der Häuser, Gebäude, Fabriken, Ländereien, Wiesen, Pächterhäuser, Holzungen und Wälder, welche zu denselben gehören; so wie ferner der Gehölze von Boulogne und Vincennes und der Wälder von Sénart; sowie der Diamanten, Perlen, edlen Steine, Statuen, Gemälde, geschnittenen Steine, Museen, Bibliotheken und anderer Kunstdenkmäler; sowie der Meubel im Garde=Meuble und in den verschiedenen Palästen und königlichen Gebäuden.“

Herr von Cormenin bewies sodann in einem flüssigen und malerischen Style, der zu tödtlich verwundenden Epigrammen zugespitzt war und von bittrem Humor funkelte, daß das vorgeschlagene Gesetz mit seiner feudalen Physiognomie sonderbar sei, denn aristokratische Institutionen und feudale Schlösser wären in wohlberechtigten Stürmen untergegangen; daß es bedrohlich für die Zukunft sei, denn es bezwecke, in einer Familie und in einem Lande, das durch das Princip der Erbschaften zerstückelt sei, eine Immobilair=Macht ohne Gegengewicht zu concentriren; daß es unverschämt sei, denn es widerspreche dem Geiste der Juli=Regierung, der einzigen Quelle der Majestät des neuen Throns; daß es abgeschmackt sei, denn es sei eine Abgeschmacktheit, dem Sohne eines Königs, der nur eine lebenslängliche Dotation habe, eine erbliche Dotation zu verleihn; daß es im Widerspruche mit dem Gesetze vom 21. Dec. 1790 stehe, welches besage: „es soll in Zukunft keine Apanage in liegenden Gründen bewilligt werden;“ daß es im Widerspruche mit der Civilliste stehe, welche nur eintretenden Falls Ausstattungen, aber keine Apanagen zulasse, und auch jene nur für den Fall der Unzulänglichkeit der Privat=Domaine. Eine Unzulänglichkeit der Privat=Domaine anzunehmen, wäre aber nach Herrn von Cormenins Ansicht das Uebermaaß der Schaamlosigkeit gewesen. Indem der kühne Pamphletist hierauf fragte, zu welchen edlen Zwecken das ungeheure Kapital verwendet werden könne, mit welchem die Höflinge den Herzog von Nemours beschenken wollten, fügte er hinzu:

„Mit den 40 Millionen von Rambouillet könntet Ihr den 38,000 Gemeinden Frankreich's Volks=Bibliotheken geben.

„Mit denselben könntet Ihr 12,000 Nähe=Schulen für die armen Weiber auf dem Lande errichten.

„Mit denselben könntet Ihr die Kosten für 10,000 Kleinkinder-Bewahranstalten bestreiten.

„Mit denselben könntet Ihr in 350 Städten alten Männern und Frauen ein Asyl eröffnen.

„Mit denselben könntet Ihr 30,000 unbeschäftigte Arbeiter während zweier Wintermonate vor dem Hungertode schützen.

„Mit denselben könntet Ihr 5,000 verwundeten, verstümmelten oder kranken Soldaten fünf Jahre lang eine Pension von 100 Frs. aussetzen."

Daß waren ganz republikanische Ansichten. Dennoch machten sie Eindruck auf das Bürgerthum, welches sich für monarchisch hielt und sich monarchisch nannte. Die inconsequenten Bürger sahen nicht ein, daß es in der Natur des Königsthums liegt, sich mit einem für das Volk drückenden Glanze zu umgeben. Sie wünschten ein gehorsames, bescheidnes, sich mit Wenigem begnügendes, seine Forderungen weise nach seinen Bedürfnissen abmessendes Königthum und selbst von diesem verlangten sie, daß es Rechnung ablege. Chimairische Wünsche! Wenn man einen Menschen auf eine solche schwindelnde Höhe stellt, wenn man ihm gestattet, die zukünftigen Generationen als das Eigenthum seines Stammes zu betrachten, wenn man ihn für unverletzlich erklärt, wenn man zu sagen wagt, daß er nicht schlecht handeln könne, so ist es eine große Thorheit, seinem Stolze und seinen Ansprüchen Gränzen setzen zu wollen. Man muß ihn so hinnehmen, wie man ihn gemacht hat. Man muß sich entweder keinen Herrn geben oder sich dazu verstehn, ihm zu dienen.

Aber das Bürgerthum wollte einen Herrn, den es nöthigenfalls demüthigen könnte. Es begrüßte also freudig das Erscheinen des gegen das Apanage-Gesetz geschleuderten Pamphlets. Vier und zwanzig Ausgaben verbreiteten sich in Frankreich. Es drang in die einsamsten Gegenden des flachen Landes, in Hütten, in welche nie ein Journal Eingang gefunden hatte. In den Dörfern des Nordens stieg man auf die Wegsteine, um es der Menge vorzulesen, die es leidenschaftlich aufregte. Es wurde in fremde Sprachen übersetzt und belehrte die Könige Europa's, daß der Geist der Freiheit zwar zurückgedrängt sei, aber unbezwinglich fortlebe. Der Triumph des Herrn von Cormenin wurde erhöht durch die Zornausbrüche, welche er erregte. Denn die Männer des Hofes waren wüthend, da sie wußten, daß unter den obwaltenden Umständen der Unwille die beste Schmeichelei sei.

Seit der Verwerfung des Disjunktions=Gesetzes schleppte das Ministerium sein Dasein auf eine schwächliche Weise fort. Die Empörung der öffentlichen Meinung gegen das Apanage=Gesetz beschleunigte die Krisis. Zwischen Guizot und Molé dauerte die alte Eifersucht fort, eine geheime nur durch gegenseitige Rücksichten verschleierte Eifersucht, welche aber wirksam und gallsüchtig war, durch beständige Berührung angeregt wurde und welche die Reden der Subaltern=Beamten beständig verschlimmerten. Die Lage war unangenehm für Alle, namentlich für Herrn von Gasparin. Dieser, der zwischen Guizot, welcher ihn mit seinem Schutze erdrückte und Molé, der ihn mit unversöhnlichem Grolle verfolgte, mitten inne stand, hatte den Gegenstoß jedes Kampfes auszuhalten, den sich die beiden feindlichen Einflüsse lieferten. Je mehr er aber schwankte, desto mehr verdoppelten die Doktrinairs die Heftigkeit ihrer Sprache und die Lebhaftigkeit ihrer Angriffe. Sie fragten, mit welchem Rechte man einen Mann wie Guizot, einen Mann, der durch seinen Einfluß auf die Kammer, durch sein Talent, seine Leidenschaft (und sie hätten hinzufügen können, durch den Haß, den er erregte) so bedeutend war, in das Ministerium des öffentlichen Unterrichts, eine doch offenbar untergeordnete Stellung verweisen wolle. Sie forderten also für ihn das Ministerium des Innern, einen Posten, der eben so gut zu behaupten wie schwer zu vertheidigen war. Herr Duvergier de Hauranne sprach dieß gegen Molé in einer Unterredung aus, die sie im Garten der Tuilerien hatten. Aber dieser war fest entschlossen, nicht nachzugeben. Und er legte auf die leeren Streitigkeiten der Eigenliebe ein solches Gewicht, daß er bei der Mittheilung seiner Unterhaltung mit Duvergier de Hauranne, welche er einem seiner Vertrauten machte, sich die Worte entschlüpfen ließ: „Europa hat die Augen auf uns gerichtet; es will wissen, ob Guizot oder ich den Sieg davon tragen wird.“ Also in einem Lande, wo die höchsten Fragen, die das Herz des Menschen zum schnellern Schlagen bringen können, aufgeworfen worden waren; in einem Lande, wo gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Männer auf dem Schauplatze erschienen waren, welche unter den schrecklichsten Stürmen, einzig und allein im Interesse der einen Hälfte der Welt, welche durch die andre Hälfte geknechtet war, regiert hatten, Männer, welche in der Großartigkeit ihrer Selbstverläugnung und ihres Heldenmuths sich nicht um ihre Ruhe, nicht um ihr Leben, nicht um ihr Andenken gekümmert hatten! — — in demselben Lande, das jetzt unter dem

constitutionellen Systeme auf eine elende Weise erniedrigt wurde, war das öffentliche Leben nur noch ein Kinderspiel und die Macht nur noch eine Intrigue!

Um die Belehrung zu vervollständigen, müssen wir noch bemerken, daß die Leidenschaft der Vorgesetzten sie zu Sklaven der Untergebenen machte, und daß sie den Vertheilern der Popularität, den gewöhnlichen Lobspendern nichts verweigern konnten. Löwe-Weymar wurde eines diplomatischen Postens für würdig erachtet, weil er in der Revue des Deux-Mondes einen Artikel hatte erscheinen lassen, welcher den Conseils-Präsidenten mehr begünstigte als den Minister des öffentlichen Unterrichts. Das veranlaßte im feindlichen Lager großen Aufruhr, Drohungen und Ermahnungen. Sollte Guizot ein solches System unterirdischer Angriffe länger dulden, sollte er leiden, daß man durch Verdunkelung seines Ruhms auf den Untergang seines Einflusses ausginge? Warum zögerte er, mit Kollegen zu brechen, die seine Ueberlegenheit als eine Beleidigung ansahen? „Entschließen Sie sich, sagte Herr Bertin zu ihm, und wenn Sie unterliegen, so verspreche ich Ihnen, daß das Journal des Débats Ihnen in die Opposition folgen wird.“ Das Maaß der Beschwerden war auf beiden Seiten voll; der Kampf nahm einen entscheidenden Charakter an. Nun hätte man sehen sollen — und dieß Schauspiel sprach mehr gegen die Institutionen als gegen die Menschen — wie die beiden bedeutendsten Personen des Staats sich um das Herz des Monarchen stritten, ihn umdrängten, seine Wünsche erriethen, ihn mit Vorschlägen bestürmten, deren wahrhafte Bedeutung der Vorwand des öffentlichen Wohls kaum beschönigte. Um seine Theilnahme für die königliche Person zu bezeigen, hatte Molé sich das Recht bewilligen lassen wollen, die verdächtigen Bürger von Paris zu entfernen; Guizot forderte seinerseits, daß der Courrier Français, der sich seiner Ansicht nach einer Beschimpfung der Person des Fürsten schuldig gemacht hatte, vor das ausnahmsweise Gericht des Pairshofes gestellt würde. Die Maaßregel wurde vor den Staatsrath gebracht und schien diesem bedenklich; man erzählt, daß als die Meinungen sich getheilt zeigten, der König sich in beredte Klagen darüber ergoß, daß man ihn der Wuth der Parteien waffenlos überliefere. Ein so auffallender Schritt schien die Waagschale auf die Seite der Doktrinairs zu neigen: sie freuten sich über den Erfolg ihrer Taktik, aber sie hatten nicht Alles vorausgesehn.

Zwischen der Majorität, welche Casimir Perier und seine ge-

treuen Nachfolger so wacker unterstützt hatte und der Opposition, welche Odilon Barrot anführte, hatte sich in der Kammer eine Partei gebildet, welche manche lobenswerthe Absichten mit einem ungeduldigen und doch furchtsamen Ehrgeize verband. Sie wurde anfangs von Sauzet, Passy und Dufaure geleitet und scharmützelte schonungslos mit der alten Majorität, von welcher sie sich getrennt hatte, obschon sie sich nicht wesentlich von derselben unterschied. Denn sie wollte nichts weiter als daß die Septembergesetze gemildert würden, als daß die extremen Meinungen etwas mehr Luft und Raum erhielten, als daß die Hand des Königs sich bei Leitung der Angelegenheiten etwas weniger bemerklich mache, als daß man der Hartnäckigkeit des Hasses, welche aus so vielen bewaffneten Empörungen hervorgegangen war, Maaßregeln der Nachsicht und der Milde entgegensetze. Molé's Eintritt in die Geschäfte gab dieser Koalition von kalten Agitatoren etwas Leben. Thiers, der ihrer Unterstützung bedurfte, um die Gewalt wiederzuerobern, nahm keinen Anstand, sich ihnen zu nähern, machte sich zu ihrem Anführer, gab ihnen einen Namen — den des linken Centrums — und theilte ihnen seine kriegerische Unruhe, seine ehrenwerthen Launen, seine Geneigtheit, aus bloßer Laune Europa und dem Könige zu trotzen, mit. So geleitet hatte das linke Centrum Einfluß auf alle wichtigen Entscheidungen bekommen und man mußte bei jeder ministeriellen Krisis mit ihm Abrechnung halten.

Dies war die Theilung der parlamentarischen Kräfte, als die ministerielle Krisis zum Ausbruch kam. Der König, der unter dem Scheine der Gutmüthigkeit unergründlicher als je war, beauftragte Guizot mit der Bildung eines neuen Kabinets und ließ ihn glauben, daß das Ministerium vom 11. Oktober noch möglich sei. Guizot suchte also Broglie auf, der das Entgegenkommen, mit einer Kälte aufnahm, welche seine Empfindlichkeit durchblicken ließ. Da er am 6. September von einem Manne verlassen worden war, den er bis dahin als einen sichern Freund betrachtet hatte, so überließ er sich ganz dem Gefühle dieses Verraths. Dennoch weigerte er sich nicht, der vorgeschlagenen Combination beizutreten, vorausgesetzt, daß Thiers sich ihr anschlösse. Aber sollte Guizot sich durch bewerbendes Entgegenkommen und schmeichelhafte Anerbietungen vor seinem furchtbarsten Gegner, seinem gefeiertsten Nebenbuhler demüthigen? Dennoch verstand er sich dazu zum großen Erstaunen derjenigen, die seinen hochfahrenden Charakter kannten. Ob dieß Kleinlichkeit oder Größe,

unmäßige Liebe zur Gewalt oder muthige Würde war, ist schwer zu sagen, da sich beides bei einem Geiste voraussetzen läßt, der aller äußersten Entschlüsse des Stolzes fähig war.

Thiers empfing den unerwarteten Besuch mit Wohlwollen. Sie hatten lange in derselben Idee gelebt, dieselben Gefahren bestanden. Wie viele Erinnerungen, welche geeignet waren, sie einander zu nähern! Aber wie heftig waren auch ihre Streitigkeiten, wie verschiedenartig ihre Bedürfnisse gewesen! Guizot sagte zu seinem früheren Kollegen: „Ich bringe Ihnen das Ministerium vom 11. Oktober." — „Sie bringen mir das Personal, aber nicht die Politik desselben," antwortete Thiers. Er befragte ihn über die vollständige Aufgebung Spaniens. Er schützte andrerseits seine neuen Verbindungen vor. Sie aufzugeben, konnte ihm weder Vortheil noch Ehre bringen. Durfte er als Führer des linken Centrums ins Ministerium eintreten, indem er den Freunden Guizot's zu Liebe seine eignen Freunde, seine Bundesgenossen und so zu sagen seine Freunde vom vorigen Tage verläugnete? So motivirte Thiers seine Weigerung. Vielleicht empfand er Bedauren darüber, vielleicht hätte er gewünscht, daß der König durch direkte und feierliche Dazwischenkunst ihm in seiner Verlegenheit einen ehrenwerthen Vorwand gegeben und ihn von der Last seiner Bedenklichkeiten befreit hätte.

Als Guizot's Versuche so gescheitert waren, wurde eine Unterhandlung zwischen dem Marschall Soult, Thiers, Humann und Passy eingeleitet. Man glaubte, sie werde gelingen. Allerdings hatte Passy wenig Neigung für Thiers, dessen herrische Präsidentschaft er im Kabinet vom 22. Februar hatte ertragen müssen. Aber Passy hatte dießmal nichts ähnliches zu fürchten, da das Alter des Marschalls Soult und sein militairischer Ruhm ihm den ersten Platz in dem zu bildenden Kabinet sicherten.

Die Aufregung unter den Doktrinairs war groß und sie verschonten die neuen Kandidaten weder mit ihrer Verachtung noch mit ihrem Spotte. Sie zeigten, wie dieselben über fast alle Fragen getheilter Ansicht waren, obwohl sie hinsichtlich der Theilung der Gewalt übereinstimmten; sie behaupteten, daß Jeder sich etwas vorbehalten habe: der Marschall Soult die Nichtintervention, Thiers die Intervention, Humann die Renten-Conversion, Passy Algier, und sie waren unerschöpflich in Angriffen gegen das von ihnen ironischer Weise das Ministerium der vorbehaltenen Fragen genannte Ministerium.

Unterdeß war Thiers ins Schloß berufen worden; der König empfing ihn auf eine huldvolle Weise und schien einer offenen Erklärung entgegenzukommen. „Ich habe zwei Bände zu schreiben, sagte Thiers, einen über die innere Politik und einen über die äußere.“ Da er wohl wußte, daß hinsichtlich des zweiten die größten Meinungsverschiedenheiten obwalteten, so begann er mit dem ersten. Er setzte auseinander, daß die Gesellschaft einem Zustande entgegen gehe, der eine weniger strenge Politik gestatte; daß man das Ziel erreicht habe und fürchten müsse, es zu überschreiten; daß der zu befolgende Weg durch die Zersplitterung der parlamentarischen Majorität vorgezeichnet werde, die zu der Zeit, wo der Aufruhr fast täglich an die Thore des Palastes geklopft habe und wo man auf der Straße habe Schlachten liefern müssen, so kompakt und so unbeugsam gewesen sei; daß die Zeit kluger Concessionen gekommen sei. Der König schien diese Ansicht zu theilen und ließ Thiers sich in der Hoffnung wiegen, daß er auf seine Ansichten eingehen würde; aber hinsichtlich aller Fragen, die auf die äußere Politik Bezug hatten, verwies er ihn auf morgen. Hier konnte die Klippe sein, und das fühlte Thiers. Daher zeigte er viel Zurückhaltung bei der Darlegung seiner Pläne. Die Intervention in Spanien, wie er sie gewollt, gab er aus Ehrfurcht vor den Entscheidungen der Kammer auf. Aber er forderte, daß man Spanien wenigstens nicht eine Unterstützung zur See verweigere, daß man die russischen oder holländischen Schiffe hindere, Don Karlos Kriegs-Munition zuzuführen, daß man mit einem Worte eine Erneuerung des Skandals vermeide, welches Bilbao dargeboten hatte, als es von der englischen Marine unterstützt wurde, während unsre tapfern Seeleute gedemüthigt und unbeweglich an Bord bleiben mußten. Das war nicht zu viel gefordert, und sicherlich war nicht abzusehen, wie der König glauben konnte, daß solche Maaßregeln für die Ruhe Europas gefährlich seien. Da aber Europa, ob nun mit Recht oder Unrecht, glaubte, daß Louis Philipp das Prinzip des Friedens und Thiers das Prinzip des Kriegs repräsentire, so haben einige geglaubt, der König habe, damit er nicht von einem seiner Unterthanen besiegt zu sein scheine, die ihm eigenthümliche Politik, welche er in den Augen der Herrscher repräsentirte, unverändert erhalten wollen.

Als Thiers sich zurückzog, wurde Guizot wieder berufen, und dieser suchte wieder die Unterstützung Montalivet's. Da der König für diesen eine besondere Vorliebe hatte, so war die Verbindung mit

ihm für die Doktrinairs eine Gefahr, aber auch eine Stärke. Daher vernahmen sie mit Freuden, daß er dem Zuvorkommen Guizots freundlich entgegengekommen war, und daß er nur 24 Stunden Bedenkzeit gefordert hatte. Der König schien entzückt über die Kombination. Dennoch erklärte Montalivet, daß er die Präsidentschaft Guizots nicht annehmen könne. Die Doktrinairs ärgerten sich gewaltig darüber, und man versichert, daß Duchatel in einer geistreicheren als gemäßigten Sprache äußerte: „der König klingelt Herrn von Montalivet auf zweierlei Arten: Wenn er auf die eine Art klingelt, so kömmt derselbe, wenn er auf die andere Art klingelt, so geht derselbe ab."

Während sich so die Intriguen um den Thron kreuzten, erging sich das Publikum in Muthmaßungen über die Ursachen und die Dauer des ministeriellen Interregnums. Die Presse nährte und täuschte die Neugierde der Müßigen durch tausend wechselnde Berichte. In der Kammer fanden keine zusammenhängende Erörterungen mehr statt; die Debatte versiegte; die farblosen Worte der Redner verhallten im leeren Raum und Alle warteten auf die abwesenden Vertreter der Staatsgewalt. Als endlich am 15. April 1837 Guizot seine Stelle als Deputirter wieder im rechten Centrum einnahm, erfuhren seine Kollegen, daß die Krisis eine Lösung erhalten hatte. In der That waren dem Könige zwei Listen zu gleicher Zeit vorgelegt worden: die eine von Guizot, die andere von Molé. Die erste enthielt die Namen Montebello, Guizot, Dumon, Remusat. Die zweite überwies die Präsidentschaft und das Departement der auswärtigen Angelegenheiten an Molé, den öffentlichen Unterricht an Salvandy, die Finanzen an Lacave-Laplagne. Für diese entschied sich der König. Sie überließ das Ministerium der öffentlichen Arbeiten an Martin (du Nord), das Portefeuille der Marine an Rosamel und vertrieb die doktrinaire Partei aus dem Ministerium, die in der Person Guizots, Gasparins und Duchatel's getroffen wurde.

Achtes Kapitel.

Anzeige der Heirath des Herzogs von Orleans. — Erörterung über die afrikanischen Angelegenheiten. — Dotation des Herzogs von Nemours. — Parlamentarische Verhandlungen. — Das Kabinet vom 15. April wird durch Thiers gerettet. — Amnestie. — Ankunft der Prinzessin Helene; ihr Einzug in Paris. — Eröffnung des Museums von Versailles. — Feste in Paris.

Als Molé in die Geschäfte eintrat, übernahm er die Leitung einer wichtigen Unterhandlung. In einer Unterredung, die er mit seinem Vorgänger Thiers hatte, sagte dieser zu ihm: „Es ist die Heirath des Herzogs von Orleans abzuschließen, und es handelt sich darum, ihm eine Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin oder eine Prinzessin von Koburg zur Frau zu geben: die erste ist weniger schön, die zweite weniger gebildet, übrigens sehr jung und spielt, so zu sagen, noch mit ihrer Puppe." Die Prinzessin Helene galt in Deutschland in der That für eine sehr verdienstvolle Frau, und die Wahl des Hofes der Tuilerien fiel auf sie. Die Unterhandlung wurde von Bresson mit großer Geschicklichkeit geleitet. Denn Rußland bot Alles auf, um den Versuch des französischen Hofes zu vereiteln. Der von Rußland inspirirte Bruder der Prinzessin Helene legte gegen die Verbindung, für welche man seine Einwilligung verlangte, die beleidigendste und hartnäckigste Abneigung an den Tag. Wenig fehlte daran, daß ein Nachfolger Ludwig's XIV. von einem kleinen deutschen Fürsten abgewiesen worden wäre, und ohne die wohlwollende Vermittelung des Königs von Preußen würde dieser Fall eingetreten sein.

Am 18. April konnte Molé der Kammer ankündigen, daß der Heirathstraktat abgeschlossen sei.

Zu gleicher Zeit wurde ein Gesetzentwurf eingereicht, welcher für den Kronprinzen eine Erhöhung der Dotation forderte, und

damit die Freigebigkeit des Landes nicht ermüde, wenn sie zu sehr in Anspruch genommen würde, erließ das Ministerium folgende Erklärung, welche einen tiefen Eindruck machte: „Se. Majestät hat beschlossen, daß die für Ihren zweiten Sohn vorgelegte Forderung vertagt werden solle.“ Das Wort vertagt war bedeutungsvoll und zeigte die Hartnäckigkeit einer ungesättigten Begierde: die öffentliche Bosheit bemächtigte sich des Worts. Aber man ließ sie sich in Kommentaren ergehen und wartete.

Die Aufmerksamkeit wurde einen Augenblick durch die afrikanischen Angelegenheiten in Anspruch genommen. Da der Effektiv-Bestand der Armee seit 1836 vermehrt worden war, so verlangte das Ministerium einen nachträglichen Kredit von 5,647,000 Frs., und Herr Janvier hatte über diese Forderung einen Bericht verfaßt, welcher die Politik, die das Ministerium vom 22. Februar in Algier befolgt und das Benehmen des Marschalls Clauzel einer bittern Kritik unterwarf. Die Verhandlungen begannen. Man warf dem Marschall Clauzel vor, daß er zu sehr zum Kriege gerathen, daß er den Kulugli's von Tlemcen, unsern Verbündeten, eine ungeheure Kontribution auferlegt, von welcher er die Hadars, unsere Feinde, befreit; daß dieselbe von Fremden und zwar von Eingebornen erhoben worden und dadurch ungeheure Erpressungen und räuberische Durchstechereien veranlaßt worden seien. Man warf ihm ferner vor, daß er die Provinz Bona den Gewaltthätigkeiten Jussuf's überlassen und die Expedition nach Constantine auf die leichtsinnigsten Illusionen hin unternommen habe. Seine Antwort rechtfertigte ihn nicht vollkommen, aber sie war edel und hatte den Charakter einer großartigen Traurigkeit. „Ich kannte,“ sagte er im Anfange seiner Rede, „den verhängnißvollen Charakter, welcher mit allen in der Ferne geleisteten Diensten verbunden ist, namentlich mit solchen, welche dem Vaterlande neue Provinzen verschaffen. Ich wußte, daß Dupleix in Folge des Berichts einiger eigennützigen Kommissionen in Ungnade gefallen war, nachdem er unsere Macht in Indien begründet hatte; ich wußte, daß Labourdonnais Schmach und Schimpf zu ertragen hatte und daß Lally-Tollendal mit einem Knebel im Munde auf dem Schaffote gestorben ist — — Ich wußte dieß und bin dennoch abgereist“ — — Er beleuchtete hierauf die gegen ihn gerichteten Anklagen eine nach der andern. Allerdings hatte er einen kräftigen und entscheidenden Krieg in Afrika gewollt; und wie wollte man ihm das als Verbrechen anrechnen? Da man Algerien nicht

aufgeben wollte, mußte man es wohl unterwerfen. Und wie sollte man es unterwerfen, wenn die französische Herrschaft sich durch die Unsicherheit der Pläne, durch die Kleinlichkeit der gemachten Anstrengungen, durch die Unzulänglichkeit der aufgebotenen Hülfsmittel dem Gelächter der Araber aussetzte? Man mußte wollen. Man forderte Rechenschaft von ihm wegen der den Kulugli's zu Tlemcen auferlegten Kontribution. Aber dieselben hatten sich im Voraus verpflichtet, die Kosten einer zu ihrer Rettung unternommenen Expedition zu tragen, und man hatte sich an sie gewendet, weil sie reich waren, weil es sich um den Unterhalt einer Garnison handelte, die sie vertheidigen sollte, weil sie die Stadt und die Hadars geplündert hatten, und weil es weder gerecht uoch vernünftig gewesen wäre, die Beraubten zu Gunsten der Raubenden zu brandschatzen. Die Erhebung der Kontribution war allerdings gewaltthätig in ihren Formen gewesen, aber nach der Weise des Landes vorgenommen worden; die französische Verwaltung hatte keinen Theil daran gehabt, und sobald die Art und Weise des Verfahrens zur Kenntniß gekommen, war auch der Befehl zur Suspension ergangen. Was die Expedition nach Constantine betreffe, so frage es sich, ob sie eine Niederlage gewesen? Nein. Die Ungunst der Witterung, deren Veränderungen sich in Afrika so schwer voraussehen lassen, sei unser Feind gewesen. Und dennoch habe man ihn, einen Marschall von Frankreich, abgesetzt, weil er nicht stärker gewesen als die Elemente! Hatte das Direktorium Buonaparte gestraft, weil er vor St. Jean-Acre gescheitert war? Hatte die Englische Regierung Wellington gestraft, weil er von der Eroberung von Burgos hatte abstehen müssen? Hatte Ludwig XIV. Condé gestraft, weil er die Belagerung von Lerida aufgehoben?

Diese Erklärungen führten Herrn Baude auf die Tribüne. Er war mit einer besonderen Mission von der Regierung nach Afrika gesendet worden, hatte die Klagen der Kulugli's vernommen und war der Expedition nach Constantine gefolgt; er nahm keinen Anstand, sich zum Ankläger des Marschalls aufzuwerfen. Seine Rede war übrigens nur eine lebhaftere Wiederholung der schon kundgewordenen Beschwerden und er rief eine Erwiederung des Marschalls hervor, in welcher sich die Bitterkeit eines auf ewig verwundeten Herzens aussprach.

Hierauf beschränkte sich das Interesse dieser Verhandlung. Die geistreichen Einfälle Herrn Jaubert's hinsichtlich Algiers, „das uns

mehr besäße als wir es besäßen," die Angriffe Piscatory's gegen das System der unbegränzten Occupation und die von Thiers gegen das System der schlechten Führung des Krieges, die unbestimmten Bemerkungen Guizot's und die philanthropischen Bemerkungen Lamartine's trugen wenig zur Aufklärung der Frage bei und hatten nur geringen Einfluß auf die öffentliche Meinung.

Die finanziellen Anforderungen des Schlosses waren an der Tagesordnung: man kehrte zu denselben zurück. Das Königthum hatte Ursache, mit der Großmuth der Kammer zufrieden zu sein. Trotz der Opposition von Garnier=Pagès, Demarçay, Briqueville in der Deputirtenkammer und des Vicomte Dubouchage in der Pairskammer wurde beschlossen, daß die Dotation des Kronprinzen auf zwei Millionen jährlich erhöht werden, daß die Steuerpflichtigen eine Million für die Kosten seiner Hochzeit bezahlen und daß das Witthum der Prinzessin 500,000 Frs. betragen solle.

Das war zu viel für eine Familie: man forderte noch mehr, man forderte für die Königin der Belgier eine Mitgift von einer Million. Vergeblich wurde die Kammer von Demarçay, L'herbette, Salverte, Larabit, Charamault beschworen, das Elend des Volks, den Reichthum des königlichen Hauses, die Größe der schon gebrachten Opfer in Betracht zu ziehn; vergeblich forderten sie von denen, die sich auf die Unzulänglichkeit der Domaine stützten, die Beibringung von Beweisstücken: die Kammer schenkte nur Herrn von Montalivet, dem persönlich dem Könige ergebenen Minister und dem herbsten der Redner des Hofes, wohlwollende Aufmerksamkeit. Herr von Montalivet setzte zunächst auf eine geschickte Weise auseinander, daß die Hülfsmittel des Hofes nicht von ihrer nothwendigen Anwendung getrennt werden dürften, da der König der Franzosen Wohlthätigkeits=Handlungen üben, Belohnungen bewilligen, den Gelehrten und Künstlern Belohnungen austheilen, Paläste restauriren oder verschönern müsse. Als er aber zu den Angriffen kam, welche durch die Vorlegung der Familiengesetze hervorgerufen wurden, wurde er herbe, anklagend und zog sich eine schreckliche Antwort zu. Auf die Pamphlets des Herrn von Cormenin anspielend, hatte er das Wort Verläumdung ausgesprochen. Augenblicklich erhebt sich Herr von Cormenin und macht ein Zeichen, daß er von seinem Platze aus sprechen wolle. Man wußte, wie sehr er sich durch die Tribüne einschüchtern ließ: man hofft ihn niederzuschlagen, wenn er dieselbe bestiege, und von allen ministeriellen Bänken ertönt der Ruf: Auf

die Tribüne! Auf die Tribüne! Herr von Cormenin bedenkt sich, läßt verwirrte Blicke umherschweifen und zaudert. Aber da das Geschrei zunahm und seine Freunde ihn ermunterten, so wagte er es endlich und seine zitternde Hand auf den Marmor der Tribüne stützend, sagt er: „Ich weise die Anschuldigungen zurück, die Ihr Mund gesprochen hat. Wenn bei der Abschätzung der von Ihnen dargelegten Zahlen von Verläumdung die Rede sein kann, so rührt die Verläumdung von Ihnen und nicht von mir her. Denn in einem elenden Pamphlet der Polizei, betitelt: die enthüllte Civilliste, werden die Wälder der Krone auf 184,000 Hektaren geschätzt. Ich habe sie nur mit 162,000 Hektaren angenommen. Auf diese Weise würden Sie sich also selbst verläumdet haben. Ich werde Ihnen nicht ins Labyrinth Ihrer Berechnungen folgen: wagen Sie, die Beweisstücke vorzulegen, wagen Sie es! Ich nehme den Kampf an. Die Frage ist sehr einfach. Die Privat-Domaine beträgt 74 Millionen. Ich frage nun, ob Sie nicht mit 74 Millionen der Königin der Belgier eine Mitgift von einer Million auszahlen können?" Diese so kurze, aber so klare und so eindringliche Rede hatte einen außerordentlichen Erfolg, den Herr von Montalivet durch die Gereiztheit seiner Erwiderung nur vergrößerte. Er hatte zuerst bei Erwähnung des Herrn von Cormenin gesagt: der ehrenwerthe Redner, aber er nahm diesen Ausdruck rasch zurück und sagte statt dessen dem Redner eine unnütze Beleidigung, in welcher man nur die Rache eines Höflings erblickte. Die Discussion war im Uebrigen nicht belebt: es drängte die Kammer, zu zeigen, daß ihre Gefälligkeit so leicht nicht zu erschöpfen sei. Da sie sich übrigens monarchisch nannte, so that sie Recht daran, daß sie dem Könige nicht verweigerte, was er forderte.

Die Freunde Guizot's waren außer sich vor Aerger und Ungeduld: und er, der unbeweglich in seinem Stolze blieb, lebte nur noch in der Hoffnung, seinen schwachen Siegern eine Niederlage beizubringen. Aber die wahre Ursache seines Bruchs mit Molé war nicht der Art, daß er sich derselben hätte rühmen können und er suchte daher eine Gelegenheit, seinen Gegner zu fassen und zu stürzen. Hatten sie nicht, als sie beide im Ministerium waren, sich beide zu den Theorien der Gewalt bekannt? Hatten sie nicht im Wetteifer die Septembergesetzgebung durch den verwegenen und brutalen Anhang der Disjunctions-, Deportations- und Nichtrevelations-Gesetze verstärken wollen? Wenn Guizot Molé zurief: „Sie sind schuldig!"

mußte ihm dieser dann nicht antworten: „Sie sind mein Mitschuldiger.“ Was war also zu thun? Von seinen Freunden gestachelt, faßte Guizot einen Entschluß, der zwar nicht für seine Aufrichtigkeit sprach, der aber seiner Kühnheit zusagte. Er beschloß, sich so darzustellen, als ob er namentlich im Kabinet die Politik Casimir Périer's repräsentirt habe, jene Politik des Widerstands, welcher sich der revolutionaire Geist hatte beugen müssen. So übernahm er eine ungeheuerliche Rolle, denn seit Casimir Périer hatte sich die Gesellschaft immer mehr zur Ruhe hingeneigt und die Schwäche der Parteien machte eine Regierung des Zorns zum wenigsten überflüssig. Aber Guizot wußte wohl, daß der Bürgerkrieg bei den meisten Männern, aus denen die alte Majorität bestand, einen tiefen Eindruck hinterlassen hatte. Er hoffte sie für seinen Ehrgeiz zu gewinnen, wenn er sie mit der Erinnerung ihrer frühern Triumphe berauschte, wenn er ihnen zeigte, wie der revolutionaire Geist immer noch lebendig sei und unter den Waffen stehe, wenn er sie endlich mit Furcht und Haß erfüllte. Dann mußte eins von beiden eintreten: entweder ließ sich Guizot zu einer grausamen Politik nöthigen, und er ging dann an der Uebertreibung zu Grunde, oder er stemmte sich gegen diesen Impuls und fiel seiner Schwäche wegen unter der Last der Verachtung.

Die Ausführung dieses Plans wurde mit großem Ungestüm verfolgt. In der Kommission der geheimen Fonds forderten Guizot's Freunde Molé auf, sich über die Zurücknahme des Apanage-Gesetzes zu erklären, welche ihrer Ansicht nach eine kleinliche Concession war. Molé, der erstaunt und schwankend war und noch nicht wußte, in welchem Theile der Versammlung er eine Stütze suchen sollte, versprach fest und entschlossen zu sein und die Macht ungeschwächt in seinen Händen zu erhalten. Aber die Doktrinairs hatten geschworen, ihn so nachdrücklich auf die Bahn strenger Maaßregeln zu treiben, daß er endlich keuchend und erschreckt innehalten und ausrufen mußte: „Weiter gehe ich nicht.“ So weit wollte man ihn kommen lassen, um ihn den Streichen einer Majorität zu überliefern, welche durch die übertriebene Furcht vor der Gefahr zu ihrer frühern Heftigkeit zurückgekehrt wäre.

Duvergier de Hauranne war mit dem Bericht über die geheimen Fonds beauftragt worden, er erstattete ihn mit furchtbarer Geschicklichkeit. Er verlangte Hülfe und Schutz für die Minister, aber unter gewissen Bedingungen, und nachdem er erwähnt, was der Thron

der kräftigen Politik des 13. März, die durch die des 11. Okt. fortgesetzt worden, verdanke, behauptete er, die Zeit der Nachgiebigkeit sei noch nicht gekommen; sie verbanden mit Anträgen, die dem Kabinet günstig waren, hochmüthige Rathschläge und mit Anerbietungen der Sympathie Lehren von drohender Strenge. Jetzt erschrak Molé über seine Bundesgenossen; da er sie nicht zu Herrn haben wollte, so trat er ihnen als Feind entgegen und wendete sich mit einem plötzlichen Entschlusse dem linken Centrum zu.

Die Lage war also auf beiden Seiten vollkommen klar vorgezeichnet und die Wahl des Schlachtfeldes war entschieden, als die Verhandlungen über die geheimen Fonds begannen. Diese wurden in den ersten Tagen des Mai eröffnet, das Ministerium existirte noch nicht einen Monat, und die Doktrinairs zweifelten nicht, daß es ihnen leicht werden würde, über ein Ministerium zu siegen, welches die Wichtigkeit ihrer Unterstützung zu verkennen gewagt hatte. Auch hatte das Kabinet anfangs außer den Angriffen Havin's, Salverte's und Lacrosse's noch die unversöhnliche und kühne Persiflage Jaubert's auszuhalten. Hierauf kam Herr von Sade und endlich Guizot.

Wie gewaltig nun auch die Wunden des beleidigten Stolzes im Innern dieses hochmüthigen Mannes brennen mochten, so war doch seine Haltung gebeugter als je; die Traurigkeit der Niedergeschlagenheit dämpfte den düstern Glanz seiner Augen; er trug sein Haupt mit gehaltnem Stolze und die Veränderung seines Gesichtsausdrucks gehörte nicht zu der Art derjenigen, welche das Geheimniß stürmischer Gedanken verrathen. Er hatte seinen Sohn verloren. Aber große Schmerzen erheben ungewöhnliche Geister über sich selbst und stärken sie, statt sie niederzudrücken. Guizot, der durch die Majestät seiner Trauer als Vater einen Augenblick über die übliche Taktik und die elenden Laster des Ehrgeizes erhoben wurde, schlug einige Töne wahrhafter Beredsamkeit an. Er machte einen mächtigen Eindruck auf die Versammlung, als er mit fast erloschener Stimme sagte: „Ich habe die Gewalt schon mehrmals übernommen und aufgegeben und bin, was mich betrifft, was mich personlich betrifft, vollkommen gleichgültig gegen die Wechselfälle des politischen Glücks. Ich habe kein andres Interesse, als das öffentliche Interesse, als die Sache, der ich angehöre, und der zu dienen ich mir zur Ehre rechne. Sie können es mir glauben, meine Herrn. Es hat Gott beliebt, mich Freuden und Schmerzen kennen zu lehren, welche die Seele für

jedes andere Vergnügen und jedes andere Leiden kalt lassen.“ Er sprach sich sodann über die Ursachen seines Bruchs mit Molé aus und gab darüber eine mehr hochmüthige als wahre Erklärung; er beleuchtete die Lage im Allgemeinen und blieb dabei dem zwischen ihm und seinen Freunden verabredeten Angriffs-Systeme treu: er blieb indeß immer würdevoll und bestrebte sich, eine Verabredung der Intrigue durch die Feierlichkeit der Gründe zu verhüllen und zu adeln.

Seiner Ansicht nach war die Mittelklasse berechtigt, ihr Uebergewicht zur Anerkennung zu bringen, aber sie durfte sich weder neidisch noch untergeordnet zeigen. Sie mußte zu sehr auf ihr Geschick vertrauen, um sich für verloren zu halten, weil durch die Bewilligung einer Apanage für einen Prinzen ein leerer Schatten der Vergangenheit inmitten der Formen der modernen Gesellschaft wiederhergestellt würde. Die Mittelklasse hatte die Mission, zu regieren und die Pflicht, ihr Herz zur Höhe ihrer Bestimmung zu erheben und sich jeder gemeinen Eifersucht, jedes leichtfertigen Mißtrauens zu enthalten. Die wahre Gefahr lag für sie in der Fortdauer des revolutionairen Geistes, dieses unermüdlichen Feindes, welcher sich selbst während des scheinbaren Schlummers der Leidenschaften und während ihres trügerischen Schweigens zu neuen Kämpfen vorbereitete. Die Aufregung der Welt, das in Spanien durch den Krieg und durch die Empörung vergossene Blut, die Unruhen in Portugal, die innern Bewegungen in England, welche aus der Reform hervorgegangen waren, die selbst wieder durch unsre Juli-Revolution hervorgerufen war, mußten als Symptome angesehn werden, die geeignet waren, Furcht einzuflößen. Alles dieß deutete darauf, daß es in der allgemeinen Bewegung der modernen Civilisation ein Element gebe, welches unterdrückt und gebändigt werden müßte. Man habe sich beruhigt, weil der Lärm auf den Straßen verstummt sei, weil man nicht mehr das Aneinanderrennen der bewaffneten Parteien vernehme. Als ob der revolutionaire Geist todt sei, weil er sich besänftigt habe, als ob er nicht überall existire: im Schooße der armen Klassen, welche der Neid verzehre, in den Werkstätten, in welche die Systeme der Gleichheit längst eingedrungen seien; im ganzen Volke, welches nur durch die Arbeit gezügelt werde und endlich in den repräsentativen Institutionen, welche den Kampf organisirt hätten, der ohne Zweifel ruhmvoll und wünschenswerth, aber schrecklich sei und der zwischen den guten Neigungen und den anarchi-

schen Leidenschaften fortwährend bestehe. Man mußte also auf seiner Hut sein, über die Aufrechterhaltung der Repressiv-Gesetze wachen, die Beamten discipliniren und die Gewalt befestigen.

Guizot erblickte also in der Leitung der Gesellschaft nur eine zu liefernde Schlacht. Um die zu seinen Füßen ächzende Masse, um die heilige Masse der Unwissenden und Schwachen, der Armen und der Lohnarbeiter zu bändigen, glaubte er, genüge es, den Druck etwas zu verstärken! Die Arbeit ist ein Zügel, wagte er zu sagen, indem er ohne Zweifel hoffte, daß der Hunger für den Proletarier der modernen Gesellschaften dasselbe sein würde, was der Fatalismus für den Sklaven der alten Welt und die Resignation für den Leibeignen des Mittelalters gewesen war. Und er sah nicht ein, daß, wenn man den Revolutionen zuvorkömmt, man sie nicht zu verläumden braucht, und er begriff nicht, daß die Ewigkeit des Leidens unten, die Ewigkeit der Furcht oben ist! Wir haben diese Rede gehört und wir erinnern uns, daß, während die Worte des Redners die Versammlung in Aufregung versetzten, wir den Qualen des Geistes preisgegeben waren und uns mit schmerzlich bewegtem Gemüthe nach einem Manne umsahen, der es wagte, sich dem ungerechtesten Murren auszusetzen und so kalte, so grausame Grundsätze zu widerlegen.

Odilon Barrot sprach in der folgenden Sitzung, aber ohne über das hinauszugehn, was die Majorität der Versammlung hören wollte. Er trat mit Wärme gegen die Doktrinairs auf, gegen ihre rachsüchtige und hartherzige Politik, gegen ihre Anmaßung, den Sieg des ganzen Volks nur der Mittelklasse zu überweisen. Uebrigens wünschte er sie beim Werke und im Besitze der Gewalt zu sehen, da er überzeugt war, daß sie der Aufgabe unterliegen würden, und daß die Befriedigung ihres Ehrgeizes ihre Unfähigkeit darthun würde. Dann wendete er sich gegen den Minister: „Wenn Sie nicht die Politik des 6. Sept. fortsetzen, so sagen Sie es gerade heraus. Im entgegengesetzten Fall sind Sie, glaube ich, unverständig gewesen, sich von den Männern zu trennen, welche ihr Talent am meisten befähigt, die Principien zu vertheidigen, die Sie mit denselben gemein haben. In diesem unaufhörlichen Kriege, in diesen stürmischen Erörterungen müssen Sie ihre Schwäche einem Manne gegenüber fühlen, der seine Ansichten mit solcher Unbeugsamkeit und Festigkeit entwickelt hat. Beeilen Sie sich also, das Wort und die Hand des Herrn anzuerkennen."

Guizot, der durch den Angriff gereizt und durch das Lob aufgeregt war, erwiederte, es sei ihm nie eingekommen, aus der Mittelklasse eine besondere Klasse zu machen; vielmehr sei es der Ruhm des jetzigen Systems, Jeden zur höchsten Stelle zu berufen, der sich dessen fähig und würdig zeige; daß er, den man beschuldige, nach einer neuen Aristokratie zu streben, daß Odilon-Barrot, daß alle Anwesenden ihre Stellung im Schweiße ihres Angesichts errungen hätten und eine lebendige Demokratie bildeten; daß er wisse, wie süß die Volksgunst sei, und daß auch er den Beifall der Menge erhalten habe, aber daß er ihm die Ehre vorzöge, den erhaltenden Interessen, den wahren Interessen des Landes Zutrauen einzuflößen.

Während dieses Kampfes, der ohne Tiefe und ohne wahrhafte Bedeutung war, der aber durch das Talent der beiden gegen einander auftretenden Redner, durch die edle Wärme des Einen und die geheime Bewegung des Andern, so wie durch den Haß und die Leidenschaften Aller einen großen Glanz erhielt, saßen die Minister starr und unbeweglich da und schienen unter dem Gefühl ihrer Unbedeutendheit zu erliegen. Man hielt sie für verloren. „Der Kampf wird über ihren Häuptern geführt,“ hörte man auf allen Seiten, als die Sitzung zu Ende war und Alle erwarteten die Entscheidung von Thiers.

In der That hielt er das Leben des Ministeriums in seinen Händen, da er über die Stimmen des linken Centrums verfügte. Am Abend der Sitzung berief er seine Freunde. Wem sollte man sich zuwenden? Die Ansichten waren getheilt. Die Einen wollten, man solle die Unfähigkeit der Minister benutzen, ihnen eine Schlacht liefern und sie verdrängen. Die Andern machten bemerklich, daß das linke Centrum der Macht noch nicht nahe genug sei, um sich derselben zu bemächtigen; daß wenn man Molé stürze, man Guizot zur Macht verhelfen würde; daß es besser sei, einen Sieg zu vertagen, dessen Früchte man noch nicht erndten könne. Aber nach der Ansicht von Thiers schöpfte jede Macht Kräfte aus ihrer Dauer, und wie schwach auch das Ministerium Molé sein mochte, so beging man doch einen Fehler, wenn man es sich befestigen ließ.

Während dieser Debatten blieb Thiers nicht frei von einer gewissen Verwirrung, deren Ursache er sich vielleicht selbst nicht eingestand. Einerseits ärgerte es ihn, daß die Staatsangelegenheiten ohne ihn, ohne seinen Einfluß und durch Männer, denen er sich überlegen glaubte, betrieben würden. Andrerseits fürchtete er für

die Doktrinairs und ihren Anführer zu kämpfen, da dieß entschlossene und hartnäckige Männer waren, die einmal in den Besitz der Macht gelangt, sie zu behaupten und vertheidigen wissen würden. Daher war er geneigt, augenblicklich ein Kabinet zu unterstützen, welches seine Unfähigkeit von seinen Beschützern abhängig machte. Dazu kam noch, daß Thiers dem Könige versprochen hatte, Molé zu schonen, und vermöge einer dem menschlichen Herzen natürlichen Schwäche glaubte er den Eingebungen der Redlichkeit zu folgen, während er nur auf die Rathschläge des Ehrgeizes hörte.

Uebrigens fehlte es ihm nicht an Bestürmungen und Ermunterungen dazu. Am folgenden Tage verwendete sich Talleyrand bei ihm, man verfolgte ihn mit schmeichelhaften Bitten; man nahm seine Zuflucht zu Salonseinflüssen, die in Monarchieen so mächtig sind, und so gelang es, ihm das Versprechen abzunehmen, daß er nicht nur für das Ministerium stimmen, sondern es auch auf der Tribüne vertheidigen wolle.

Die Doktrinairs hatten einen Augenblick, wenn auch nicht auf eine Offensiv-Allianz mit Thiers, so doch auf seine Neutralität gerechnet. Sie sahen ihn also nicht ohne großen Aerger dem neuen Kabinet die Unterstützung seiner leichtfließenden und überzeugenden Beredtsamkeit leihen, deren Herrschaft sich die Kammer so leicht gefallen ließ. Die Rede von Thiers war mehr einschmeichelnd als kühn, mehr geschickt als warm; aber sie hatte ein entscheidendes Resultat. Die geheimen Fonds wurden mit 250 gegen 112 Stimmen bewilligt. Und das Ministerium Molé ging gedehmüthigt und befestigt aus einer Prüfung hervor, der es beinahe unterlegen wäre.

Die Doktrinairs verloren indessen den Muth nicht und rüsteten sich zu verdoppelter Kühnheit, als eine so auffallende wie unerwartete That sie zum Erstarren brachte und ihre Niederlage besiegelte. Schon in den letzten Tagen des April hatte der König Meunier begnadigt, den der Pairshof als Königsmörder verurtheilt hatte; am 8. April zeigte ein Bericht des Justizministers dem Lande an, daß allen in den Staatsgefängnissen in Folge politischer Verbrechen befindlichen Individuen eine Amnestie bewilligt sei.

Im Grunde war die Amnestie eine gegen Guizot und seine Freunde aufgeführte Kriegsmaschine. Guizot hatte das Kabinet, dem er nicht mehr angehörte, um ihm Hindernisse zu bereiten, der Schlaffheit angeschuldigt; er hatte versucht, die schon erkaltete Asche unserer bürgerlichen Zwistigkeiten wieder anzuschüren; er hatte in

einer Zeit der Ruhe das Wort Einschüchterung auf sein Banner zu setzen gewagt. Indem Molé die Amnestie beschloß, setzte er der Machination seines Gegners eine entgegengesetzte Machination entgegen. Und der Beweis findet sich darin, daß, als Beide Kollegen im Ministerium vom 6. September gewesen waren, Molé mit der Nothwendigkeit strenger Maaßregeln einverstanden war. Aber wenn eine Handlung an und für sich gut ist, so ist es ungerecht, nur die persönlichen Absichten und Beweggründe zu berücksichtigen. Die Amnestie war eine Appellation an die Versöhnung der Parteien; sie war also eine große und edle Idee. Molé hattt das Verdienst, sie gefaßt, und der König das, sie ohne Widrrstand angenommen zu haben.

Unterdeß wurde die Ankunft der Prinzessin Helene im Schlosse ungeduldig erwartet. Nicht etwa, als ob diese Verbindung glänzend gewesen wäre: sie bot weder den Zauber eines vornehmen monarchischen Bündnisses noch die großartige Bedeutung einer nationalen und volksthümlichen Wahl. Aber nach den Weigerungen, deren Schmach die souverainen Familien dem Hause Orleans auferlegt hatten, schätzte es sich glücklich, daß seine Anerbietungen nicht durch einen unbedeutenden und armen deutschen Hof zurückgewiesen wurden.

Abgesehen davon, wurde der Prinzessin Anmuth zugeschrieben; sie hatte Gefühl und Milde, natürliche Würde und einen lebhaften und gebildeten Geist. Sie trat als Lutheranerin in eine katholische Familie, aber wenn dieß für die Königin ein Anlaß zu frommer Betrübniß war, so verhielt es sich anders mit dem Könige, der nie viel auf religiöse Bedenklichkeiten gegeben hatte und der sich freute, daß er Gelegenheit finde, seine Toleranz darzuthun.

Der Antrag an den Großherzog erging durch den Herzog von Broglie als außerordentlichen Gesandten; er wurde angenommen und die junge Prinzessin reiste von Ludwigslust ab. Episoden voller Interesse bezeichneten diese Reise. Man erzählt z. B., daß die Prinzessin, welche der französische Gesandte begleitete, auf der Mitte des Weges zwischen Hanau und Frankfurt den Höhen von Bergen gegenüber ihren Wagen anhielt. Ein von ihr abgeschickter Bote mußte dem Herzoge sagen: „die Prinzessin bittet Sie, Herr Herzog, Ihre Augen auf die Anhöhen von Bergen zu richten, dort hat Ihr Großvater, der Marschall von Broglie, einen großen Sieg erfochten.“

Am 24. Mai betrat die Prinzessin den Boden ihres neuen Vaterlandes und am 29. zog sie in Fontainebleau ein. Denn in dieser Stadt, an welche sich die Erinnerung so vieler epischen Abenteuer und so vieler großen Katastrophen knüpft, in diesem Palaste, dessen Mauern die kaiserlichen N bedecken, auf diesem Relai des Weges, der Napoleon von Moskau nach der Insel Elba führte, wurde das junge aus Deutschland gekommene Mädchen erwartet, um dem glänzendsten, aber auch gefährlichsten Throne der Welt Erben zu geben. Um sieben Uhr Abends fuhr der Wagen der Prinzessin unter dem Lärm der Trommeln und Fanfaren und unter lautem Zuruf durch das Gitter. Louis Philipp stand auf dem Balkon. Beim Anblicke der Prinzessin, welche der Herzog von Orleans unten an der Treppe empfangen hatte, trat der König mit gerührter Miene vor und als sie sich neigte, um ihm die Hand zu küssen, hob er sie auf und umarmte sie herzlich.

Am folgenden Tage, am 30. Mai, wurde die Civilehe in der Gallerie Heinrich's IV. gefeiert; Zeugen waren: für den Herzog von Orleans der Präsident und die vier Vicepräsidenten der Deputirtenkammer, die vier Vicepräsidenten der Pairskammer, die Marschälle Soult, Lobau und Gerard, der Fürst Talleyrand; und für die Prinzessin Helene der Baron von Rantzau, der Herzog von Choiseul und der Graf Bresson. Hierauf folgte die religiöse Ceremonie, welche nach katholischem Ritus in der Kapelle Heinrich's IV. und nach dem lutherischen Ritus in dem Saale Louis Philipp's stattfand. Prachtvolle Gastmähler, Schauspiele, glänzende Cavalcaden, Vergnügungen jeder Art verlängerten für die junge Prinzessin den Zauber eines so glänzenden Tages. Aber es waren ihr tiefere Erregungen aufbehalten.

Am 4. Juni verließ die königliche Familie Fontainebleau und begab sich nach der Hauptstadt. Man war zu einem Hügel etwas vor St. Cloud gelangt, als die Prinzessin plötzlich eine imposante wirre Masse bemerkte, welche halb im Dunste verborgen war. Als die Prinzessin sich dieser liebenswürdigen und tragischen Stadt näherte, empfand sie vielleicht inmitten ihrer Freude einen geheimen Schrecken. Warum konnte man nicht zu ihr sagen:

„Madame, Sie werden nun unter einer ehrenwerthen Nation leben, das Volk in Frankreich achtet die Prinzessinnen, nicht weil sie Prinzessinnen, sondern weil sie Frauen sind. Sie kommen allerdings in ein Land, das deutschen Fürstinnen verhängnißvoll geworden ist,

wo Angst das Leben der Könige umlagert und wo die Menge ebbt und fluthet wie das Meer. Fürchten Sie indeß nichts. Es giebt Epochen, die nur einmal erscheinen; das französische Volk hat keine Ernte mehr im Schrecken oder Kriege zu hoffen; seine Sitten sind eben so heldenmüthig wie heroisch. Man hat ihnen gewiß gesagt, es sei tödtlicher Unruhe preisgegeben, es verlange nach Lärm, nach Bewegung, sei selbst seiner Ruhe müde und könne weder die Freiheit noch die Knechtschaft ertragen. Man hat Sie getäuscht. Das französische Volk liebt lärmende Freude, aber dieselbe verbirgt ernste Gedanken; es überläßt sich zuweilen schrecklichen Zornausbrüchen, aber diese dienen beharrlichen und riesenhaften Plänen; die anscheinende Unregelmäßigkeit seiner Erhebungen thut der dauerhaften Wirksamkeit seines Genies keinen Abbruch. Es ist nur für große Dinge gemacht, aber es braucht Führer, die es verstehen und die seiner werth sind. Wenn es solche nicht findet, so sinkt es und schwankt zwischen Erschöpfung und Convulsionen, bis es wieder seiner würdige Führer findet und dann arbeitet es wieder an seiner fruchtbaren geschichtlichen Mission. Unsere Aufregungen, über die Europa erschrickt, sind also nur Aeußerungen einer Kraft, welche von denjenigen, die sie durch zweckmäßige Verwendung beruhigen sollten, verkannt und falsch geleitet wird. Ach, Madame, wenn Sie dieses im Auslande so sehr verläumdete Volk kennen lernen wollten! Doch nein! Zwischen Ihnen und diesem Volke breiten sich Schleier aus, welche Ihren Blicken die Schätze desselben, die Schätze des Geistes und des Enthusiasmus, der Tapferkeit und Aufopferung entziehen werden. Besser und zu früh werden Sie die kleine Welt des Hofes kennen lernen. Hoffen Sie nicht, hier den Glanz der Regierung gewisser Könige, Ritter oder Helden zu finden. Die Revolution hat die alten Namen durch ganz unbekannte Namen verdrängt; sie hat an denselben Oertern die verschiedenartigsten Erinnerungen vereinigt. Josephine hat in Trianon in dem Bette geschlafen, welches die Tochter Maria Theresia's aufgenommen hatte. Beurtheilen Sie also nicht die Gegenwart nach der Vergangenheit. Bei den heutigen Höflingen werden Sie weder guten Ton noch guten Geschmack, weder die ernste Eleganz plebejischer Sitten noch die Feinheit aristokratischer Sitten finden. Ihre Lauzun's und Richelieu's sind Börsenmänner, Agioteurs, Spekulanten. Und wenn man Ihnen je den Sinn dieser sonderbaren Worte erklärt, so werden Sie erschrecken. Also machen Sie sich auf rohe Paladine gefaßt, welche

Ihre Heirath als eine politische Spekulation betrachten und in den Zeugnissen französischer Höflichkeit nur Beweise des Royalismus sehen; so werden sie die reinsten Freuden Ihres Herzens vergiften. Das ist die wahre und einzige Gefahr, die Ihnen droht."

In der That charakterisirte dieß den Empfang, welcher der Herzogin von Orleans bereitet wurde. Ihr Einzug wurde durch eine ungeheure Bewegung der Menge, durch eine ungewöhnliche Versammlung von Soldaten, durch lauten Zuruf, durch Ausbrüche sympathetischer Neugierde bezeichnet: aber schon am folgenden Tage suchten die Historiographen des Hofes dem Könige die Ehre der seiner Schwiegertochter erwiesenen Huldigungen zu vindiciren, damit man ihre Aufnahme nicht den ihr zugeschriebenen persönlichen Eigenschaften beimesse. Nachdem sie den Wuchs der Prinzessin Helene, die Schönheit ihres Teints, die blonde Farbe ihrer Haare, die Anmuth ihrer Haltung gerühmt, schrieben sie ihr, gleichsam um zu zeigen, wie weise die Wahl des Monarchen gewesen, mehr Gelehrsamkeit zu, als eine geistreiche Frau haben mag, und mehr Geist als eine vernünftige Frau zeigen mag. Ferner glaubten sie durch die Kleinlichkeit ihrer Schilderungen den erloschenen Kultus der Monarchie wiederzuerwecken, und erzählten Stunde für Stunde, ohne die geringste Einzelheit zu übergehen, das Leben des fürstlichen Paares, die Ereignisse jedes Spazierganges, die Tracht der Söhne des Königs, ob sie in Wagen, Kaleschen oder Landau's gefahren waren, und wie die Rangordnung bei Vertheilung der den Hofdamen angewiesenen Plätze beobachtet worden. Zugleich verletzte man das Geheimniß, welches die Schaam der Frauen schützt, auf eine rohe Weise, breitete vor dem Publikum die Ausstattung der Prinzessin aus und beschrieb hre Toilette vom Haarputze bis zu den Strumpfbändern herab; dem ilag die Absicht zu Grunde, zu zeigen, daß die Monarchie ihr Blendwerk nicht verloren habe und die Nation zu gewöhnen, das Leben des Königthums zu leben. Das Journal des Debats rief aus: „Sieht der einfachste Verstand nicht ein, daß das Volk in der Prinzessin Helene die Wahl des Königs hat ehren und der liberalen Dynastie einen neuen Beweis der Anhänglichkeit, den sträflichen Leidenschaften aber eine glänzende Widerlegung hat ertheilen wollen?" Eine beleidigend-naive Erklärung, welche die politische Berechnung verrieth, die den Festen zu Grunde lag, deren Gegenstand scheinbar die Prinzessin Helene war, obwohl sie in Wahrheit nur den Vorwand dazu lieferte!

Indeß verkündeten verschwenderisch vertheilte Einladungskarten die Eröffnung des Museums von Versailles. Schon seit 1832 hatte der König den Plan gefaßt, den künftigen Jahrhunderten die verschiedenen Epochen unserer Geschichte auf Leinwand dargestellt, in Marmor gemeißelt und in glänzenden Gallerien versammelt, zu hinterlassen. Dieß war eine edle und schöne Idee und der König hatte einen lobenswerthen Eifer bei ihrer Verwirklichung gezeigt. Jetzt war für ihn die Stunde gekommen, sein Werk zu genießen. Am 10. Juni sah man vor dem Palaste von Versailles, der so lange auf die Majestät seiner Einsamkeit und seines Schweigens beschränkt gewesen war, Marschälle, Mitglieder des Instituts, Minister, Pairs von Frankreich, Deputirte, Künstler, Generale, Dichter, überhaupt eine glänzende und gewählte Menge sich versammeln. Um 10 Uhr Morgens öffneten sich die Thüren und den Blicken der Anwesenden zeigte sich eine unermeßliche Reihe von Gemälden, Portraits, Statuen, mit einem Worte, die Geschichte Frankreichs von den Künsten dargestellt. Wie soll man den Eindruck eines solchen Schauspiels schildern? Hier die Aufeinanderfolge der großen Admirale und Connetables vom Marschall Pierre an bis zu Grouchy; dort das Jahrhundert Ludwig's XIV. in den Salons, welche so viele kühne Heerführer, so viele Männer von Genie, so viele Frauen mit unbesieglichem Lächeln durchschritten hatten, in jenen vergoldeten Salons, in denen das große Jahrhundert den Widerschein seiner Kriege und den Duft seiner Liebschaften hinterlassen zu haben schien; anderwärts unsere militairische Vergangenheit von ihrem Beginne an; die gewonnenen Schlachten, die mit Sturm eroberten Städte, die unter dem Feuer des Feindes überschrittenen Flüsse, die ritterlichen Ringelstechen, die Seesiege, überhaupt alle Thaten des Degens von Zülpich an bis Wagram; daneben in dem Saale von 1792 die massenhafte Erhebung des französischen Volkes, das von erhabener Begeisterung ergriffen war und in der Unabhängigkeit des Vaterlandes die Freiheit der Welt vertheidigte; sodann ein unvergleichliches Epos, das Kaiserreich, hierauf die Restauration und ihr leerer Pomp; endlich die Juli-Revolution und ihre Wunder. Wie viele Greise konnten nicht von Saal zu Saal ihre eigene Geschichte verfolgen! Wie viele, die sich unter der Soldatenuniform in den republikanischen Heeren erkannt hatten, konnten sich später in der Generalsuniform wiederfinden, wie sie dem Kaiser auf seiner siegreichen Bahn folgten, oder seinem Krönungsfeste beiwohnten oder um sein Scheiden trauer-

ten! Der Tag der Einweihung des Museums von Versailles war also reich an Erregungen. Uebrigens hatte der König nichts gespart, um sie glänzend zu machen und um ihr einen monarchischen Charakter zu verleihen. Das Banket für die Besuchenden gab ihm Gelegenheit, eine Pracht zu entfalten, über welche diese ebenso erstaunt wie entzückt waren. Es fand sodann durch die glänzenden Gallerien eine Promenade bei Fackelschein statt. Um acht Uhr Abends waren Alle im Schauspielsaale versammelt und die Vorstellung des „Misanthrope" begann. Nach Beendigung des Schauspiels ging der hintere Vorhang in die Höhe, die alte Façade des Schlosses von Versailles erschien in der Ferne und auf dem Fußgestell der Reiterstatue des Königs las man: „Zum Ruhme Ludwig's **XIV.**!" Dennoch hatte er das Edikt von Nantes widerrufen und man verherrlichte sein Andenken in Gegenwart einer lutherischen Prinzessin.

So endete ein Fest, das unbedingt gelobt werden müßte, wenn nicht persönliche und dynastische Befangenheiten zu eng mit dem Nationalgefühl verbunden gewesen wären. Vielleicht hätte man auch einen andern Palast als Versailles zum Tempel der Erinnerung wählen sollen. Denn das einsame, das stumme Versailles hatte auch seine Großartigkeit. Das Gras, welches in den Gängen eines Schlosses wuchs, das auf dem Elende des Volkes gebaut war, führte eine melancholische aber beredte Sprache. Welche mächtige Erregung und welche Lehren geben nicht diese hallenden und leeren Säle, diese verbleichten Vergoldungen, diese Spiegel, welche den Luxus eines Jahrhunderts wiedergestrahlt hatten, und welche nur noch dann und wann einen betrübten Besucher reflektirten! Und dann das Klappern dieser verfallenen Fenster, durch welche der Wind hindurchwehte, der trübselige Anblick des Zimmers, in welchem Ludwig **XIV.** geschlafen; die am Fuße der Nymphen und Tritonen, die sich in ihrer Einsamkeit langweilten, hinschleichenden Gewässer, die Zwecklosigkeit der schattigen Gebüsche, welche verderbliche Liebschaften beschützt hatten, und der Verfall der schönen Treppe der Orangerie, auf deren Stufen die Lavallière und die Fontane ihre Schleppen geschleift hatten, bildete nicht dieß Alles zusammen eins der ergreifendsten Dramen? Zeigte uns nicht dieß Alles eine Vereinigung der Philosophie der Geschichte mit der Poesie der Erinnerungen?

Indeß blieb doch die Freude der königlichen Familie nicht ohne trübe Beimischung. Der Herzog von Orleans hatte den Schmerz, zu sehen, daß seine Hochzeit inmitten der Volksbelustiguugen, die

Veranlassung eines schrecklichen Unglücks wurde. Am 14. Juni hatte die Nachahmung des Sturms der Citadelle von Antwerpen das Pariser Volk nach der Militairschule gelockt. Die Menge war aber so groß, daß das ungeheure Marsfeld sie kaum fassen konnte. Während der Dauer des Schauspiels ging indeß Alles mit der vollkommensten Ordnung zu. Als sich aber die Menge in Bewegung setzte, hörte man klägliches Geheul und Wuthgeschrei. Auf einigen Punkten des Platzes und in der Nähe mancher zu engen Straßen hatte die Menge sich plötzlich gestopft, sich aufeinandergedrängt und Männer in der Blüthe des Alters, Frauen, Kinder, Greise wurden erdrückt. Man denke sich die Bestürzung von Paris. Wer nicht die Seinigen Alle um sich hatte, glaubte bei dem Unglück betheiligt zu sein. Und wie es immer geht, übertrieb das Gerücht die Größe der Katastrophe und erhöhte die Furcht. Die Regierung beeilte sich, die Namen der Opfer in den Zeitungen bekannt zu machen; dieselben bildeten einen traurigen Anhang zum Programme so vieler Feste. Am 15. Juni sollte der königlichen Familie ein Ball im Rathhause veranstaltet werden. Und — wer sollte es glauben! — unter den Repräsentanten der Stadt waren mehrere der Meinung, daß die gestrige Katastrophe kein Grund wäre, das Fest aufzuschieben. Aber diesem grausamen Raffinement der Schmeichelei trat der Herzog von Orleans auf eine edle Weise entgegen. Er trat plötzlich in den Saal, in welchem der Munizipalrath versammelt war und erklärte mit leidenschaftlichem Tone, daß er nicht eher öffentlich erscheinen könne, als bis die Leichen recognoscirt und begraben worden wären. Der Ball und das Banket wurden also vertagt, nur vertagt! Auf Befehl des Kronprinzen wurden unter die Familien der Opfer Unterstützungen vertheilt; man begrub die Todten; und vier Tage nachher reihten sich mehr als 1400 Gäste um die reichbesetzten Tafeln in Sälen, die in einem Lichtmeere schimmerten und reich mit Blumen verziert waren!

Als Marie Antoinette sich mit dem Prinzen verband, der später Ludwig XVI. wurde, wurden auch Unglückliche im Gedränge erstickt und am Hofe fanden große Festlichkeiten statt.

Neuntes Kapitel.

Afrikanische Angelegenheiten. — Anarchie in der Verwaltung der Kolonie. — Zusammenkunft des Generals Bugeaud und Abdel-Kader's. — Traktat an der Tafna. — Einnahme von Constantine.

Während man in Frankreich den halb erloschenen Kultus der Monarchie durch Feste und Spiele wiederherzustellen suchte, wurde in Afrika mit beständiger Abwechselung von Gutem und Schlechten, von Fehlern und Erfolgen an der Ausbreitung unserer Herrschaft gearbeitet.

Der Nachfolger des Marschall Clauzel, der General Damremont stand seit dem Februar an der Spitze der Kolonie; und der General Bugeaud hatte in der Provinz Oran eine vom General-Gouverneur fast unabhängige Stellung erhalten.

Das erste Auftreten des Generals Damremont wurde nur durch eine militairische Promenade nach Belidah und durch das Gefecht von Buduau bezeichnet; letzteres war ein glänzender Kampf, in welchem 900 Franzosen unter dem Befehl von Herrn de la Torré mehr als 5000 Araber in die Flucht jagten.

Die Aufgabe des Generals Bugeaud war, Frieden mit Abdel-Kader zu schließen oder ihn aufs Aeußerste zu verfolgen. Er kündete seine Besitzergreifung mit Drohungen an. Aber in seinem Herzen lebte der Wunsch des Friedens und er knüpfte bald Unterhandlungen mit dem Emir an. Der Zwischenträger war ein Jude Namens Durand, ein habgieriger und listiger Mensch, den man später beschuldigte, er habe, schmählichen Gewinns wegen, Zwietracht unter unsern Generälen ausgestreut. Jedenfalls zogen sich die Unterhandlungen in die Länge, als der Emir plötzlich mit dem General Bugeaud abbrach und sich direkt an den General-Gouverneur wendete, um den Frieden zu erhalten. Bei dieser Nachricht glaubte der General

Bugeaud, man beneide ihm den Ruhm, der Provinz Oran den Frieden zu geben, und er gerieth in Hitze. Glücklicherweise hatte das Mißverständniß keine Folgen: es war aus der Unbestimmtheit der ministeriellen Instruktionen hervorgegangen und wurde durch aufrichtige Erklärungen gehoben. Der Graf Damremont zeigte dem Emir an, daß er mit dem General Bugeaud unterhandeln müsse, und der General Bugeaud richtete an den Grafen Damremont, den er in Verdacht gehabt hatte, aufrichtige Entschuldigungen.

Aber der Emir beharrte bei seinen Ansprüchen, die von seinem Stolze zeigten, die aber seiner Macht nicht entsprachen. Der General Bugeaud rückte also ins Feld. Die Armee war 9000 Mann stark und bestand aus drei Brigaden, die vom General Laidet, vom General Rullières und vom Obersten Combes commandirt wurden. Schon seit vierzehn Tagen schweifte man durchs Land, ohne auf einen Feind zu treffen, als sich unter den Soldaten das Gerücht des Friedens verbreitete. Er war in der That abgeschlossen worden, und der General Bugeaud zeigte den Soldaten in einem Tagesbefehl an, daß er zu einer Zusammenkunft mit dem Emir aufbrechen werde. Die Nachricht wurde von den Soldaten freudig aufgenommen; sie freuten sich, den unermüdlichen Abdel-Kader zu sehn, jenen unbekannten Anführer, den sie zum Ruhme verholfen hatten, indem sie ihn bekämpften und der ihnen seinen plötzlichen Glanz schuldete. Der General hatte 4000 Mann zu seiner Begleitung gewählt; am 1. Juni bei Tagesanbruch traten sie den Marsch an. Die Spitze bildeten die verbündeten Araber unter dem Befehl Mustapha-Ben-Ismael's. Dieser war ein schöner und würdevoller Greis, welchen die kriegerischen Stämme der Duars und Smela's als Haupt anerkannten, der selbst das Bündniß mit uns gesucht und seine grüne und blaue Standarte unserer dreifarbigen Fahne treulich beigesellt hatte. Unsere Civilisation hatte ihn gewonnen, aber ohne ihn zu überraschen oder zu blenden.

Um neun Uhr Morgens machte man Halt in einem Thale vom lachendsten Anblicke, welches die Gewässer der Tafna benetzten. Hier war der Ort der Zusammenkunft. Aber man fand hier nur Einsamkeit und Stille; kein arabischer Reiter zeigte sich am Horizont. Der Soldat fühlte sich gedemüthigt. Man mußte warten und wartete lange. Die Vedetten kehrten ohne Nachrichten zurück. Abdel-Kader, der die Kunst, sich mit einem glänzenden Scheine zu umgeben, sehr gut verstand, hatte sich bei den Seinigen den Vortheil

scheinbaren Uebergewichts verschaffen wollen und die Geringschätzung, die er gegen den Anführer der Ungläubigen affektirte, war eine Berechnung seiner muselmännischen Politik. Der Tag fing an, sich zu neigen, und der Emir erschien noch nicht; während das Mißvergnügen der Soldaten sich in Heiterkeit verwandelte, die sich in lauten Witzen Luft machte, konnte der General Bugeaud seinen Zorn kaum verhehlen. Endlich wird die Annährung der Araber gemeldet. Augenblicklich ertönen die Trommeln, die Waffenpyramiden werden aufgelöst und Jeder eilt auf seinen Posten. Aber Abdel-Kader hatte eine Meile von unsern Vorposten angehalten. Nun folgte ein Bote des Emirs auf den andern, um dem General anzuzeigen, daß er krank sei, und er den Marsch erst sehr spät habe antreten können; daß es vielleicht gut sein würde, die Zusammenkunft zu vertagen. Der General Bugeaud, der die Geduld verlor und die Würde seines Ranges vergaß, um den ungestümen Eingebungen seines Aergers zu folgen, überließ dem General Laidet das Kammando der Truppen und eilte vorwärts, gefolgt von seinem Generalstabe.

Die Armee des Emirs bestand fast ganz aus Kavallerie und bildete ein Dreieck, dessen Winkel sich an drei Hügel lehnten. Als der französische General bei den Vorposten angelangt war, sah er das Haupt eines Stammes auf sich zukommen; dieser zeigte ihm einen Hügel, auf welchem sich der Emir befand. „Ich finde es unanständig von Deinem Anführer, sagte der General Bugeaud zu dem Araber, daß er mich lange warten und von so weit her kommen läßt.“ Nun erschien die Escorte des Emirs. Die arabischen Anführer waren meistens jung und schön, ritten herrliche Pferde und trugen ihre reiche Kleidung pomphaft zur Schau. Ganz anders sah das Gefolge des Generals aus, dem sich mehrere Mitglieder der Civil-Verwaltung mit ihren Normal-Mützen und in einer sehr unmilitairischen Haltung angeschlossen hatten. Ein Reiter verließ die Linie. Er trug einen groben Burnus, einen kameelhaarnen Strick und seine Kleidung zeichnete ihn nicht von dem schlechtesten der feindlichen Reiter aus; aber sein schwarzes Pferd, welches er mit vieler Eleganz tummelte, umgaben Araber, welche den Zaum und die Steigbügel hielten. Dieß war Abdel-Kader. Als der französische General ihm die Hand reichte, drückte er sie zweimal, sprang rasch auf die Erde und setzte sich. Der General Bugeaud nahm an seiner Seite Platz und die Unterredung begann.

Der Emir war von kleinem Wuchse. Sein Gesicht war ernst und bleich, seine Züge waren zart und zeigten eine leise Erregung, sein Auge war flammend. Seine Hände, die mit einem an seinem Halse hängenden Rosenkranze spielten, waren fein und von vornehmer Bildung. Er sprach sanft, aber auf seinen Lippen und im Ausdruck seiner Physiognomie lag eine gewisse Affektation der Verachtung. Die Unterhaltung drehte sich natürlich um den Abschluß des Friedens und Abdel-Kader sprach vom Aufhören der Feindseligkeiten mit lügenhafter und prahlerischer Gleichgültigkeit. Als der General ihm bemerklich machte, daß der Traktat erst nach seiner Genehmigung zur Ausführung kommen könne, daß aber der Waffenstillstand den Arabern günstig, da während seiner Dauer ihre Erndten unangetastet blieben, antwortete er: „Du kannst sie gleich zerstören, und wenn Du willst, will ich Dir die Erlaubniß schriftlich geben. Es fehlt den Arabern nicht an Getreide."

Nach Beendigung der Unterredung erhob sich der General und der Emir blieb sitzen. Der höchlichst verletzte französische General faßte ihn bei der Hand, zog ihn rasch in die Höhe und sagte: „Stehn Sie doch auf!" Die Franzosen waren entzückt über diese Aufwallung eines herrischen und unerschrockenen Gemüths, und die Araber ließen ihr Erstaunen blicken. Der Emir, der sich von unwillkührlicher Verwirrung ergriffen fühlte, kehrte sich um, ohne ein Wort zu sagen, sprang auf sein Pferd und eilte zu den Seinigen. Zugleich hörte man lautes Geschrei, welches von Hügel zu Hügel widerhallte. Es lebe der Sultan! riefen die Araber mit Enthusiasmus. Ein heftiger Donnerschlag erhöhte den Eindruck dieser merkwürdigen Scene und die Araber verschwanden in den Schlünden der Gebirge.

Der mit dem Emir abgeschlossene Traktat besagte, daß Abdel-Kader die Souverainetät Frankreichs anerkenne, daß Frankreich sich in der Provinz Oran Mostaganem, Mazagran und ihre Gebiete, ferner Oran, Arzew und ein in engen Gränzen eingeschlossenes Gebiet vorbehalte; daß es sich in der Provinz Algier die Stadt Algier, das Sahel und einen Theil der Metidscha vorbehalte. Der ganze Rest wurde Abdel-Kader überlassen. Man überließ ihm die Provinz Titery und übergab ihm die Schlüssel der Citadelle von Tlemsen. Für so viele Concessionen verpflichtete er sich, der französischen Armee 30,000 oransche Fanegen Weizen, 30,000 oransche Fanegen Gerste und 5000 Ochsen zu liefern. Ueberdieß war ausbedungen worden,

daß die Kuluglis, welche in Tlemsen oder anderwärts bleiben wollten, den freien Besitz ihres Eigenthums behalten und wie die Hadars behandelt werden sollten.

In Frankreich erhob sich hierüber ein einstimmiger Ruf des Unwillens und des Erstaunens. Die Zusammenkunft des Generals Bugeaud mit Abdel-Kader konnte nicht von den Umständen getrennt werden, welche dieselbe charakterisirten; es traf dieselbe eine energische und fast allgemeine Mißbilligung. Man beschuldigte den General Bugeaud, daß er mehr die Rolle eines Abenteurers als die eines Generals gespielt und daß er die Würde des Kommandos in seiner Person Beschimpfungen ausgesetzt habe, welche seine Unerschrockenheit und seine Kaltblütigkeit nicht hinlänglich abgewehrt hätten. Wie! nach so vielen Menschen- und Geldopfern, nach so langen Kämpfen, machte man unserm grausamsten Feinde ein Geschenk mit fast der ganzen Regentschaft! Wie! man verurtheilte Frankreich, am Ufer und in einer zwischen dem Meere und dem Feinde eingeengten Stellung zu lagern! Welche Unglücksfälle hatten uns denn zu einer solchen Herabstimmung unserer Ansprüche genöthigt? War denn der Traktat, der uns beraubte, das Resultat einer schrecklichen Niederlage, eines nicht wiedergutzumachenden Verlustes? Waren wir denn ohne Hülfsquellen, ohne Armee in Afrika? Nein, denn in Oran waren 10,000 Mann versammelt; es waren beträchtliche Ausgaben für den Feldzug gemacht worden, der Soldat hatte die Ueberzeugung des Sieges. Und inmitten der furchtbarsten Vorbereitungen schloß man einen solchen Frieden! Ehe man sich noch mit dem Emir gemessen, überließ man ihm die Provinz Oran, Dscherschell, die Citadelle von Tlemcen, einen Theil der Metidscha, Gebiete, auf die er bis dahin nicht einmal Ansprüche erhoben hatte! In der Provinz Oran behielten wir Mazagran und Mostaganem; aber wenn diese beiden Städte von Oran und Arzew getrennt werden, befinden sie sich im Blokadezustande. Abdel-Kader erkannte unsere Souverainetät an: eine illusorische Concession, welche ihm die Wirklichkeit einer Macht überlieferte, von welcher uns nur der Schein blieb.

Diese Ausstellungen, welche der General Damremont in einer an den Conseils-Präsidenten gerichtelen Darstellung, mit seiner Erfahrung bestätigte, waren nur zu sehr gegründet. Und wie viel heftiger würde sich die öffentliche Meinung erklärt haben, wenn sie gewußt hätte, was sie erst im folgenden Jahre durch einen berühmten Prozeß erfuhr: daß nämlich nicht alle Bedingungen des Traktats

schriftlich verzeichnet worden waren, und daß dem General Bugeaud gestattet worden war, sich eine Summe Geldes auszahlen zu lassen, welche für Vicinal-Wege verausgabt wurde, um seine Popularität bei den Wählern zu vergrößern!

Jedenfalls mußte man sich nach dem Traktat von der Tafna fragen, ob man gegen Constantine rücken solle. Diese Expedition war beschlossen worden, die National-Ehre forderte sie, Frankreich erwartete sie als die Genugthuung für eine Schmach und der General Damremont war mit dem speziellen Auftrage, sie zu unternehmen, nach Afrika gesendet worden. Wenn man aber Constantine eroberte, vergrößerte man dann nicht die Macht Abdel-Kader's, den der kürzlich abgeschlossene Traktat schon so furchtbar gemacht hatte! Wenn man Achmed stürzte, befreite man dann nicht den Emir von einem Nebenbuhler, dehnte mau dann nicht seinen Einfluß auf den Westen aus und stellte man ihn nicht den Arabern als den einzigen Repräsentanten des durch die Eroberung entzündeten Hasses hin? Diese Erwägung hatte ohne Zweifel Einfluß auf dic Berathungen des Conseil; denn der Graf von Damremont erhielt den Befehl, mit Achmed zu unterhandeln. Man forderte von ihm, daß er die Kriegskosten erstatten, sich zum Vasallen Frankreichs erklären und Tribut bezahlen solle. Er aber zählte auf die Unterstützung der Pforte und gab zunächst ausweichende Antworten. Ein Geschwader war von Konstantinopel in zweideutiger Absicht ausgelaufen: die Contre-Admiräle Gallois und Lalande zwangen es zur Umkehr. Als bestimmtere Aufforderungen ergingen, gab er wieder eine ausweichende Antwort, und die Expedition wurde beschlossen.

Ein Theil des August und der September wurden zu Vorbereitungen gebraucht. Von Bona bis Constantine wurden Militair-Etapen errichtet, Ghelma war unter Leitung des Oberst Duvivier ein Kriegsplatz geworden. Ein Lager wurde auf dem Plateau von Medschez-Amar, das die Basis der Operationen bilden sollte, errichtet, und hier versammelte sich die Armee in den letzten Tagen des September. Sie belief sich auf 13,000 Mann, die reichlich mit Lebensmitteln und Munition versehen waren und ein ansehnliches Material mit sich führten. Das Lager von Medschez-Amar, gewissermaaßen eine Kriegsstadt mit geraden Straßen, bot in der Mitte der sie einschließenden einsamen Ebene gewissermaaßen einen feenhaften Anblick dar. Es zeigte sich hier Ordnung in der Bewegung, Regelmäßigkeit im Enthusiasmus, der Krieg im Festgewande.

Der Eifer der Soldaten war unvergleichlich. Wollte man doch die Unglücksfälle des vorigen Feldzugs durch den Glanz eines großen Erfolges in Vergessenheit bringen! Es waren hier Offiziere, welche die Erinnerung an den Tod eines Freundes stachelte. Der Kapitain Richepanse war herbeigeeilt, um den Tod seines Bruders zu rächen.

Die Armee setzte sich in Bewegung. Man wußte aus grausamer Erfahrung, daß die zu durchschreitende Ebene nackt war, daß sie weder Bäume noch Gebüsche zur Unterhaltung des Bivouakfeuers darbot. Der Soldat hatte deshalb ein kleines Bündel Zweige zu der Last, die er trug, hinzugefügt, und diese Last war sehr bedeutend, denn sie bestand aus einer Ration Lebensmittel für zwölf Tage, aus 120 Patronen, aus einem Vorrathe von Zucker, Salz, Kaffee, Wäsche und einer Patrontasche, ohne einen Stock, auf welchen der Soldat die rechte Hand stützte und die Flinte, die er in der linken Hand trug, zu rechnen. Es besaßen aber alle eine moralische Kraft, welche der Müdigkeit trotzte und die kriegerischste Ungeduld herrschte in den Reihen. Dennoch war der erste Tag gefährlich. Man mußte hochgelegene Gegenden ersteigen und durch feuchte und immer kälter werdende Schichten der Atmosphäre hindurchgehen. Auf dem Bergrücken Ras-el-Akba began der Regen, bald schleppten sich die Wagen nur mühsam auf dem ausgeweichten Boden fort; und man sah den General-Lieutenant Valée, der die Artillerie befehligte, mit einer Peitsche in der Hand den Marsch beschleunigen. Die düsteren Vorbedeutungen von 1836 schienen sich also zu wiederholen. An traurigen Bildern fehlte es nicht längs des Weges. Je nachdem wir vorwärts rückten, zogen sich die Araber zurück und legten Verwüstung zwischen sich und uns; und von Zeit zu Zeit wirbelten aus den angezündeten Heuschobern Feuerwolken auf. Am 5. Oktober erreichte man den Gipfel eines Hügels, welcher die Ruinen eines römischen Denkmals trägt. Nun zeigte sich links ein arabisches Lager und gerade aus die Ebene von Constantine. Hier hatten im vorigen Jahre unsere Unfälle begonnen. Hier war die Stelle, wo mehrere unserer Brüder vor Kälte starben; dort floß der Ued-Akmimim, den der Regen angeschwellt hatte und der dem Uebergange des Marschalls Clauzel so hinderlich gewesen war: weiterhin breitete sich das Feld aus, wo der Zug hatte zurückgelassen werden müssen, so wie das Feld, welches den Namen des Kothfeldes erhalten hatte. Jeder Schritt, den man sich Constantine näherte, erweckte eine schmerzliche

Erinnerung; öfter stieß der Fuß des Soldaten an Gebeine, welche keinen Namen mehr hatten, welche aber an das Vaterland erinnerten.

Die Armee war in vier Brigaden getheilt, welche vom Herzoge von Nemours, vom General Trezel, vom General Rullières und vom Obersten Combes kommandirt wurden. Der Generallieutenant Fleury war Oberbefehlshaber des Genie. Am 6. Oktober (1837) um neun Uhr Morgens besetzte die erste Kolonne das Plateau von Mansurah. Kaum war sie hier angelangt, als sich im Platze lautes Geschrei erhob, aus welchem man Frauenstimmen heraushörte. Dreihundert türkische Tirailleurs, welche hinter den Aloes des Hohlweges von Mansurah verborgen waren, erwarteten die Franzosen und empfingen sie mit einem lebhaften und unerwarteten Gewehrfeuer. Aber die Zuaven, welche der Pulverdampf berauschte, stürzten ungestüm vorwärts, der Feind zog sich in Unordnung zurück und man konnte zur Belagerung schreiten.

Man überzeugte sich augenblicklich, daß der Platz vom Plateau von Kudiat-Aty aus angegriffen werden müsse, während drei Batterien von schwerem Kaliber auf dem Plateau von Mausurah die Batterien der Angriffsfront seitwärts und im Rücken bestreichen mußten. Alles wurde hiernach angeordnet. Die dritte und vierte französische Brigade überschritten unter Anführung des Generals Rullières und unter dem Feuer des Platzes den Rummel und setzten sich bei Kudiat-Aty fest; abermals begannen die Arbeiten und wurden thätig und mit unerschrockenem Muthe betrieben. Denn die Araber begnügten sich nicht, den Tod von den Wällen auf die Arbeiter herabzusenden; und während Achmed von Hügel zu Hügel schlich und seine Reiter auf uns losließ, stürzten die Türken und Kabylen aus Constantine hervor und stürmten gegen die verschiedenen Punkte der sie einschließenden Curve. Auch schien sich der Himmel wie 1836 gegen die Franzosen verschworen zu haben. Der Regen goß in Strömen herab. Die über den Rummel geschlagenen Brücken wurden fortgerissen. Die Erdsäcke, welche die Soldaten von Hand zu Hand gehen ließen, waren, wenn sie an ihrem Bestimmungsorte anlangten, nur noch mit feuchtem Kothe angefüllt. Bei Mansurah bot der Boden, welcher sich in Koth verwandelt hatte, keine haltbare Unterlage für die Artillerie mehr dar, drei Stücke wurden in einem Hohlwege umgeworfen und konnten nur durch die fast übermenschlichen Anstrengungen der Zuaven wieder aufgerichtet werden. Für die Pferde war kein Heu und kein Stroh mehr da. Die Artilleriepferde,

obgleich sie die nöthigsten waren, erhielten täglich nur ein Drittheil der Ration an Gerste, die hungrigen Maulthiere benagten die Proviantwagen. Die Soldaten schliefen im Wasser; einige konnten sich auf den Kieselsteinen ausstrecken, Andere drangen in den Kirchhof von Kudiat-Aty und ruhten unter der Wölbung der Gräber.

Es läßt sich denken, wie empfindlich solche Leiden für die Franzosen sein mußten, da diese ein ungestümes Volk sind und leichter Gefahren als Verzögerung ertragen. Als am Morgen des 9. die Batterien von Mansurah das Feuer eröffneten, begrüßte die ganze Armee das Feuer der Kanonen mit einem lauten Freudenrufe. Aber es genügte nicht, daß das Feuer des Platzes hie und da gedämpft und die Schießscharten beschädigt wurden; da die Thore der Stadt geschlossen blieben und nichts auf eine Bewegung in der Stadt hindeutete, so wünschten die Franzosen den Augenblick des Sturms sehnlichst herbei. Um ihn möglich zu machen, mußten die durch das schlechte Wetter unterbrochenen Arbeiten beendet und die zu dieser Batterie bestimmten Vierundzwanzig- und Sechszehnpfünder nach Kudiat-Aty auf einem beweglichen, unebenen, gänzlich zerrissenen Boden geschafft werden. Es gelang durch große Willensstärke. Nun rückten die Araber von allen Seiten aus der Stadt und unter Begünstigung der Unebenheiten des Terrains schlichen sie bis zum Fuße der Brustwehren, welche die Belagernden schützten. Der General Damremont zeigt sich, gefolgt vom Herzog von Nemours. Er befiehlt den Soldaten, über die Brustwehren zu springen. Zum Bajonnette! rufen die Franzosen und überspringen die Brustwehren. Die Araber werden von einem Stufensatze zum andern geworfen und nach Constantine zurückgetrieben. Am 12. waren die Arbeiten beendet und man konnte endlich zum Sturme schreiten.

Plötzlich verließ ein junger Muselmann die Reihen der französischen Armee, ein Papier in der einen Hand und eine weiße Fahne in der andern schwenkend. Die Belagerten warfen ihm Stricke zu und zogen ihn auf die Mauer. Es war ein Parlamentair, den der General Damremont den Belagerten zuschickte, um sie zur Uebergabe vor Ertheilung des schrecklichen und entscheidenden Signals aufzufordern. Am folgenden Tage kehrte der Abgesandte mit der edlen und stolzen Antwort zurück: „Wenn die Franzosen kein Pulver und kein Brot mehr haben, so wollen wir ihnen welches geben. Wir werden unsere Häuser und die Stadt aufs Aeußerste vertheidigen.

Constantine wird nicht eher erobert werden, als bis sein letzter Vertheidiger gefallen ist."

Der General Damremont faßte nun seinen Entschluß. Seit dem Anfange der Belagerung, die er übrigens wie ein erfahrener Soldat leitete, hatte er seine Person wie ein Soldat aufs Spiel gesetzt; wenn man ihn mit sorgenvollem Gesichte in den Verschanzungen umhergehen und gewissermaaßen die Gefahr aufsuchen sah, so mußte man glauben, daß er entschlossen sei, zu sterben, wenn das Glück sich uns noch einmal feindlich zeigen sollte. Glücklicherweise war der Sturm möglich geworden und es war am Erfolge nicht mehr zu zweifeln. In hoffnungsvoller Stimmung begab sich nun der Graf von Damremont mit einem kleinen Haufen von Offizieren nach Kudiat-Aty. Er blieb auf einem offenen Punkte stehen, um die Bresche zu beobachten. „Nehmen Sie sich in Acht," sagte der General Rullières zu ihm; „wir sind hier dem Feuer des Feindes ausgesetzt." — „Das ist gleichgültig," antwortete Herr von Damremont kalt. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er von einer Kanonenkugel getroffen rücklings zur Erde fiel. Der General Perregaux, der sich über ihn neigte, wurde von einer Kanonenkugel an den Kopf getroffen. Der General-Gouverneur wurde von den Zeugen seines ruhmvollen Todes aufgehoben, und einige Augenblicke später wurde sein blutender Körper, mit einem Mantel bedeckt, durch die Armee getragen.

Unter den Soldaten beweinten manche ihren Anführer; alle bezeigten seinem Schicksal Theilnahme. Das Kommando ging nun an den Generallieutenant Valée über: er übernahm es unter dem Beifall der Truppen, und entzückt vernahmen sie noch an demselben Tage den Befehl zum Sturm für den folgenden Tag.

Der folgende Tag war ein Freitag. Nach einer abergläubischen, längst unter den Türken verbreiteten Ansicht sollte der definitive Triumph der Christen in Afrika an einem Freitag erfolgen. Aber Constantine bereitete sich nichtsdestoweniger zu wüthendem Widerstande vor. Andererseits hatten die Franzosen die Ueberzeugung des Sieges, da der Kampf Mann gegen Mann geführt werden mußte. Die zum Sturm bestimmten Truppen waren schon am vorhergehenden Tage in drei Kolonnen getheilt worden, welche unter dem Befehl des Oberst-Lieutenants Lamoricière, des Obersten Combes und des Obersten Corbin standen. Um sieben Uhr wurde das Signal gegeben, und als die Trommeln wirbelten, schlugen alle Herzen vor

Ungeduld und Freude. Der Himmel war an diesem Tage heiter. Die erste Kolonne unter dem Befehl Lamoricière's erreichte den Wall im Sturmschritte. Die Zuaven ersteigen die Bresche und die dreifarbige Fahne, welche der Kapitain Garderens aufpflanzt, wird mit lautem Jubel begrüßt. Während die Sappeurs sich rechts und links längs der Mauer einen Weg bahnen, befinden sich ihre Gefährten vor einem Irrgange zerstörter Häuser und geheimnißvoller Sackgassen, aus welchen ein Kugelregen hervordringt. Man schreitet dennoch vor und es entspinnt sich ein mörderisches und entsetzliches Gemetzel. Plötzlich stürzt eine Mauer zusammen und begräbt eine Menge der Stürmenden. Bald darauf springt eine Mine; Flammen- und Rauchwirbel steigen auf; mehrere unserer Soldaten fühlen, wie sich die Luft in ihrer Umgebung entzündet, sie athmen Feuer, stechender Schmerz verzehrt sie, ihre verbrannten Kleider legen ihre Haut blos, ihre Augenbraunen sind verbrannt, ewige Finsterniß umgiebt sie. Der Anblick dieser Unglücklichen war herzzerreißend. Einige wurden wahnsinnig; viele waren so entstellt, daß ihre Freunde sie nicht erkennen konnten, und sie irrten, Gespenstern gleich, umher.

Constantine eröffnete sich übrigens auf allen Seiten dem Andrange der Stürmenden. Die unerschrockenen türkischen Kanoniere lagen am Fuße ihrer eroberten Batterien. Der Kampf wüthete von Haus zn Haus in den Straßen, die so eng waren, daß die gegenüberstehenden Häuser sich oben fast berührten. Die Franzosen stürmten mit eingelegtem Bajonnett die Stadt und waren überall siegreich. Die Insignien der türkischen Herrschaft, die Standarten Achmed's, die Roßschweife, verschwanden allmählig und machten der dreifarbigen Fahne Platz. Man sagt, daß ein Minister des Bey, der sich weder unterwerfen noch fliehen wollte, sich das Leben nahm. Der Tumult von tausend Kämpfen hallte weithin und bald sah man nur noch Todte, Sterbende und Ruinen. Aus den rauchenden Trümmern tönten wüthende Verwünschungen oder erstickter Geschrei hervor. Die von Schrecken ergriffene Bevölkerung hatte sich nach dem entgegengesetzten Ende der Stadt gewälzt; dort schichtete sie sich hinter der Kasbah auf einem jähen Abhange zusammeu, welcher in eine Mauer von senkrechten Felsen auslief. Hier sammelte sich die seufzende Menge in übermäßiger Anzahl, drängte sich und rollte kopfüber in den Abgrund. Frauen, Kinder, Greise, kamen in der furchtbaren Verwirrung um. Die Kühnsten hängten sich an Seile,

welche zerrissen, und sie stürzten auf einen Haufen von Todten. Der Blutgeruch stieg in die Luft. Die Stadt war erobert.

Dieß Resultat war nicht ohne grausame Verluste erreicht worden. Der Bataillons=Chef Sérigny und der Kapitain Haket vom Genie waren auf der Bresche gefallen. Unter den Verwundeten zählte man den Oberst Lamoricière, die Bataillonsanführer Vieux und Dumas, den Genie=Offizier Leblanc, den Kapitain Richepanse. Der Oberst Combes war tödtlich verwundet worden. Als er auf der Bresche angelangt war und einen entscheidenden Angriff commandirte, wurde er von zwei Kugeln getroffen, von denen ihm eine in die Brust drang. Nun begab sich eine Scene, welche der heroischen Zeit würdig war. Der Oberst Combes, der sich vom Schmerze nicht besiegen ließ, begab sich zum Herzoge von Nemours, um ihm von der Sachlage Bericht zu erstatten. Sein Schritt war sicher, sein Gesicht ruhig. Niemand hätte geglaubt, daß er den Tod in der Brust trug und er gestattete sich in Bezug auf sich nur die melancholische und großartige Anspielung: „Diejenigen, die nicht tödtlich verwundet sind, werden sich des Erfolgs erfreun.“ Man trug den Sterbenden fort. Seine letztrn Worte waren: „Empfangen Sie mein Lebewohl. Ich verlange nichts vom Lande für meine Frau und die Meinigen; aber ich empfehle ihm die Offiziere meines Regiments“ — — der Tod unterbrach ihn.

Man erzählt, Achmed Bey habe während der Eroberung von Constantine von einem Berge herab dem feierlichen Schauspiele der Zerstörung seiner Macht zugeschaut. Als er sah, wie ihn das Schicksal traf, konnte er seinen Schmerz nicht bemeistern und seinen Augen sollen Thränen entströmt sein. Indeß entsagte er nicht der freundlichen Gewohnheit des Daseins; er wendete sein Pferd und jagte davon.

Der erste Gedanke der Eroberer von Constantine gehörte den Verwundeten au. Sie wurden dem Doktor Baudens anvertraut und erhielten eins der schönsten Häuser, das des Kalifa des Bey, zum Hospital. Der Palast Achmed's, dessen Thore ein Neger den Siegern öffnete, enthielt reiche Teppiche, prachtvolle Pferde, viele Sklaven; aber man hatte hier Schätze zu finden gehofft und konnte keine entdecken. Die Frauen des Harems, von denen eine, Aicha sich durch Schönheit auszeichnete, wurden unter die Obhut des Muphti gestellt. Allmählig kehrte Alles zur Ordnung zurück; vom flachen Lande fanden sich die Stämme ein, um ihre Unterwerfung

zu erklären; die nöthigen Maaßregeln für die Occupation wurden genommen, und die Armee trat den Rückmarsch an, nachdem sie 2500 Mann unter dem Oberst Bernelle in Constantine gelassen.

Diese so theuer erkaufte Eroberung wurde in Frankreich auf eine rührende und bescheidene Weise gefeiert. Die Würde eines Marschalls von Frankreich und der Titel eines General-Gouverneurs belohnte den General-Lieutnant Valée. Die Marechaux-de-camps Rullières und Trézel, so wie die Obersten Bernelle, Boyer, Bacher und Tournemine wurden avancirt. Der Körper des Grafen von Damremont erhielt bei seiner Ankunft in Frankreich die militairischen Ehrenbezeugungen und das Invaliden-Hotel als Begräbnißstätte. Der General Perrégaux war auf der Ueberfahrt nahe dem Ufer des Vaterlands gestorben.

Zehntes Kapitel.

Neue Stellung der demokratischen Partei. — Portrait Arago's. — Bildung des Central-Ausschusses; seine Physiognomie; Resultat seines Einflusses. — Wahlen. — Ursprung der Coalition. — Falsche Taktik Guizot's. — Erste Niederlage der Coalition. — Letzte Augenblicke Herrn von Talleyrand's. —

Lange Zeit hatte die demokratische Partei sich den Eingebungen der Aufopferung oder des ungeduldigen Hasses oder eines abenteuerlichen Geistes überlassen. Aber selbst ihre edelsten Leidenschaften hatten ihr wenig genutzt. Alle Schwerter, welche in den Tagen des Zorns gezogen worden waren, hatten sich gegen die Partei selbst gekehrt und sie zerfleischt. Sie hatte also anerkennen müssen, daß unter der Herrschaft des Bürgerthums die Kühnheit nicht bloß günstige Aussichten habe und daß es ihr schwer werden würde, dem Glücke Gewalt anzuthun. Dennoch verlor sie den Muth nicht, und da sie mit einer Willensstärke begabt war, welche größer war als ihre Niederlagen, so beschloß sie, sich zur Ruhe zu bequemen, ihren Angriffen Geduld beizugesellen, mit einem Wort bloß durch die Waffen des Gesetzes und durch geistige Mittel zu siegen. Eine günstige Gelegenheit dazu zeigte sich gegen Ende des Jahres 1836; denn Molé hatte die Kammer aufgelöst, und der Wahlkampf begann.

Wenn aber das Unternehmen nicht scheitern sollte, so mußte es durch Personen von großem Rufe und von solcher Mäßigung, daß die Verläumdung sie nicht traf, durch Personen, wie z. B. Arago, geleitet werden.

Und welch mächtiger Bundesgenosse war ein solcher Mann! Sein imponirender Wuchs, sein unter großen, beweglichen Augenbrauen funkelndes Auge, die beständige Belebung seiner Züge, sein adlerartiges Profil, seine strahlende Stirn, Alles deutete bei ihm

auf Verbindung des Verstandes mit der Kraft und auf eine gewisse übermächtige Neigung zum Befehlen.

Diesem Manne war es gegeben gewesen, in einem Alter, wo man kaum vom Ruhme zu träumen wagt, desselben theilhaftig zu werden. Im Alter von 20 Jahren war Arago vom Längen-Bureau gewählt worden, um den Meridian Frankreichs bis zum südlichen Spanien zu verlängern, und er hatte bei dieser Arbeit viele Leiden erduldet, viele Gefahren bestanden. Er hatte ein halbes Jahr auf einem einsamen Berggipfel zugebracht, um die Stunde abzuwarten, wo eine Beobachtung möglich sein würde. Beim ersten Einfall der Franzosen in Spanien wurde er als Abgesandter Napoleon's zu Valencia ins Gefängniß geworfen; später wurde er nach Algier gebracht, auf dem Rückwege nach Frankreich wurde er im Angesichte von Marseille von einem spanischen Piraten gefangen genommen und zunächst nach Rosa, dann auf ein Ponton nach Palamos gebracht. Während seiner Gefangenschaft in Rosa und Palamos trieb er die Aufopferung für die Wissenschaft so weit, daß er sich nicht retten wollte, um nicht seine Beobachtungen und seine Instrumente zu verlieren.

Charakteristisch bei Arago war die Verschiedenartigkeit seiner Befähigungen; er war in Europa als Professor und Gelehrter berühmt und entfaltete in den Redekämpfen eine schwunghafte, lichtvolle, durch ergreifende Thatsachen, Citationen und Einzelheiten verstärkte Beredsamkeit; unter den ersten Schriftsteller der Zeit durfte keiner hoffen, ihn an Schönheit, Gewandtheit und vorzüglich an Klarheit des Styls zu übertreffen. Diese letztre Eigenschaft hatte bei Arago etwas Blendendes und machte ihn zu einem der fruchtbarsten Verallgemeinerer.

Ein so organisirter Mann konnte um so weniger der Politik fernbleiben, als ihn ein von Natur zum Herrschen geneigter Geist und ein ungeheures Bedürfniß nach Thätigkeit zu derselben beriefen; denn für seine so reich begabte Natur schien Alles zu passen: die Sammlung und die Thätigkeit, die Unbeweglichkeit des Studiums und die Beweglichkeit der menschlichen Dinge, die einsame Betrachtung der Welten und das sturmbewegte Forum.

Arago war mächtig durch die Wissenschaft, aber vielleicht noch mehr durch die Leidenschaft. Daher hatte er sich nicht lange mit der Diktatur begnügen können, welche ihm die Akademie der Wissenschaften freiwillig überlassen hatte, obgleich er auch hier Hindernisse

aber zu besiegen, Kämpfe zu bestehn und Feinde zu schlagen hatte. Wenn Arago's Kraft einen hinlänglichen Spielraum finden sollte, so waren noch andre Feinde und andre Kämpfe erforderlich. Er hatte sich also in die Region der Politik begeben, und der Anziehungskraft, welche die Demokratie auf alle höherbegabten Naturen ausübt, war auch er nicht entgangen. Und wer war wohl mehr geeignet, eine glänzende Rolle in derselben zu spielen? Er war so fähig das Volk zu bewegen wie es zu unterrichten; er imponirte den Einen durch das Gewicht seines Namens und riß die Andern durch die Energie seines Gemüths fort, das übrigens freundlich und ohne Galle war.

Eintretenden Falls wäre die Rolle eines Tribunen seinen Wünschen angemessen gewesen. Indeß hatte er nicht die Ueberlegenheit, welche Mirabeau gestattete, mit den Stürmen zu spielen, sich während derselben stolz und leicht zu fühlen, sich am Widerspruche zu berauschen und sich durch den Haß, den er erregte, zu erheben. Da Arago als Professor an den Beifall gewöhnt war, so entwickelte er sich nur vor einem Auditorium, das ihn begreifen und loben konnte, in seiner ganzen Kraft. Das Lämen einer feindlichen Versammlung lähmte seinen Muth nicht, brachte aber die Quellen der Begeisterung bei ihm zum Versiegen. An einem Frühlingsabende ging er mit einigen Mitgliedern seiner Familie und einem Freunde im Garten des Observatoriums spatzieren und legte bei dieser Gelegenheit die Ideen einer Rede dar, welche er am folgenden Tage in der Kammer halten wollte. Es handelte sich darum, das Volk gegen die Verachtung der Patricier zu vertheidigen durch Aufzählung der Dienste, die es der Wissenschaft geleistet und der großen Männer, die aus seinem Schooße hervorgegangen. Arago ließ sich durch das Feuer einer anfangs vertraulichen Unterhaltung fortreißen, gerieth allmählig in Feuer und wurde erhaben. Auf dieser Terrasse, welche Paris beherrscht, sehen wir ihn noch mit seinem hohen Wuchse und seiner Gestalt eines arabischen Häuptlings, mit seinem entblößten Haupte und seinem ausgestreckten Arme, mit seinem flammenden Auge, seinen vom Winde geschaukelten Haaren, seiner von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten Stirn — — Nein, nie war der Anblick eines Menschen so majestätisch, nie sprachen sich Gedanken, welche aus dem Herzen kamen, in so feierlichen und edlen Ausdrücken aus! Am folgenden Tage hörten wir Arago in der Kammer, und es wurde uns schwer, ihn

wiederzukennen; das einfältige Murren, welches das Lob des Volks der Versammlung entriß, störte ihn!

Uebrigens waren die ausgezeichneten Eigenschaften Arago's nicht ohne anderweitige Beimischung. In einer Gesellschaft, welche zwischen der Neuerungslust und der Furcht vor Krisen schwankt, muß ein Parteiführer sich ein unveränderliches und einziges Ziel vorstecken, seine Thätigkeit concentriren, sich durch feine Aufmerksamkeiten und geduldige Rücksichten Creaturen bilden, und sich keine andere Feindschaften zuziehn als die durchaus nothwendigen. Arago hatte aber weniger Ausdauer als Ungestüm: durch untergeordnete Bedenklichkeiten ließ er sich leicht von der Verfolgung eines großen Plans ablenken; er verminderte selbst die Kraft seines Willens, indem er sie auf zu vielerlei Gegenstände zu gleicher Zeit ausdehnte; er verstand die Kunst, widerstrebende Kräfte zu discipliniren nur halb; er war unerschrocken und treu in seiner Freundschaft, aber er bemühte sich nicht genug, die Gleichgültigen zu gewinnen und seine ungestüme Persönlichkeit verletzte mehr als einmal eine im höchsten Grade mißtrauische Partei; mit einem Wort, er berücksichtigte mehr seine augenblickliche Leidenschaft als seinen Zweck. Die Hartnäckigkeit und die Berechnung der Leidenschaft machten das Genie Pyms aus. Mit solchem Genie bereitet man Revolutionen vor: Arago hatte das Genie, welches sie entscheidet.

In der Zeit, von welcher wir sprechen, machte Arago kein Geheimniß aus seinen Hoffnungen, und die demokratische Partei konnte ihn als einen ihrer Führer begrüßen. Wenn aber Arago sich für die Partei entschied, so ließ sich auch Laffitte, der gern dem Einflusse seines berühmten Freundes folgte, fortreißen; daß Dupont (de l'Eure) eine Stütze für sie sei, hatten die Demokraten nie bezweifelt.

Der Advokat Dupont und Louis Blanc gingen von diesen Voraussetzungen aus, um die Initiative der Schritte zu ergreifen, welche die Bildung eines Central-Ausschusses in der demokratischen Partei herbeiführen sollten. Dupont (de l'Eure) versprach seine Mitwirkung; man erhielt die Arago's und durch Arago die Laffitte's; hierauf wurden die Mitglieder der dynastischen Opposition aufgefordert, sich zu einem Ausschuß zu vereinigen, dessen ersten Kern die demokratische Partei bildete.

Eine doppelte Voraussetzung war aufgestellt worden: entweder würde die dynastische Opposition darauf eingehn und dann würde

man, mit Vorbehalt der Verschiedenheit die Principien an ihrer Seite gekämpft haben; oder sie hätte es abgelehnt und dann konnte man ihren Bund entbehren, da man Arago, Laffitte, Dupont (de l'Eure) für sich hatte, also drei Männer, deren Abwesenheit jedem Oppositions-Ausschuß den Todesstoß geben mußte.

Der Plan war gut angelegt: die Folge zeigte es. Eine Versammlung war im Bureau der „Nouvelle Minerve" angesetzt worden, und es fand hier eine Vereinigung beider Oppositionen statt. Die Republick war hier durch einige ihrer festesten Repräsentanten vertreten, unter welchen Dupont, Dornèz, Thomas, Ober-Redacteur des National; Frédéric, Degeorges, Ober-Redacteur des Propagateur du Pas de Calais; den Vorsitz führte Laffitte.

Die Radikalen erklärten sich offen und stolz über ihren Zweck. Bis dahin hatte man ihnen unaufhörlich ihre Unlenksamkeit und ihren Ungestüm beim Angriffe vorgeworfen; wenn sie sich zum Angriffe entschlössen, sagte man, so verständen sie nur den Degen zu ziehn und selbst ihre Ruhe sei nur eine trotzige Isolirung. Es beliebte ihnen jetzt, zu zeigen, wie ungerecht und übertrieben diese Vorwürfe waren. Die Wahlen sollten beginnen; sie wollten Theil an denselben nehmen und forderten die dynastische Opposition auf, sich mit ihr zu verbinden. Wenn aber eine solche Association moralisch sein sollte, so mußte sie ohne geheime Nebenabsichten, ohne Umschweife und mit dem Ansehn, welches Rechtlichkeit der Absicht und offenes Eingeständniß den menschlichen Handlungen verleihn, eingegangen werden. Es durfte kein zweideutiger Kompromiß zwischen entgegengesetzten Principien, keine schlaffen Concessionen eintreten. Es handelte sich darum, die Kräfte gegen einen gemeinschaftlichen Feind zn vereinigen, nicht aber die Fahnen zu vertauschen.

Der Vorschlag war ehrlich: diejenigen, an die er gerichtet war, vernahmen ihn mit einem Gemisch von Achtung und Unruhe und Chambolle und Léon Faucher trugen kein Bedenken, ihn zurückzuweisen. Kannte man nicht die Gesinnung der meisten Wähler, wußte man nicht, daß die Politik der Radikalen für sie ein Gegenstand des Schreckens war? Die dynastische Opposition würde also einen großen Fehler begehn, wenn sie sich Männern anschließen wollte, die aus ehrenwerther und nothwendiger Bedenklichkeit nichts von ihren Theorieen ablassen wollten und sich dieß zum Ruhme anrechneten. Dupont antwortete mit Ungestüm und Stolz. Er gab zu verstehn, daß wenn man sich nicht mit ihnen verbinden wolle,

die Radikalen stark genug wären, um ihren Weg allein zu gehn. Es kam Aufregung in die Versammlung.

Hier befand sich ein Professor des Collège de France, dem ein großes journalistisches Talent und beredt vorgetragene volksthümliche Ansichten große Popularität unter der Jugend verschafft hatten. Aber durch einen Entschluß, der keine Entschuldigung zuläßt und der unerklärt bleibt, hatte Lerminier mit seinen alten Freunden gebrochen und das Lager derselben verlassen; verurtheilt von der Meinung, verfolgt von der Jugend hatte er, wie es gewöhnlich geht, zur Kühnheit seine Zuflucht genommen. Er nahm das Wort und hob mit großer Bitterkeit die Abneigung der Mittelklasse gegen die Radikalen, die Gefahren ihrer Mitwirkung, ihre durch so viele Niederlagen bewiesene Schwäche hervor: das waren merkwürdige Worte im Munde Lerminier's, welche ihm von Seiten Louis Blanc's, der kürzlich noch sein Mitarbeiter gewesen war, eine heftige Erwiderung zuzogen; diese schloß mit den Worten: „Mein Herr, es giebt Niederlagen, welche ehrenvoller sind als manche Triumphe."

So wurde die Erörterung immer heftiger. Plötzlich begiebt sich Herr Mathieu zum Präsidenten, spricht leise mit ihm und verläßt die Versammlung. Mathieu, Professor der polytechnischen Schule und Schwager Arago's war bekannt wegen seines Patriotismus. Kaum hat er sich entfernt, als Laffitte aufsteht und mit fester Stimme sagt: „Meine Herrn, ich habe den Auftrag, Ihnen zu erklären, daß Arago und Mathieu einem Ausschusse nicht angehören wollen, in welchem die radikale Partei nicht repräsentirt sein würde. Ich gebe dieselbe Erklärung ab."

Damit war Alles entschieden. Die Versammlung ward befragt, und eine starke Majorität spricht sich zu Gunsten der Radikalen aus; von den Mitgliedern der dynastischen Opposition vereinigen sich die energischsten mit der demokratischen Partei, die Dissidenten entfernen sich und am folgenden Tage erscheint folgende Notiz in den Zeitungen:

„Ein Central-Ausschuß hat sich in Paris constituirt, um sich mit den Wahlen zu beschäftigen. Sein Zweck ist alle Schattirungen der nationalen Opposition zu vereinigen und durch ihre combinirten Anstrengnngen eine unabhängige Kammer zu erhalten.

„Der Ausschuß besteht gegenwärtig aus Dupont (de l'Eure), Arago, Mauguin, Mathieu, Larabit, Ernst Girardin, dem Marschall Clauzel, Garnier-Pages, Cormenin, Salverte und Thiers als Mit-

gliedern der letzten Kammer; aus Chatelain, Oberredakteur des Courrier français; Lemaire, Oberredakteur der Minerve; Bert, Oberredakteur des Commerce; C. D. Durand, Mitarbeiter der Minerve; Louis Blanc, Oberredakteur des Bon Sens; Frédéric Lacroix, Oberredakteur des Monde; Thomas, Oberredakteur des National; Dubosc, Oberredakteur des Journal du Peuple; Goudchaux, Bankier; Viardot, Literat; Dornez, Advokat; Nepomucène Lemercier, Mitglied der Academie française; Rostan, Professor an der medizinischen Schule; Felix Desportes, Eigenthümer; Marie, Advokat; Ledru-Rollin, Advokat; Dupont, Advokat; Sarrans, Literat; Guilbert; David (von Angers), Bildhauer."

Mit der Korresspondenz wurden beauftragt: Garnier-Pagès, Cauchois-Lemaire und Mauguin.

Die Zusammensetzung dieses Ausschusses war fast ganz demokratisch, und kein anderer Oppositionsausschuß war neben ihm möglich. Chambolle, Oberredakteur des Siècle, erstattete dem Publikum in einem angemessenen und gemäßigten Artikel Bericht von den Gründen, die ihn von der Theilnahme abgehalten hatten. Odilon-Barrot, der Führer der dynastischen Opposition, machte eine Notiz bekannt, in welcher er die Spaltung bedauerte, die in der constitutionellen Partei ausgebrochen sei und erklärte, daß er sich nicht einem Ausschusse beigesellen könne, in welchen die republikanische Partei mit entfalteten Fahnen eingetreten sei.

So blieb die Leitung der Wahlbewegung in den Händen der Radikalen concentrirt. Es war dieß das Erstemal, daß sie entschlossen und nach einem zusammenhängenden Plane sich in die Geschäfte mischten; es war dieß das Erstemal, daß sie zu sagen schienen: „Um das Steuerruder zu ergreifen, brauchen wir keinen Sturm aufzuregen." Im Schlosse war der Schreck groß. Einen ganzen Monat lang erschöpfte die Presse gegen den Centralausschuß die ganze Galle ihrer Polemik und das Journal des Debats bekämpfte denselben mit wüthender Heftigkeit. Es trennte innerhalb der Opposition diejenigen, welche demselben beigetreten waren, von denen die es nicht gethan hatten, und lobte die letzteren wegen ihrer Klugheit, während es die ersteren für das zu erwartende Unheil verantwortlich machte. Wenn man ihm glauben wollte, so war der Thron schon unterwühlt, und es machte wenig aus, daß einige Constitutionelle ihre Namen unterzeichnet hatten. „Es giebt nichts Ernsteres und nichts Berechneteres, rief es in der Nummer vom 22. Oktober aus, „als den Zweck und

den Plan der radikalen Partei. Sie steht auf dem Punkte, alle Vortheile der Stellung geltend zu machen, die man ihr bereitet hat. Die Koalition ist ihr eigenes Werk; sie hat den Gedanken dazu gegegeben; sie ist die Seele und das Lebenselement derselben; der Platz, den sie in derselben einnimmt, die Namen, die sie hineingebracht hat, sichern ihr die geheime Leitung. — Nicht die Programme klassifiziren die Menschen und entscheiden das Uebergewicht, sondern die Energie." In ihrer Nummer vom 18. Oktober hatte dieselbe Zeitung gesagt: „Ausschließen! Vor vierzig Jahren drückte man sich anders aus! Und wen schließt man zunächst aus? Die Constitutionellen von allen Schattirungen, die Freunde der Staatsgewalt, den tiers-parti, die Dynastischen, die ganze Opposition, deren Kraft und Ehre Herr Odilon-Barrot ist." Die Anklage war verläumderisch, da Odilon-Barrot nicht ausgeschlossen worden war, sondern sich selbst ausgeschlossen hatte; aber man streute auf diese Weise Mißtrauen und Eifersucht aus, und das genügte dem Hasse, der immer ungerecht ist.

Der Centralausschuß war von kühnen Männern geleitet: er nahm in der Presse eine furchtbare Stellung ein, und da er es verschmähte, sich zu vertheidigen, so griff er an. Durch die Gewaltthätigkeit seiner Gegner zum Kampfe getrieben, eröffnete er das Feuer aus seinen sieben Journalen, brachte Paris in Bewegung und regte die Provinzen auf; und wenn es ihm auch nicht gelang, die ministerielle Majorität auf eine bemerkenswerthe Weise zu modifiziren, so befestigte er sich doch wenigstens auf Kosten der unentschiedenen Meinungen, vermehrte die Zahl seiner Repräsentanten in der Kammer und machte seine Gegenwart und den Einfluß der Demokratie auf jedem Punkte der Wahlsphäre geltend. Niemals hatte sich seit 1830 eine so starke Minorität gegen die Staatsgewalt bei den Wahlen erhoben. In Paris betrug die Zahl der Oppositionswähler 6,303 auf 13,982. Alle parlamentarischen Mitglieder des Centralausschusses wurden wiedergewählt. Zwei bekannte Republikaner, Martin (von Straßburg) und Michel (von Bourges) kamen in die Kammer. Arago erhielt die Stimmen von zwei Wahlkollegien; ebenso der Marschall Clauzel; und wie viel Aufsehen auch die Theorien Boyer ihn. Allerdings siegte im zweiten Arrondissement. J Lefèbre über erklärte sich doch in der Hauptstadt eine imposante Minorität für d'Argensons durch ihre große Kühnheit gemacht haben mochten, so

Laffitte; aber das sechste Arrondissement entschädigte den berühmten Bankier.

Während dessen entfaltete das Ministerium eine geheime Thätigkeit, die seinem Rufe schadete, die ihm aber den Erfolg verschaffte. Am meisten fürchtete es die Doktrinairs, weil es in ihnen Erben sah. Seine Taktik bestand darin, daß es ihre Erwählung scheinbar unterstützte, im Geheimen aber bekämpfte: einige derselben, wie z. B. d'Hauberſaërt und Giraud wurden das Opfer ihrer Umtriebe. Uebrigens wurde die Bestechung der Wähler überall geübt und überall denunzirt. Der Präfekt des Morbihan fand in Herrn von Sivry einen mächtigen und leidenschaftlichen Ankläger. Der Ober-Ingenieur der Gironde, Herr Billaudel, war als Kandidat der Opposition aufgetreten; aber ein Brief des Ministers des Innern hatte ihm anbefohlen, zwischen seiner Kandidatur oder seiner Stelle zu wählen; er verzichtete auf seine Stelle und setzte seine Kandidatur durch; diese Thatsache, welche er auf der Tribüne bekannt machte, ließ auf die Mittel, welche die Staatsgewalt angewendet hatte, um den Erfolg zu erlangen, ein trauriges Licht fallen.

Die Berathung der Adresse führte nur zu lärmenden und leeren Wiederholungen; und der Anfang der Erörterung zeichnete sich nur durch die neue Stellung der Doktrinairs aus. Diese, die zu schwach waren, um die Staatsgewalt offen zu bekämpfen und wiederum zu stolz, um ihr zu dienen, beschlossen, sie anfangs zu unterstützen und zu beschützen. Aber diesem eiskalten Schutze, dieser anmaaßenden Unterwerfung, dieser drohenden und beleidigenden Unterstützung war jedenfalls der Krieg vorzuziehen. Der Krieg lag also in den Verhältnissen; endlich kam er zum Ausbruch und zwar zu einem um so furchtbareren, je länger die feindlichen Leidenschaften unterdrückt gewesen waren.

Thiers entzündete denselben. Obgleich Remusat Doktrinair war, hatte sich doch Thiers immer um ihn beworben. Er liebte in ihm den gebildeten Verstand, das ernste, aber geistreiche Talent, das von Pedanterie freie Benehmen, die Unabhängigkeit des Schriftstellers. Beide waren Söhne der Presse und hatten auch das gemein, daß sie die Erhaltung der Monarchie mit einigen Ideen nationalen Stolzes vereinbar glaubten, vorausgesetzt, daß dieselben mit großer Bescheidenheit und Klugheit aufträten. Sie paßten also zu einander und ihre Privatbeziehungen enthielten den Keim des später unter dem Namen der Koalition so berühmt gewordenen Bündnisses. Nach

der Ansicht von Thiers war es sonderbar, daß die fähigsten Männer in der Kammer sich von der triumphirenden Mittelmäßigkeit Gesetze vorschreiben lassen mußten. War denn zwischen den Doktrinairs und den Mitgliedern des linken Centrums keine Annäherung möglich? Remusat ließ sich überreden und vermittelte bei seinen Freunden; bald machten sich Jaubert, Piscatory, Duchatel und selbst Guizot mit dem Gedanken eines Offensiv-Bündnisses vertraut. Duvergier de Hauranne, der später die Seele desselben wurde, zeigte sich anfangs nicht sehr geneigt dazu. Er meinte, eine Partei setzte ihr Ansehen aufs Spiel, wenn sie ihre Stellung ändere: solche Rathschlüsse müßten reifen; denn wenn es auch leicht sei, sie zu fassen, so sei es doch schwer, sie zu erklären. Aber es gab nach Duvergier de Hauranne's Ansicht eine Fahne, unter welcher man sich sammeln konnte, um der Koalition den Charakter einer Intrigue zu nehmen. Der inconstitutionelle und übermäßige Antheil, den der König an der Leitung der Staatsangelegenheiten nahm, war allen Fraktionen der Kammer gleich lästig; gab es kein Mittel, sich auf eine anständige Weise zu vereinigen, um die Maxime: le roi règne et ne gouverne pas, durchzufechten; um die parlamentarische Prärogative gegen die königliche Prärogative zu vertheidigen? Duvergier de Hauranne war dieser Ansicht, und um vorläug Terrain zu gewinnen, veröffentlichte er in der Revue française eine Notiz, in welcher die Theorien von His und Fonfrède als die Zerstörung der Repräsentativ-Regierung dargestellt wurden. His und Fonfrède hatten behauptet, die Politik sei ein grausenhaftes Chaos ohne Einheit, ohne Festigkeit; die Wahlkammer, diese vorübergehende, gespaltene, bewegliche, sich gegen die Traditionen auflehnende Macht sei weder fähig, ein System aufzustellen noch es durchzuführen; die Initiative und der Impuls müsse vom Königthum ausgehen; fasse man die Sache anders, so stelle man eine halbtodte Monarchie einer lebenden Republik entgegen. Also wollten His und Fonfrède die Wahlkammer des Rechts berauben, die Subsidien zu verweigern? Die Logik ihrer Theorien führte sie dazu. Es wäre lächerlich gewesen, der Kammer ein unwiderstehliches Werkzeug ihrer Herrschaft zu lassen, wenn man die Herrschaft für das Königthum forderte. Was blieb aber wohl, wenn das Recht, die Subsidien zu verweigern, vernichtet wurde? Der Despotismus mit einer berathenden Kammer, die dann ein unnützes Räderwerk, eine Springfeder gewesen wäre, welche

hätte zerbrochen werden müssen. Das bewies Duvergier de Hauranne ohne Mühe und auf eine siegreiche Weise.

Weniger glücklich war er bei der Darlegung seines eignen Systems. Da er wohl einsah, daß zwischen einer mit der Votirung der Abgaben ausgerüsteten Versammlung und einem unverletzlichen Königthum ein Kampf auf Tod und Leben zu fürchten sei, so wollte er, daß das Ministerium Theil an den Attributionen der Kammer wie an denen der Krone erhalte, und zwar an denen der erstern durch die Designation, an denen der letztern durch Ernennung, so daß die Minister ein Band zwischen den beiden eifersüchtigen Gewalten und eine vermittelnde Instanz gebildet haben würden. Duvergier de Hauranne berücksichtigte nicht, daß er nur das Schlachtfeld veränderte, indem er den Kampf zu verhüten suchte, denn man konnte ihm entgegnen: entweder wird der König auf die Designation Rücksicht nehmen müssen oder er wird sie nicht zu beachten brauchen. Im erstern Falle ist sein Recht illusorisch. Im zweiten muß, da die Kammer ihm ihre Mitwirkung verweigert, der Kampf zu einem Staatsstreiche und vielleicht zu einer Revolution führen.

So wurde das constitutionelle System durch die Erörterungen seiner Publicisten und die Ohnmacht ihrer Logik geschwächt, bloßgestellt und um seinen Kredit gebracht. Indeß hatte der Artikel Duvergier de Hauranne's eine furchtbare Bedeutung: er gab der parlamentarischen Ligue, die sich bildete, eine Parole.

Man näherte sich dem 12. März (1838) dem für die Einreichung der geheimen Fonds angesetzten Termine, und diese Vertrauensfrage mußte über den Sturz des Ministeriums oder über seinen Bestand entscheiden. Die neuen Verbündeten hielten die Gelegenheit für günstig, um ihre Kräfte zu versuchen und vertheilten die Rollen unter sich. Jaubert, ein offensiver Geist und darauflosstürmender Redner, sollte den Angriff beginnen, Guizot ihn unterstützen und Thiers den entscheidenden Schlag führen. Aber Guizot's Unentschlossenheit verdarb Alles. Er unterhielt mit dem Centrum Beziehungen, deren Vortheil er nicht einbüßen wollte. Er kündete also die Absicht, das Ministerium zu tadeln, auf eine schonende Weise und so an, daß er sich auf keine Weise bloßstellte. Vergeblich stellten ihm seine Freunde die Nachtheile einer schwankenden Stellung vor so wie, daß Entschlossenheit hier Weisheit sei; aus übermäßiger Vorsicht oder aus Egoismus beharrte er bei seinem Entschlusse.

Jaubert begann verabredetermaaßen den Kampf. Er zeigte sich hierbei, wie er war, ungestüm, eindringlich und spöttisch. Was er bei den geheimen Fonds mißbilligte, war weniger ihr Princip als ihre Verwendung. Er hob den Skandal der den Journalen bezahlten Subventionen hervor und wies auf das verderbliche Patronat hin, durch welchen das Journal des Débats gelebt habe und gewachsen sei. „Ich bewillige meine Stimme der Regierung, so schloß er, dem Ministerium würde ich sie verweigert haben.“ Auch Guizot trat als Gegner der Staatsgewalt auf. Aber er war nicht mehr zu erkennen. Dieser gewöhnlich so stolze und in seinem Dogmatismus so schneidende Mann war unentschlossen, er stammelte, er verwickelte sich in leeren Phrasen, deren Trivialität nicht durch ihre Emphase verdeckt wurde. Bald heftete er seinen Blick auf seine neuen Freunde und schien sie wegen der Schlaffheit seines Angriffs um Verzeihung zu bitten; bald wendete er sich mit bittendem und gezwungenem Ausdruck zum Centrum und schien sich seiner neuen Oppositions-Stellung zu schämen. Nach einer Rede, welche für die Versammlung und für ihn selbst eine Marter war, verließ er unter stummer Mißbilligung die Tribüne. Thiers, der den Muth verlor, wagte nicht zu reden. Die Schlacht war verloren. Trotz der ernsten Protestation Odilon Barrot's und Gisquet's, den seine Absetzung zum Feinde des Ministeriums gemacht hatte, wurde die Summe der geheimen Fonds bewilligt, wie sie Molé gefordert hatte. Die besiegte Koalition zerstreute sich in der Erwartung besserer Tage.

Eine auffallende Neuigkeit regte um diese Zeit die politische Welt auf.

Wir haben Talleyrand geschildert; wir haben berichtet, wie prahlerisch seine Eitelkeit des Bösen war. Aber seine Unempfindlichkeit war nur eine Maske. Da er in seinem Salon eine Schule für die Verachtung der Menschen und der Principien bildete, so wollte er den Gewinn einer so schmachvollen Professur nicht verlieren, und suchte immer triumphirend und spöttisch zu erscheinen. Im Grunde war er unschlüssig, in innerem Kampfe, demüthig in seiner Traurigkeit und von innerer Unruhe gefoltert. Da die Immoralität, mit der er paradirte, nicht mit einer starken und energischen Natur verbunden war, so ging er an derselben auf eine elende Weise zu Grunde. Zeugnisse, welche lange Zeit geheim gehalten wurden, die sich aber nicht abweisen lassen, beweisen, daß in den letzten Jahren seines Lebens das Nachdenken ihm schmerzlich und unerträglich ge-

worden war. Wenn er in der Stille der Nächte sich selbst überlassen war, so sank er von seinem künstlichen Stolze zu unglaublicher Muthlosigkeit herab und beim Schein der Lampe und während seiner langen Nachtwachen schrieb er Zeilen, in welchen sich der Aufruhr seiner Gedanken und die Ermattung seines Geistes aussprach, wie z. B. folgende: „Jetzt sind 83 Jahre verflossen! wie viele Sorgen! wie viele Aufregungen! wie viel Mißgunst, die ich mir zugezogen! wie viele ärgerliche Verwickelungen! Und von dem Allen kein andres Resultat als große physische und moralische Ermüdung und ein tiefes Gefühl der Entmuthigung hinsichtlich der Zukunft, des Ekels hinsichtlich der Vergangenheit!“

Herr von Talleyrand verbarg also unter der Kälte seines Gesichts und unter der beständigen Ironie seines Blicks, unter seiner ruhigen Haltung und dem fortwährenden Schein des Glücks ein kampferfülltes und verzagtes Leben. Wenn er einmal auf der Scene stand, so trug er gern seine Verachtung gegen die Tugend zur Schau. Aber er hatte den Cynismus des Bösen ohne den Muth desselben. Er glaubte selbst nicht an seinen Cynismus, er hatte kein Vertrauen zu seinem Cynismus; so war Alles falsch an diesem Menschen, selbst seine Laster.

Wenn man einigen frommen Personen glauben darf, so hätte die erste Communion der Tochter der Frau von Dino einen wunderbaren, entscheidenden Eindruck auf Herrn von Talleyrand gemacht, er hätte sich durch den Anblick der Frömmigkeit eines zärtlich von ihm geliebten Mädchens außerordentlich rühren lassen. Sicher ist es, daß Demoiselle Pauline Dino sehr fromm war und von ihrem Groß-Onkel fast angebetet wurde. Herr von Talleyrand hatte übrigens eine kaum glaubliche Charakterschwäche, und Niemand war so sehr wie er, geeignet, sich von einem Kinde leiten zu lassen. Von diesen Voraussetzungen ging man bei seiner Bekehrung aus.

Es läßt sich denken, wie wichtig eine solche Bekehrung für die Pfaffen war! Diejenigen, welche aufrichtiger religiöser Sinn beseelte, mußten sich über eine heilige Eroberung freuen; die Andern sahen in dieser beispiellosen Demüthigung der Voltaire'schen Partei eine Anerkennung ihrer Herrschaft und den Beweis, daß der Katholicismus ein Oberhoheitsrecht über die beiden Endpunkte des Lebens, die Geburt und den Tod, habe. Uebrigens hatte der frühere Erzbischof von Paris, der Kardinal Talleyrand von Perigord, die

Bekehrung seines Neffen Herrn von Quelen angelegentlich empfohlen, den er in dieser Absicht zu seinem Nachfolger gewünscht.

Das Interesse der Kirche wurde sehr durch die Herzogin von Dino befördert. Diese, eine Tochter des Herzogs von Kurland, welche also in der Nähe der Throne geboren war, hatte lange die Herrschaft des Geistes und der Schönheit geübt; aber der eine währt länger als die andere, und mochte sie nun durch eine Aenderung ihrer Gewohnheiten ihr Leben verjüngen wollen oder mochte die zu bürgerliche Haltung Louis Philipp's ihre aristokratische Abneigung erregt haben, so war sie doch endlich dahin gekommen, sich nach der Vorstadt St. Germain zu sehnen. Vergeblich hatten ihr Thiers und die neuen Machthaber öfter vorgestellt, wie unwahrscheinlich die Versöhnung sei, die sie hoffe, und daß sie nirgends anders das finden werde, was sie durch die Entfernung von der Umgebung Herrn von Talleyrand's verliere, nämlich das Vergnügen, Einfluß auf die Geschäfte zu behalten und von geistreichen Männern umgeben zu sein; sie beharrte bei ihrem Entschlusse. Sie glaubte aber — und da dieser Glaube mit religiösen Gefühlen verbunden war, so war er ihr offenbar um so theurer geworden — sie glaubte, daß der Friede mit der Vorstadt St. Germain zu Stande kommen werde, wenn Herr von Talleyrand seine Vergangenheit öffentlich verläugnet hätte. In allen Fällen gewann sie das, daß sie der Königin schmeichelte. Und das Unternehmen war keinesweges chimairisch, da sie durch ihren lebhaften Verstand und ihren liebenswürdigen Geist einen unwiderstehlichen Einfluß auf ihren Onkel übte.

Herr von Talleyrand begann jetzt, in sich zu gehn, obgleich er dieß seinen Freunden Montrond, Thiers und Mignet, die sich darüber gewundert haben würden, sorgfältig verbarg. Im Jahre vor seinem Tode ließ er sich von seinem Buchhändler oft fromme Bücher kommen, und auf einem kleinen Stücke Papier haben wir folgende von seiner Hand geschriebene Notiz gelesen: „Die christliche Religion, studirt im wahren Geiste ihrer Grundsätze.“ Endlich gelangte er zu dem Stadium moralischer Schwäche, wo der Mensch sich selbst nicht mehr genügen kann; als ihn die Gespenster seines Herzens von allen Seiten umringten, beschloß er, einen Priester rufen zu lassen. Er wendete sich an den Abbé Dupanloup. Noch war er nicht von der Krankheit befallen, an welcher er starb und nur sein Alter führte ihn dem Tode zu.

Der Abbé Dupanloup hatte eine außerordentliche Abneigung gegen Herrn von Talleyrand: eine Einladung zum Mittagsessen lehnte er zuerst ab; aber eine Aufforderung des Erzbischofs von Paris nöthigte ihn, ein offenbar der Kirche günstiges Verhältniß nicht abzulehnen. Doch war er nicht frei von einer geheimen Unruhe. Mußte er nicht fürchten, daß die Bekehrung Herrn von Talleyrand's eine grausame, von seiner Gottlosigkeit ausgesonnene Mystification und gewissermaaßen eine von ihm am Rande des Grabes gespielte Komödie sei? War seiner Verstellung nicht Alles möglich? Der Abbé Dupanloup, der betrogen zu werden fürchtete, hätte gern einen auffallenden Schritt hervorgerufen, um seine Zweifel aufzuklären. Aber Herrn von Talleyrand's außerordentliche Höflichkeit entwaffnete ihn. Er beschloß also, ihm einen Brief zu schreiben, in welchem er seine religiösen und priesterlichen Erinnerungen wieder auffrischen und ihm so eine bestimmte Antwort entreißen wollte. Herr von Talleyrand antwortete in der That und seine Antwort begann mit folgenden Worten: „Die Erinnerungen, welche Sie, Herr Abbé in mir hervorrufen, sind mir sehr theuer und ich danke Ihnen dafür, daß Sie errathen haben, welche Stelle dieselben in meinen Gedanken und in meinem Herzen einnehmen.“ Die Beziehungen zwischen dem Fürsten und dem Abbé Dupanloup wurden fortgesetzt und die Religion machte den Hauptinhalt ihrer Unterhaltungen aus. Die geistige Unsicherheit des Mannes, der für den Patriarchen des Unglaubens galt, war so groß, daß er sich allmählig dazu bewegen ließ, nicht nur seine religiösen Pflichten zu erfüllen, sondern auch sein Leben öffentlich abzuschwören. Dieß that er in einer an den Papst gerichteten Erklärung, welche dem Erzbischof von Paris vorgelegt wurde. Der Fürst bekannte in derselben seine Irrthümer mit furchtbarer Demuth. Nur einen suchte er zu entschuldigen: der Erzbischof von Paris wollte keine Beschränkungen und unterwarf die Erklärung Veränderungen, welche Herr von Talleyrand sich gefallen ließ. So sehr war er gebändigt und unterworfen!

Indeß war er von einer tödtlichen Krankheit befallen worden, und die Nachricht von dem, was in seinem Innern vorging, gelangte, wenn auch in noch unbestimmter Form, ins Publikum. Für den weltlich gesinnten Theil der Umgebung des Fürsten wurde sie die Ursache großen Erstaunens und Schmerzes. Daß Herr von Talleyrand

die Religion und die gewöhnlichen Uebungen des Kultus zu seinem Abschiede vom Leben hinzuzog, fanden Männer wie Thiers und Mignet sehr angemessen und anständig; aber die öffentliche Abschwörung, welche dem Greise auferlegt wurde, der die Messe auf dem Märzfelde gelesen hatte, war ihrer Ansicht nach eine Beschimpfung der revolutionairen Traditionen, und das brachte sie auf. Groß war namentlich der Zorn Herrn von Montrond's, eines anonymen Staatsmannes, verborgenen Genies, unvergleichlichen Roué's von verderbten Sitten und mit ungeheuren Schulden, der im höchsten Grade die Grazie der Frechheit und den Dandysmus des Unglaubens besaß, der übrigens ausgezeichnet zu reden verstand, Freund des Königs und Herrn von Talleyrand unendlich überlegen war, von welchem er zu sagen pflegte: „Wer sollte ihn nicht anbeten? er ist so lasterhaft!" Herr von Montrond machte seinen sterbenden Freund den Pfaffen mit leidenschaftlichem Eifer streitig. Aber es war vergeblich.

Herr von Talleyrand hatte immer viel Neigung für Thiers und für Mignet gehabt. Er liebte die Art ihres Talents, die Originalität ihres verbrüderten Glücks und er schmeichelte in ihnen den Geschichtschreibern; denn dieser, dem äußern Scheine nach so tiefe und so gründliche Skeptiker war mit fast kindischer Aengstlichkeit um das Urtheil der Nachwelt besorgt. Thiers fühlte sich dagegen geschmeichelt, daß ein vornehmer Herr der Revolution seinem plebejischen Verdienste entgegenkam. Allerdings war auf Veranlassung des Quadrupel-Allianz-Traktats ihre Freundschaft etwas erkaltet, aber sie hatte nicht aufgehört und Thiers hatte bei dem Fürsten immer Zugang behalten: er glaubte zu bemerken, daß man ihn seit der Krankheit des Fürsten fern zu halten suche.

Am 17. Mai wurden die Zeichen des herannahenden Todes sichtbar; man übergab dem Fürsten die Erklärung, welche Gegenstand so vieler Befürchtungen und Hoffnungen war, zur Unterschrift. Er unterzeichnete. Kurze Zeit nachher erschien der König und man erzählt, der über einen solchen Besuch gerührte Edelmann habe seine Freude in folgenden Worten ausgedrückt: „dieß ist die größte Ehre, die meinem Hause je wiederfahren." Man erzählt ferner — und die Thatsache wurde, wie unwahrscheinlich sie auch klingen mag, von Geistlichen verbreitet — daß Herr von Talleyrand auf die Frage des Königs, ob er leide, geantwortet habe: „Ja, wie ein

Verdammter," und daß Louis Philipp leise geäußert: „Schon?" Dieses Wort soll der Sterbende gehört und sich augenblicklich dadurch gerächt haben, daß er einer der ihn umgebenden Personen geheime, aber furchtbare Winke gegeben.

Nun kam die letzte Stunde. Der Brand stieg von den Eingeweiden nach dem Kopfe. Die Hülfe der Kirche wurde ihm zu Theil und man las die Gebete der Sterbenden vor. Die Zahl der angesehenen Besuche war bedeutend, und man hatte ihnen kein Hinderniß in den Weg gelegt, da die Herzogin von Dino ein Interesse daran hatte, daß die letzten Augenblicke des Fürsten eine feierliche und unbestreitbare Oeffentlichkeit erhielten. Welche Verschiedenheit der Empfindungen, der Stimmung, der Reden machte sich unter den anwesenden Personen geltend! Einige trauerten über den katholischen Pomp bei seinem Tode; die meisten dagegen fanden darin einen Trost wie der Herzog von Noailles und Frau von Castellane. Viele dachten an die kostbaren Enthüllungen, welche ohne Zweifel ein Mann hinterlassen würde, der ein halbes Jahrhundert in den Coulissen der Geschichte verlebt hatte; sie wußten nicht, daß seine in England deponirten Memoiren seinem Willen gemäß erst nach Ablauf von dreißig Jahren veröffentlicht werden sollten.

Gegen 4 Uhr Abends bemerkte man, daß er nur noch einige Minuten zu leben habe. Er hatte indeß sein vollkommenes Bewußtsein und schien aufmerksam auf die Gebete. Als er die Namen seiner Schutzheiligen, des Erzbischofs Karl vou Mailand und des Märtyrers Mauritius aussprechen hörte, fügte er mit schwacher Stimme hinzu: „Habet Mitleid mit mir!" Als ihm der Abbe Dupanloup die Worte des Erzbischofs von Paris: „Für Herrn von Talleyrand würde ich mein Leben hingeben," hinterbrachte, erwiederte er: „Er kann einen besseren Gebrauch davon machen." Mit diesen Worten gab er seinen Geist auf.

Dem offiziellen Pompe seines Leichenbegängnisses fehlte nichts; aber das Volk, welches an seiner Seligkeit zweifelte, griff die Unverletzlichkeit seines Sarges mit spöttischen Reden an.

Seltsam und herzzerreißend genug! Dieser Mann, der sein Vaterland verrieth, der die Menschheit verachtete, der sich nie bedachte, mit einem Federzuge Millionen menschlicher Geschöpfe hinzuopfern, welcher bei allen berühmten Ungerechtigkeiten betheiligt

war, welcher die Politik zu einer trocknen und harten, verabscheuungswerthen und verderblichen Wissenschaft machte, zeigte sich in seinen Privatbeziehungen von ungewöhnlicher Güte. Die Leute seines Hauses waren ihm ergeben. Sich von einem Bedienten zu trennen, verursachte ihm einen so lebhaften Schmerz, daß er sich nicht dazu entschließen konnte. Er liebte, er wurde geliebt.

Indeß gleichviel. Wer die Geschicke der Völker in die Hand nimmt, hat mehr nöthig, als eine gewisse Befähigung, individuelle Leiden mitzufühlen. Die politische Existenz Herrn von Talleyrand's war nur ein langer Skandal; und es ist nöthig, es ist gerecht, sie zu brandmarken. Durch ihn wurde die Immoralität der Zeit begünstigt, welche ihn wiederum stützte und trug. In seiner Schule bildeten sich die Boudoir-Philosophen, welche den Cynismus für einen Beweis der Ueberlegenheit und die Verderbtheit für Geist hielten, die Plagiatoren des glücklichen Lasters.

Aber dem Himmel sei Dank, es ist nicht wahr, daß der Verstand auf Seiten der Unredlichkeit stehe. Herr von Talleyrand, wir wiederholen es und die Wahrheit erfordert dieß, war ein mittelmäßiger Mensch. Herr von Hauterive hatte das Verdienst der diplomatischen Arbeiten, deren Ehre er usurpirte. Die Traktate, unter welchen man seine Unterschrift liest, hatte das Schwert Napoleons abgeschlossen. Nach seiner Zurückweisung vom Kaiserthum, wie ihm dieß vorher von Seiten der Republik widerfahren war, sah er die Rückkehr der Bourbons nicht voraus und hielt dieselbe nicht eher für möglich, als bis sie in Paris einzogen. Die hundert Tage deckten seine so gerühmte Voraussicht in ihrer ganzen Blöße auf. Obwohl auf dem Wiener Congresse die Theilung der Beute unter den siegreichen Mächten Streitigkeiten hervorrief, die ein geschickter Unterhändler leicht benutzen konnte, so wußte er doch weder die Bildung des Königreichs der Niederlande, das als nördliche Barriere, noch des Königreichs Sardinien, das als südliche Barriere gegen uns dienen sollte, zu verhindern; er verband sich gegen den Kaiser von Rußland, der uns liebte, mit England, das heimlich an unserm Sturze arbeitete; er vermochte nichts, durchaus nichts für den König von Sachsen, unsern treusten Bundesgenossen; und anstatt eine untergeordnete Macht, wie Rußland es vorschlug, zum Nachbar Frankreichs zu machen, wirkte er aus Dummheit oder Verrätherei dahin, daß sich Preußen, eine feindliche

Hauptmacht, an unsern Thoren festsetzte. Er war nicht fähig, sich unter der Restauration zu erhalten, der sich sogar der Königsmörder Fouché nothwendig gemacht hatte. Er hatte keinen Antheil an der Erhebung Louis Philipp's, so gering war sein Einfluß im J. 1830. In den Londoner Konferenzen spielte er eine untergeordnete Rolle; er wurde von den Berathungen ausgeschlossen, welche die Zerstörung der gegen uns errichteten Festungen zum Gegenstand hatten und unterzeichnete den Traktat der vierundzwanzig Artikel, welcher einen Anhang zu denen von 1815 bildete. Er lernte den Quadrupelallianz-Traktat erst nach seinem Abschlusse kennen und gab zu, daß man ihm die Idee desselben zuschrieb. Als er sich von Lord Palmerston in seinem Dünkel als vornehmer Herr gekränkt fühlte, trennte er sich von den Whigs in England und schloß sich der continentalen Politik an, obwohl ihm unwissende Panegyriker Ausdauer und tiefe Pläne zugeschrieben haben. Als er endlich von London zurückberufen wurde, mußte er, um einen Rest von Einfluß zu bewahren, sich zur Rolle eines Schmeichlers erniedrigen und zog sich einst von Thiers die grausame Aeußerung zu: „daß Herr von Talleyrand unter Napoleon der Höfling des Ruhms und der Größe gewesen, lasse ich gelten; aber sich zum Höfling von so etwas zu machen!“ —— Es giebt also keine Thatsache, welche die Befähigung Herrn von Talleyrand's bewiese.

Er hat allerdings viele Stürme durchgemacht und er ist in seinem Bette gestorben. Aber was gehört dazu, um sich in den höheren Regionen der Politik bloß zu erhalten? Daß man eine Sklavenseele hat, daß man versteht, dem Glücke treu zu bleiben und undankbar zu sein; daß man in Zeiten der Tyrannei kriecht; daß man weder den Stolz der Erhabenheit noch den Ehrgeiz großer Pläne fühlt; daß man mittelmäßig genug ist, um nicht gehaßt zu werden und nicht erbärmlich genug, um nicht gebraucht zu werden, wenn man auch verachtet wird. Das nennt man das Genie des glücklichen Menschen! Man steige doch in die untersten Lebensverhältnisse hinab, man sehe doch jene Unglücklichen mit dem Elende kämpfen; man berechne doch, welche Hülfsmittel sie aufbieten müssen, um dem Hunger zu entgehen, welcher Willenskraft sie gegen die Verzweiflung bedürfen. „Sie glauben ein großer Mann zu sein, Herr Graf, weil Sie ein vornehmer Herr sind,“ sagt Beaumarchais. „Ei zum Donnerwetter, ich, der ich zur großen Masse gehöre, habe mehr

Wissenschaft aufwenden müssen, um zu leben, als man seit hundert Jahren gebraucht hat, um Spanien und Indien zu beherrschen." Nein, der Erfolg ist nicht der Maaßstab des Genies. Die wahre Größe bleibt nicht leicht ungestraft. Napoleon war in seiner Einsamkeit, nach seinem Sturze und in seinem Exil, als die Blicke der besorgten Welt auf ihn in seiner Ohnmacht gerichtet waren, imposanter als zu der Zeit, wo er auf dem Höhepunkte der Größe stand und wo ihn der Glanz der höchsten Gewalt halb verhüllte.

Eilftes Kapitel.

Gesetzgebende Arbeiten im Jahre 1838; Gesetze über die Departemental-Organisation, über den Generalstab, über die Friedensrichter, über die Irren. — Finanzen, Frage der Renten-Conversion. — Darlegung der Finanztheorien Laffitte's; Theorie seiner immerwährenden Schuld. — Nothwendigkeit, die Amortisation aufzugeben; moralischer Zustand der Gesellschaft. — Agiotage. — Eisenbahnfrage. — Das Prinzip der Autorität wird von der demokratischen Partei vertheidigt, vom Staate aufgegeben; Bericht Arago's. — Wie die Frage gelöst wird.

Die gesetzgebenden Arbeiten des Jahres 1838 waren sehr wichtig, nicht ihrer Resultate, sondern ihres Gegenstandes wegen: wir müssen sie mustern.

Wir halten uns nicht beim Gesetze über die Attribute des General- und Bezirksconseils auf; dasselbe war reich an unfruchtbaren Einzelnheiten und in einem engherzigen Geiste gefaßt; es änderte nichts an dem Verwaltungs-Organismus und bekundete die vollständige Unwissenheit des Bürgerthums in den ersten Anfangsgründen der Staatswissenschaften. In der That kann es in der Gesellschaft nur zwei Kräfte geben; die Gemeinde, welche der Idee der Association entspricht, und den Staat, welcher der Idee der Nationalität entspricht. Die Bestimmung der Departementalgewalt kann offenbar nur die sein, diese beiden wesentlichen Kräfte in Beziehung zu bringen. Die Kammer arbeitete also an einem kindischen und unnützen Werke, als sie das Departement zu constituiren versuchte, ehe sie die Gemeinde constituirt hatte.

Die Wahlkammer hatte hierauf den Generalstab der Armee zu organisiren. Frankreich unterhielt 280,000 Mann, welche in 53 Kavallerie- und in 88 Infanterie-Regimentern vertheilt waren. Auf diese ihrer Natur nach veränderliche Grundlage stützte man sich, um die Zahl der Marschälle und Generale zu bestimmen. Es wurde

beschlossen, daß die Zahl der Marschälle in Friedenszeiten sechs, in Kriegszeiten zwölf betragen solle; daß die General-Offiziere in zwei Klassen zerfallen sollten: aktive und disponible, die aus 80 General-Lieutenants und 160 Marechaux-de-Camps bestehen sollten und sodann die der Reserve; daß die General-Lieutenants mit vollendetem 65sten Jahre und die Marechaux-de-Camp mit vollendetem 62sten Jahre aus der ersten Klasse in die zweite übergehen sollten; daß die General-Offiziere nur vermöge der Anciennität und auf ihren Antrag pensionirt werden sollten, mit Ausnahme derjenigen, deren Unfähigkeit zum aktiven Dienst sich durch eine Untersuchung herausgestellt hätte. Diese Bestimmungen hatten einen großen Nachtheil und zwar den, daß sie eine Regel feststellten, deren strenge Festhaltung das Land in manchen Fällen werthvoller und nothwendiger Dienste berauben mußte. Aber man machte dadurch der ministeriellen Willkür ein Ende, man hinderte die Helden der Antichambres den aktiven Bestand mit ihrer unnützen Gegenwart zu belästigen, man entriß die Armee der Herrschaft des Beliebens. Daher wurde das Gesetz von der öffentlichen Meinung günstig aufgenommen, so sehr hatte das Benehmen der verschiedenen Regierungen, welche Frankreich beherrscht hatten, das Prinzip der Autorität in Verruf gebracht!

Von allen Institutionen, welche uns unsere Väter hinterlassen haben, ist keine so wohlthätig gewesen wie die der Friedensgerichte, man hätte sie also mit großer Vorsicht behandeln müssen. Das sahen die Kammern nicht ganz ein. Sie glaubten die Institution zu befestigen, wenn sie die Attribute der Friedensrichter erweiterten. Dadurch entstellten sie dieselben aber vielmehr und setzten ihre Vortheile aufs Spiel. Der Friedensrichter ist das lebende Gesetz; seine Autorität ist dadurch bewundernswerth, daß sie ihrem Wesen nach väterlich ist. Als Organ der Traditionen der Billigkeit, deren Quelle Gott ist, muß er, wenn er über seine Mission nicht hinausgehen soll, mit Herzenseinfalt urtheilen; war es weise, diese Beamten der Armen aus der Sphäre des Einfachen und der summarischen Prozesse zu vertreiben, um sie mit Geschäften zu überhäufen, welche eine tiefere Kenntniß der geschriebenen Gesetze erforderten und so an die Stelle des Vermittlers den Rechtsgelehrten und an die Stelle des Menschen den Beamten zu setzen?

Wenigstens war aber das Gesetz über die Friedensgerichte nur unbesonnen; das über die Irren war fast abscheulich, denn es gab

die Freiheit jedes Individuums, das des Irrsinns verdächtig war, dem Belieben der Verwaltung Preis.

Wir kommen jetzt zu einer Frage, die vollständig dargelegt zu werden verdient, weil sie großen Eindruck auf die Gemüther machte und weil sie mit Rücksichten höherer Art in Verbindung steht.

Wenn es ein unbestrittenes Recht giebt, so ist es das des Schuldners, seine Schuld durch Wiedererstattung der geliehenen Summe abzutragen. Daher hatten auch die Verfasser des Civi-Coder im 1911. Artikel verfügt: „Jede immerwährende Rente ist ihrem Wesen nach abkaufbar.“

Durfte der Staat das Recht für sich in Anspruch nehmen, welches der Civil-Coder jedem Schuldner zugesteht? Stand es ihm frei, zu den Rentiers zu sagen: „Ich habe Euch bisher 5 Procent Zinsen für ein Kapital von 100 Frs. bezahlt: hier sind die 100 Frs. und wir sind quitt.“ Dieß war die zu lösende Frage in ihrer höchsten Einfachheit und es war von der höchsten Wichtigkeit, daß sie zu Gunsten des Staats gelöst wurde.

Da der Zinsfuß in dieser Zeit unter 5 Procent gesunken war, so würde es dem Staat nicht an Gläubigern gefehlt haben, welche ihm für eine Rente von 4 Procent ein Kapital überlassen hätten, mittelst dessen er eine Rente von 5 Procent hätte abkaufen können, wodurch die Summe der jährlich vom Schatze bezahlten Zinsen um ein Fünftheil vermindert sein würde.

Hätten die Rentiers dem Vortheile, ausbezahlt zu werden, die Beziehung von 4 Procent Zinsen für ihr dem Staate verbleibendes Kapital vorgezogen, so hätten sie die Wahl gehabt.

Es handelte sich also nicht darum, den Rentiers Abzüge zu machen, sondern sie auszuzahlen. Nur bot ihnen die Conversion ein Mittel, der Auszahlung von Seiten des Staats zu entgehen.

Man hatte die Frage also falsch gestellt, wenn man sagte: Renten-Conversion, man hätte sagen müssen: Auszahlung der Renten mit Gestattung der Conversion.

Wer sollte es glauben? Ueber die Verdienstlichkeit einer so rechtmäßigen, so fruchtbaren und durch die Armuth des Schatzes und das öffentliche Elend so dringend gebotenen Maaßregel entspannen sich die hitzigsten Erörterungen.

Die Gegner der Conversion hielten die Maaßregel für ungesetzlich und stützten sich auf das Wort immerwährende im großen Buche. Sie zitirten das Gesetz vom 9. Vend. VI., welches die

Vernichtung der zwei Drittheile der Staatsschuld mit der Erklärung begleitet hatte, daß das andere Drittheil von jedem gegenwärtigen oder zukünftigen Abzuge befreit bleiben solle. Sie bedauerten das Loos der kleinen Rentiers, deren Einkünfte, auf welche sie für ihre alten Tage gerechnet hatten und welche die Frucht ihrer Sparsamkeit waren, vermindert werden sollten. Unter dem Namen Conversion, riefen sie aus, fordert man eine Beraubung. Sollten wir in einen maskirten Bankrott willigen?

Aber die Vertheidiger der Conversion antworteten mit entscheidenden Gründen. Was bedeutete die Bezeichnung des großen Buchs, immerwährende Renten, welche man gegen die Operation anführte? War es nicht augenscheinlich, daß der Gesetzgeber sie im Gegensatze zu den lebenslänglichen Renten gebraucht hatte? Und wenn zwischen dem Worte immerwährende Rente und zurückkaufbare Rente ein grammatikalischer Widerspruch bestand, wie sollte man dann den Artikel 1911 des Civil-Coder erklären: „Jede immerwährende Rente ist ihrem Wesen nach zurückkaufbar.“ Wie, das Recht, welches das Gesetz jedem Bürger in seinem eigenen Interesse überträgt, wollte man dem Staate streitig machen, wenn dieser es im Interesse Aller zu üben suchte! Man erinnerte an das Gesetz vom 9. Vend. VI. War denn aber zurückzahlen gleichbedeutend mit Abzüge machen? Seltsam! man beraubte die Rentiers, wenn man ihnen zurückzahlte, was sie geliehen hatten, oder vielmehr was man als geliehen annahm! Denn als das Gesetz vom 9. Vend. VI. erlassen wurde, galten die Renten nicht mehr als 9—10 Frs. Für diese Renten, welche einige der jetzigen Besitzer für 8—9 Frs. gekauft hatten, bot der Staat jetzt 100 Frs. Und das nannte man eine Beraubung, einen maskirten Bankrott. War denn aber das Loos der kleinen Rentiers, die einen Theil ihrer Einkünfte verloren, bedauernswerther als das Schicksal so vieler unglücklichen Ackerbauer, so vieler Tagelöhner, welche keine Einkünfte und oft keinen Lohn hatten? Wenn man den Armen beklagte, der eine Rente bezog, warum beklagte man nicht den noch ärmern Armen, der sie bezahlt? Warum folgte man nicht dem Fiscus, der überallhin dringt, in die Abgründe des Elends, aus welchen die Abgaben herausgeholt werden, dieser thränenreiche Schatz, der auch in seinem kleinsten Theile ein Leiden repräsentirt? Aber in der That vertheidigte man die reichen Eigenthümer und Finanziers, indem man sich den Schein gab, die kleinen Rentiers zu vertheidigen. Der Beweis liegt

darin, daß die Gegner der Operation Hofleute waren, Schriftsteller des Journal des Débats, Bankiers oder Freunde von Bankiers, dieselben Leute, die bei der Nachricht von der Empörung der hungernden Menge in Lyon die Kartätschen als Heilmittel angerathen hatten, da sie ohne Zweifel der Ansicht waren, daß die Weber ein großes Verbrechen begingen, wenn sie kein Brodt hätten!

Die Polemik war äußerst heftig geworden, als die Erörterungen am 17. April (1838) in der Kammer begannen. Der Hof wollte die Conversion um keinen Preis; aber die Maaßregel hatte die Majorität der Kommission für sich, die sich durch Herrn Anton Passy aussprach, die Majorität der Deputirten und endlich die öffentliche Meinung, die sich laut erklärt hatte.

Die Summe der 5% Renten, die in das große Buch eingetragen waren, betrug 134 Millionen, die vorgeschlagene Maaßregel hätte also, selbst wenn sie nur eine 4½ procentige Rente an die Stelle der 5 procentigen gesetzt hätte, eine Ersparniß von 13 Millionen zur Folge gehabt. Aber sie mußte ein noch nützlicheres Resultat haben, obgleich dieses nicht direkt war, und dieß wurde namentlich von allen guten Köpfen beachtet. Das Sinken des Zinsfußes ist nach Turgot dem zurückweichenden Meere zu vergleichen, welches der Arbeit des Menschen einen culturfähigen Strand überläßt: eine großartige und richtige Erklärung! Der hohe Preis der Kapitalien ist der Despotismus der modernen Civilisation, ein schwerlastender Despotismus, welcher den Aufschwung der Industrie lähmt, der menschlichen Thätigkeit Fesseln anlegt und den Geist einer plumpen und geistlosen Oberhoheit unterwirft. Den Zinsfuß der Staatspapiere herabsetzen, heißt auch den Zinsfuß der Kapitalien herabsetzen, welche für die Industrie und den Ackerbau erforderlich sind, weil der Preis, den der Staat für seine Renten bezahlt, ein Normalpreis ist, weil er bei Privatgeschäften als Vergleichungspunkt dient, weil er mit einem Worte der Thermometer ist, nach welchem sich die Bedingungen der Kapitalisten richten. Den Werth der Arbeit erhöhen, heißt die Tyrannei des Geldes schwächen, die dem Müßiggang in einer verderbten gesellschaftlichen Ordnung ausgesetzte Prämie vermindern, in dem Armen das Gefühl seiner Würde wiederauffrischen; dieß mußten die sichern, obwohl entfernten Folgen der fraglichen Maaßregel sein.

Ueber die Annahme des Princips war kein Zweifel. Aber welches System sollte man bei der Anwendung befolgen; man hatte zwei vorgeschlagen.

Das erste bestand darin, daß man zum Zwecke der Zurückzahlung des Kapitals der 5% Renten andere geringere ausgab, welche der Staat nach dem Börsenkurse zu 100 Frs., also al pari kaufen konnte. So würde der Staat für jede von ihm ausgegebene Rente von 4 Frs. 100 Frs. erhalten haben, mit welchen er das Kapital einer Rente von 5 Frs. zurückgezahlt haben würde, wenn nicht etwa die Besitzer von 5% Renten sich dazu verstanden haben würden, eine von 4 Frs. zu beziehen, was sich für den Staat gleich geblieben sein würde und wodurch er immer ein Fünfttheil gewonnen hätte.

Das zweite bestand darin, daß man zum Zwecke der Zurückkaufung des Kapitals der 5% Renten andere geringere ausgab, welche nach dem Börsenkurse weniger als 100 Frs. gekostet, also unter pari gestanden hätten.

Der Unterschied zwischen den beiden Systemen bestand in Folgendem: die Zurückzahlungen erfolgen immer al pari d. h. zu 100 Frs. Es ist gleichgültig, ob der Staat zur Zeit der Anleihe für die von ihm ausgegebene Rente ein Kapital von 100 Frs. oder ein geringeres Kapital erhalten hat: er ist immer verpflichtet, wenn er die Rente ablösen will, ein Kapital von 100 Frs. zu zahlen.

Wenn also der Staat Renten al pari ausgiebt und für jede 100 Frs. bekömmt, so braucht er später nicht ein größeres Kapital zurückzuzahlen, als er wirklich erhalten hat; diese Operation ist also mit keiner Vermehrung des Kapitals der Staatsschuld verbunden.

Giebt dagegen der Staat Renten unter pari aus, so übernimmt er, da er für jede weniger als 100 Frs. erhält, die Verpflichtung sie später beim Rückkauf mit 100 Frs. zu bezahlen, also mit einem höheren Kapitale als er erhalten hat. Es erfolgt also eine Vermehrung des Kapitals der Staatsschuld.

Die Schuld besteht also aus zwei Elementen, die nicht verwechselt werden dürfen: aus dem Kapitale und den Zinsen. Es kann der Fall eintreten, daß während das erste zunimmt, diese sich gleichzeitig vermindern. Und dieß ist das nothwendige Resultat jeder Konversion unter pari.

Dieß waren die beiden vorgeschlagenen Weisen. Fast die ganze Erörterung drehte sich um ihren verhältnißmäßigen Werth; und unter denen, welche die zweite Weise bekämpften, zeigte Garnier-Pagés die meiste Energie. Bis dahin hatte man geglaubt, er sei der trockenen Wissenschaft der Zahlen fremd geblieben und das Er-

staunen erhöhte noch den Eindruck, den seine lebhafte, inhaltvolle und fortreißende Beredtsamkeit machte. Er erinnerte zunächst daran, daß die Amortisation eine Kasse sei, welche durch die Abgaben unterhalten werde und welche die Bestimmung habe, durch allmähligen Rückkauf der Renten das Kapital der Schuld zu tilgen. Wenn man aber durch eine Conversion unter Pari ein Kapital vermehrte, welches die Amortisation zu vermindern bestimmt war, so unternahm man nach der Ansicht des republikanischen Redners eine unsinnige Operation, da man den Steuerpflichtigen mit einer Hand mehr nahm als man ihnen mit der andern gab. Anstatt dessen schlug Garnier-Pagés vor, al pari zu convertiren, indem man eine Rente ausgab, die zu 100 Frs. verkauft werden konnte, also Ausgabe einer 4% Rente.

Wenn aber auch dieses System das einfachste war, wenn es den Vortheil bot, daß es die Zinsen der Schuld verminderte, ohne das Kapital zu erhöhen; so wie es die Lasten der Gegenwart erleichterte, und nicht in die Zukunft übergriff, so war es doch vielleicht mit einer bedenklichen Gefahr verbunden. Das hob ein berühmter Finanzmann, Jacques Laffitte, sehr nachdrücklich hervor. Der Staat, sagte er, hat gewiß das Recht, seinen Gläubigern die Zurückzahlung vorzuschlagen, aber er hat auch ein dringendes Interesse, daß seine jetzigen Gläubiger die Rente behalten und sich die Conversion gefallen lassen. Welche Verlegenheit würde nicht für den Schatz entstehn, wenn alle Rentiers die Zurückzahlung wählten? Würde der Staat, wenn er von allen Seiten bedrängt würde, alle Forderungen befriedigen können? Offenbar nicht. Und dann welches Geschrei, welche panische Furcht! Eine solche Krisis konnte schrecklich werden und sich ihr auszusetzen, wäre die höchste Unbesonnenheit gewesen. Jacques Laffitte zog daraus die Folgerung, daß man die Rente reduciren, aber auch den Besitzern einen Antrieb geben müsse, die Conversion der Zurückzahlung vorzuziehen. Diesen Antrieb fand Laffitte in der Ausgabe einer $3\frac{1}{2}$% Rente zu 83 Frs. 33 C., weil bei diesem Systeme die Rentiers für die Verringerung ihrer Einnahme die Hoffnung erhielten, künftig an Kapital zu gewinnen, weil die Conversion al pari ihnen einen Verlust ohne Entschädigung auferlegte.

Als die beiden Parteien sich von einander geschieden hatten, schloß sich Jeder derjenigen an, zu welcher ihn seine Neigung, sein Interesse, seine persönliche Vorliebe zog; bald aber entstand eine

solche Verwirrung und es verbreitete sich über das Schlachtfeld so dicke Finsterniß, das es unmöglich wurde, sich zu erkennen.

Convertiren wir al pari, sagten die Einen mii Garnier-Pagés; aber man antwortete ihnen: sehet Euch vor! alle Rentiers werden nach dem Schatze eilen: die Operation wird unmöglich sein.

Convertiren wir unter Pari, sagten die Andern mit J. Laffitte; aber man antwortete ihnen: Ihr vermehrt so das Kapital, welches die Amortisation zurückkaufen soll, und sehet Ihr nicht ein, wie unsinnig es ist, dem Staate durch die Amortisation einen größern Verlust zuzufügen als der Gewinn durch die Conversion betragen würde? Die Operation ist nachtheilig.

Man hatte auf beiden Seiten Unrecht, und der Grund lag darin, daß Niemand eingesehn hatte, daß man die Amortisation abschaffen müsse, ehe man sich mit der Conversion beschäftigte.

Wurde die Amortisation abgeschafft, so zerfiel das Argument, welches aus der Vermehrung des Kapitals entnommen wurde, in sich selbst. Denn vom finanziellen Gesichtspunkte aus lag wenig daran, daß das Kapital der Staatsschuld vermehrt wurde, wenn man es als ein nie zurückzukaufendes betrachtete. Dann wurde diese Vermehrung eine rein nominelle Last und das beste System, wenn man die Sache allein vom ökonomischen Gesichtspunkte aus betrachtete, konnte folgendermaaßen dargestellt werden: vermehren wir das Kapital der Schuld ins Unendliche, da dieß eine eingebildete Last ist und vermindern wir die Zinsen ins Unendliche, da diese eine wirkliche Last sind.

Es wäre übrigens leicht gewesen, zu zeigen, daß die Amortisation drückend und unsinnig war. Das sah Laffitte sehr wohl ein. Auch er hatte früher an die gerühmte Wunderkraft der Amortisation geglaubt; aber er war von seinem Irrthume später geheilt worden und er war in Finanzangelegenheiten zu scharfblickend, um nicht einzusehn, daß die Aufhebung der Amortisation einen nothwendigen Zusatz zur Conversion unter Pari bilde. Er wagte jene nicht zu fordern, weil er vielleicht überzeugt war, daß die Kammer vor einer solchen Radikal-Reform zurückschrecken würde. Und diese Zurückhaltung Laffitte's war um so verwunderlicher, als er im Laufe der Erörterung Theorieen von der glänzendsten Kühnheit darlegte, Theorien, von denen wir dem Leser einen kurzen Ueberblick geben wollen.

Als die Renten-Conversion zur Erörterung kam, belief sich das Kapital der Staatsschuld in Frankreich auf 2,800 Mill. Frs. Auf welche Weise sollte man eine so ungeheure Schuld tilgen? Sollte man zum Budget eine Abgabe von fast 3000 Millionen hinzufügen? Jeder Gedanke daran war Thorheit. Sollte man die Amortisation aufrecht erhalten? Die Erfahrung hatte dieselbe als eine der verderblichsten Lügen verurtheilt. Man mußte nach J. Laffitte's Ansicht dahin streben, durch eine Reihe von Conversionen unter pari die Zinsen der Staatsschuld herabzusetzen; das Kapital mußte man dagegen als eine eingebildete Größe betrachten, dessen Vermehrung ins Unendliche man nicht zu fürchten habe. So schichtete Laffitte in weiter Ferne vor den Augen der erstaunten Kammer Berge von Milliarden auf und rief ihr zu, sie möge nicht erschrecken, denn jene seien nur phantastische Erscheinungen; übrigens erniedrige die Vermehrung des Nationalvermögens die Kapitalien, indem sie dieselben vervielfältige; die Vervollkommnungen, welche man dem Genie des Menschen verdanke, seien ebenfalls von Einfluß auf das Sinken des Zinsfußes, indem sie das Risiko der Industrie weniger unsicher machten; die Minen lieferten mehr Metalle als man brauche; der Tag werde kommen, wo der Werth von 100 Frs. durch 1 Procent statt durch 4 und 5 Procent repräsentirt werden würde. Laffitte sprach die Worte aus, welche sein ganzes System umfaßten: unendliche Vermehrung des Kapitals, da man es nicht zurückzahlt, und unendliche Verminderung der Zinsen, da man sie jedes Jahr bezahlt, was wieder auf die Ewigkeit der Staatsschuld hinauslief.

Betrachtete man das System Laffitte's ausschließlich vom finanziellen Gesichtspunkte aus, so war es gewiß sehr annehmbar; zog man aber auch die politischen, moralischen und gesellschaftlichen Rücksichten in Betracht, so erweiterte sich die Frage; sie hing zusammen mit den geheimnißvollsten Erscheinungen der Produktion, mit den furchtbarsten Geheimnissen der Regierungskunst und sie mußte in diesem Falle Einwendungen von ungeheurer Bedeutung hervorrufen.

Zunächst war es doch wohl seltsam, das Kapital der Staatsschuld für nicht rückzahlbar zu erklären, wenn man sich auf das Recht der Rückzahlung stützen mußte, um die Zinsen durch aufeinanderfolgende Conversionen zu reduciren. Sodann konnte man zu Laffitte sagen:

Die Ewigkeit der Schuld hat auch die Ewigkeit des Handels

mit Staatspapieren zur Folge: und war es wohl gut, die Ebbe und Fluth in den Staatspapieren zu verewigen? War es angemessen, dem Kapitalisten die Fähigkeit zu lassen, seine Stellung mit der des Rentiers und dem Rentier die Fähigkeit zu lassen, seine Stellung gegen die des Kapitalisten zu vertauschen, und noch dazu dieß unter der Aufsicht und durch Vermittelung des Staats, des unabänderlichen Kassirers der Börse, geschehen zu lassen? Die Staatspapiere sind ein Mittelpunkt, in welchem alle überflüssigen Kapitalien zusammenströmen: war es nützlich, diesen Mittelpunkt existiren zu lassen? Denn der Ueberfluß des Geldes vermindert seinen Preis und erhöht verhältnißmäßig den Werth der Industrie; er gewährt den Arbeitern unter weniger harten Bedingungen die ihnen fehlenden Arbeitswerkzeuge: warum sollte man so glücklichen Resultaten des Ueberflusses an Geld Hindernisse in den Weg legen? Wenn die Staatspapiere dem Kapitalisten eine Zuflucht gewähren, so wird er nicht mehr die Arbeit als die einzige Quelle seiner Einnahme achten; er wird dann größere Forderungen an die Arbeiter stellen und vielleicht ungerechter werden; wenn er seine Kapitalien sicher untergebracht hat, so wird er sich zum Müßiggange aufgefordert fühlen, und wenn er der Versuchung unterliegt, so wird seine persönliche Thätigkeit ein vergrabener Schatz für seine Nebenmenschen werden. Damit die Arbeit nicht vom Kapital unterdrückt werde, würde man wenigstens beide in ein möglichst gleiches Verhältniß bringen müssen. Die Rente durfte also keine Koncurrenz mehr mit der Industrie bilden und dieser Fall wird nie eintreten können, wenn die Ewigkeit der Schuld die Thüren der Börse immer offen läßt. Und hat nicht schon der Kapitalist vor dem Arbeiter den Vortheil voraus, daß er nicht von der Noth des Augenblicks gestachelt wird, und daß er immer sagen kann: morgen werde ich den Kauf abschließen? Wenn zu dieser ersten Ursache der Ungleichheit eine zweite hinzukommt, welche aus der Existenz der Staatspapiere hervorgeht, ist dann nicht zu fürchten, daß von den beiden jetzt mit einander kämpfenden Kräften die eine durch das Bewußtsein ihrer Uebermacht zur Tyrannei, die andere durch das herbe Gefühl ihrer Schwäche zur Empörung getrieben werde? Ihr gebt dem Kapital ein Mittel der Unterbringung, welches unabhängig von der Arbeit ist! hat aber auch die Arbeit ein Mittel, sich zu verwerthen, welches unabhängig vom Kapital ist? Wozu eine so furchtbare Ungleichheit, welche durch die Störungen, die sie der Arbeit der Produktion be-

reitet, durch die Unordnungen, die sie erzeugt, durch den Haß, den sie erregt, durch die Feindseligkeit, die sie nährt, allen Klassen verderblich wird? Und geht man erst von den ökonomischen zu den politischen und moralischen Erwägungen über, welche Quelle neuer Befürchtungen eröffnet sich dann? Die Ewigkeit der Staatspapiere! Das heißt ja aber die unendliche Unterwerfung eines Theils der Nation unter jede Gewalt, welche die Drohung eines Bankerotts über ihn schweben lassen würde; das heißt die Ewigkeit der Börsen-Spekulation.

Aus der Natur der vorgelegten Einwendungen wird man sich leicht überzeugen, wie furchtbar die Bedeutung der von Laffitte aufgeworfenen Fragen war. Er war indeß über die Folgen seines Systems ganz ruhig. Weit entfernt, den Umsatz in Staatspapieren erschweren oder aufheben zu wollen, wollte er ihn vielmehr beschleunigen und verewigen. Seiner Ansicht nach gab es in der Gesellschaft furchtsame Kapitalisten, welche sich immer zu verbergen suchten; ferner gab es unter ihnen kranke, unverständige, welche nur langsam hinter der Produktion herhinken konnten. Was würde die Folge sein, wenn die Staatspapiere sie nicht reizten, ihr Vermögen beweglich und lebendig zu machen? Dieß Vermögen würde zum Theil für die Industrie verloren gehen. Und wer würde darunter leiden? Der Arbeiter. Die Staatspapiere wären allerdings die Invaliden unter den Kapitalien; aber man durfte nicht vergessen, daß die Kapitalien nicht in dieses Hospital einkehrten um daselbst zu bleiben und einzuschlafen. Das Geschäft mit Staatspapieren war nur ein Mittel, die Kapitalien aus den Händen derjenigen, die sie nicht gebrauchen konnten, oder welche mit großem Zeitverlust ein Unterkommen für sie suchen würden, in die Hände derjenigen zu bringen, die sie augenblicklich der Industrie zuführen konnten. Die Folge war also ein rascheres Anbieten der Kapitalien und der Preis des Geldes mußte dadurch sinken. Nur mußte man sich davor hüten, daß die Staatspapiere nicht durch den Reiz eines hohen Preises die Kapitalien des Thätigen wie die des Müßigen an sich zögen; und gerade deshalb war es nützlich, die Zinsen der Schuld durch aufeinanderfolgende Conversionen immer mehr herabzusetzen. Denn durch die Reduktion der Zinsen gelangte man zu den beiden gleich vortheilhaften Resultaten: 1. daß man dem einsichtsvollen Kapitalisten, der günstig genug gestellt war, um geschickte Industrielle zu finden, den verderblichen Reiz entzog, durch welchen ihn die Staatspapiere ver-

führen konnten; 2. daß man Jeden fern hielt, der noch mit Nutzen für die Gesellschaft arbeiten konnte, der aber ein arbeitsames Leben mit einem müßigen vertauscht haben würde, wenn die vom Staate bezahlten Zinsen bedeutend gewesen wären.

Nach der Ansicht Laffitte's hörte also die Rente auf, eine Prämie für den Müßiggang mancher Kapitalisten zu sein; sie wurde im Gegentheil ein Mittel, die Faulheit mancher Kapitalisten zu verhüten und erhielt so eine sociale Bedeutung.

Was nun die Gefahr betraf, die sich daraus ergeben sollte, daß eine große Abhängigkeit der Rentiers von der Regierung entstände, so war Laffitte der Meinung, daß es kein Nachtheil sei, wenn die Bürger durch die Furcht vor den unheilvollen Folgen der Revolutionen an die traditionelle Ordnung gekettet würden. Was endlich die Börsenspekulation betraf, welche durch die Staatspapiere eine so verderbliche Nahrung erhielt, so war Laffitte der Meinung, daß man auch durch Schleifung der Börse die Spekulation nicht ausrotten würde, da die Liebe zum Spiel in der menschlichen Natur liege, wie dieß so viele außerordentliche Wetten bewiesen, zu denen der Austausch fast aller Produkte Anlaß gäbe.

Wie man sieht, hatten Laffitte's finanzielle Ideen ein unbestreitbares Verdienst und dieß lag in ihrer Beziehung zu der gesellschaftlichen Ordnung, welche das Bürgerthum gegründet hatte und aufrecht erhalten wollte. Aber indem Laffitte den Tempel der modernen Industrie für unzerstörbar erklärte, indem er statt aller Reform forderte, daß bei dem Banket, welches so lange schon sorglosen und unbeweglichen Gästen aufgetragen ward, nur Ordnung beobachtet würde, schien er die Erhebung der zukünftigen Gesellschaft nicht vorherzusehen, der Gesellschaft, die unser Verstand begreift und sucht, die unser Herz ahnt und zu welcher es durch den dunkeln und beschränkten Horizont hindurchdringt.

Die Erörterung in der Kammer entbehrte aller Großartigkeit. Man begnügte sich, Zahlen gegen Zahlen anzuführen; und während die Anhänger der Maaßregel über die zu wählende Art und Weise getheilt waren, verbreiteten die Gegner derselben überall Unruhe und sagten von der Conversion al pari, sie sei eine wahrhafte Beraubung, von der Conversion unter pari, sie sei eine scandalöse Ermunterung zur Börsenspekulation.

„Durch die Vermehrung des Kapitals,“ sagten die Männer des Hofes zu Laffitte, „wollen Sie den Rentiers eine Entschädigung

bieten? Um dieselbe aber benutzen zu können, müßten sie ihre Renten verkaufen. Die wahren Rentiers sind aber die armen Leute, welche in der Rente nur die Ruhe suchen, und deren Augen beständig auf ihre Einnahme gerichtet sind. Wem wird also die Vermehrung des Kapitals zu Gute kommen, deren Vortheile Sie rühmen? Denjenigen, welche die Renten verkaufen und sie kaufen, um sie wieder zu verkaufen, den Spekulanten mit einem Worte, diesem unsaubern Volke, das man ohne Schmach und ohne Gefahr nicht begünstigen kann."

Darauf erwiederten die Schüler Laffitte's: „Es sei ungerecht und unredlich, den aus der Vermehrung des Kapitals gezogenen Gewinn mit dem Börsenwucher zu verwechseln; die Majorität der wahren Rentiers bestehe aus Menschen, welche sich bei der Rente betheiligt hätten, nicht um sich einer endlosen Faulheit zu überlassen, sondern um ihr Kapital wieder herauszuziehn, wenn sie ihre Söhne versorgen, ihre Töchter verheirathen oder eine nützliche Idee ausführen wollten; diesen werde die Vermehrung des Kapitals zu Gute kommen, da sie einestheils die ärmeren wären, indem ihre Einnahme nicht groß genug sei, um sich damit zu begnügen, und da sie andrentheils auch die meiste Theilnahme verdienten, indem sie nicht darauf verzichtet hätten, der Gesellschaft zu dienen."

Groß war die Aufregung, welche ein Streit hervorbrachte, der so viele Leidenschaften und so viele Interessen einander feindlich gegenüberstellte. Die Kammer, welche der Kampf der Systeme betäubte, war der größten Rathlosigkeit Preis gegeben. Und die Minister, die einerseits von der öffentlichen Meinung, andrerseits vom Hofe bedrängt wurden, waren unruhig, verlegen, verdrießlich über ihre Ohnmacht und doppelt servil.

Indeß mußte ein Entschluß gefaßt werden. Der Finanz-Minister forderte endlich, daß beide Systeme gleichzeitig angenommen würden, und daß man der Regierung gestatte, sie unter ihrer Verantwortlichkeit und je nachdem sie es für angemessen halte, in Anwendung zu bringen. Da indeß die Kammer die finanzielle Bedeutung der Frage nicht recht einsah und da sie dieselbe bloß entscheiden wollte, um den Hof zu demüthigen, um einen Beweis ihrer Initiative zu geben und die parlamentarische Prärogative wieder zu heben, so ergriff sie die ihr dargebotene Gelegenheit und in der Sitzung vom 3. Mai (1838) wurde beschlossen, daß die Operation unter folgenden Bedingungen stattfinden solle:

1) daß den Besitzern 5% Renten die Wahl zwischen der Rückzahlung von 100 Frs. für 5 Frs. Renten und der Conversion in neue Renten verbleiben solle;

2) daß dieselbe als definitives Resultat eine effektive Verminderung von wenigstens 50 C. auf 5 Frs. Rente im Zinsfuße der ausgetauschten Renten ergeben solle, und daß das Kapital der substituirten oder ausgetauschten Renten in keinem Falle mehr als 20% im Verhältniß zu der zurückgezahlten Summe betragen dürfe;

3) daß für die al pari ausgegebenen Renten die Ausübung des Rückzahlungsrechtes während einer Zeit von 12 Jahren vom Tage ihrer Emission an suspendirt werden solle.

So behielt also die Regierung einen ungeheuer weiten Spielraum. Es waren keine Staatspapiere bezeichnet worden, es war über die Art und Weise nichts bestimmt worden; den Ministern war gestattet, zu gleicher Zeit Renten al pari und unter pari auszugeben und es war nur ein Maximum als Gränze für die Vermehrung des Kapitals und ein Minimum als Gränze für die Verminderung des Zinsfußes angenommen worden. Nie waren so mühsame Geburtswehen so unfruchtbar gewesen!

Um noch klarer darzuthun, daß die angenommene finanzielle Maaßregel ein politischer Sieg sei, legte die Kammer am folgenden Tage, am 4. Mai, den Ministern die demüthigende Bedingung auf, in den zwei ersten Monaten nach der Eröffnung der nächsten Session einen detaillirten Bericht über die Ausführung des Gesetzes zu erstatten. Vergeblich protestirten Lacave-Laplagne, Barthe, Montalivet, Molé, einer nach dem andern, gegen die Beleidigung, die in dieser Bestimmung enthalten war; vergeblich gaben sie zu verstehen, daß der gegen sie abgeschossene Pfeil über ihre Köpfe hinweggehe und eine erhabene Person treffe — — Die Kammer verhärtete sich in ihrem Stolze, und nachdem das Ministerium wechselweise vom Widerstande zu Concessionen, von erheuchelter Festigkeit zu übertriebener Demuth übergegangen war, nachdem es jede Feststellung eines Termins als der Würde der Krone zuwider erklärt hatte, nachdem es sodann einem Amendement beigetreten war, welches einen solchen bestimmte, nachdem es die Unentschlossenen mit Blicken ermuntert, die Getreuen überwacht hatte, mußte es endlich doch seine Niederlage eingestehen und es sank erschöpft auf die Bank zurück, um sein Urtheil zu vernehmen.

Uebrigens genoß die Kammer nur einen vorübergehenden Triumph, da die Pairie sich später gegen die Operation erklärte*.

Aber schon war ein größerer Skandal im Anzuge, und die Führer des Bürgerthums sollten noch einen schlagenderen Beweis ihrer Unfähigkeit geben, die materiellen Interessen Frankreichs mit Billigkeit und Weisheit zu regeln.

Wir bitten hier um die Erlaubniß, einen Augenblick einzuhalten. Man würde den Charakter der gesetzgebenden Arbeiten, die wir betrachten, nicht würdigen können, wenn man nicht mit dem moralischen Zustande der Gesellschaft zu dieser Zeit bekannt wäre.

Es ist bekannt, welchen wahnsinnigen Charakter die Aktien-Spekulation unter der Regentschaft des Herzogs Philipp von Orleans angenommen hatte. In dieser Zeit spekulirte ganz Paris und was man von der allgemeinen Extravaganz in dieser Epoche erzählt, ist kaum glaublich. In der Straße Quincampoix diente der Rücken eines Buckligen den Spekulanten als Pult, und um sie bei Einbruch der Nacht zu zerstreun, mußte man die Glocken läuten. Ungeheure Vermögen erblühten plötzlich aus dem Betruge, und die Memoiren der damaligen Zeit erzählen, daß mancher Lakai aus alter Gewohnheit hinter seinem eignen Wagen aufstieg. Man sah Prinzen, Edelleute, Minister, Freunde des Regenten mit Bedienten und Freudenmädchen an Gewinnsucht wetteifern, und Chemillé konnte zum Herzoge von Bourbon, dem Enkel des großen Condé, der ihm sein mit Aktien gefülltes Portefeuille zeigte, sagen: „Alle diese Aktien sind nicht zwei Thaten Ihres Großvaters werth**."

Kaum waren drei oder vier Jahre seit der Revolution von **1830** verflossen, als sich in der französischen Gesellschaft eine ähnliche Bewegung offenbarte wie die, welche die Regentschaft Philipp's entehrt hatte. Diese Nation, welche fast das Ritterthum erfunden hatte und welche wegen der Eleganz ihrer Sitten berühmt war, diese Nation, welche man wegen ihres Geistes, wegen ihrer Anmuth, wegen ihrer Uneigennützigkeit, wegen ihrer zarten und stolzen Ritterlichkeit citirte, war jetzt von einer Klasse beherrscht, welche das schmachvolle Leben des Industrialismus verzehrte. Für diese Klasse war Alles Gegenstand des Handels geworden. Man drängte sich, man stieß sich an den Thüren der Banken. Aktien zu nehmen, ohne sie zu bezahlen, sie zu verkaufen, Prämien zu beziehen, durch das

* Am 26. Juni 1838.

** Unübersetzbares Wortspiel, da action Aktie und That heißt.

Steigen der Aktien reich zu werden, das war der allgemeine Wahnsinn, das war der Traum mehrerer tausend wachenden Menschen. Ein schmutziger Wetteifer häufte tagtäglich in der industriellen Kampfbahn Trümmer auf Trümmer und Opfer auf Opfer. Es gab keine tiefe oder exaltirte Ueberzeugungen mehr, keine Poesie des Lebens oder Denkens mehr, keine ritterlichen Regungen mehr, keine männlichen Leidenschaften mehr. Unter den Proletariern, die der Ruhe und der Hoffnung beraubt waren, herrschte finstere Resignation und Neid, welche aber durch edle Regungen und durch eine unzerstörbare Befähigung zu allem Großem aufgewogen wurden; aber in den obern Schichten herrschte Begehrlichkeit, ungeduldiges Streben nach Erfolg, unvertilgbare und grausame Gewinnsucht, Bündniß des Reichsthums und der Intrigue zu räuberischen Zwecken und unter dem Namen der Geschicklichkeit die Gemeinheit, welche auf ihre Triumphe stolz war. Nie hatte man etwas Aehnliches in unserm Lande gesehen. Bald sah man überall Unternehmungen, welche auf den Betrug gegründet waren. Die Geschäftsmacher schossen überall in die Höhe. Gewinnreiche Schändlichkeiten entwerfen, nannte man Ideen haben. Man gab Aktien auf eingebildete Minen aus; man wollte Erfindungen ausbeuten, die gar nicht gemacht waren. Eine große Menge schamloser Abenteurer ließ sich chimairische oder schandbar übertriebene Einschüsse von der Leichtgläubigkeit der Aktionairs bezahlen. Frankreich wurde von Betrügern überschwemmt; aber selbst die Strafe schien die Ansteckung des Uebels nur weiter zu verbreiten. Schon hatte sich das Theater dieser Sitten bemächtigt, und in einer berühmten Posse, Robert Macaire betitelt, hatte die Hand eines Unbekannten den Typus der modernen Charlatans gezeichnet; aber selbst diese Posse, welche die edelsten Empfindungen: die väterliche Zärtlichkeit, die kindliche Zuneigung, die Liebe, die Freundschaft lächerlich zu machen schien, mußte wegen ihres ungeheuren Erfolgs verboten werden. Die Schuldigen hatten sich in dem ihnen vorgehaltenen Spiegel erkannt, ohne Abscheu vor sich zu empfinden und selbst die Brandmarkung war eine Aufmunterung für sie.

So war die Klasse der großen Kapitalisten in Frankreich beschaffen, als die Frage der Eisenbahnen dem Industrialismus eine neue Nahrung versprach.

In der Sitzung vom 15. Febr. (1838) hatte die Kammer den Entwurf wegen eines zu errichtenden großen Eisenbahnnetzes den

Berathungen der Kammern vorgelegt. Dieses Netz sollte aus neun Hauptlinien bestehen, von denen sieben Paris verbunden haben würden mit: der belgischen Gränze, Havre, Nantes, der spanischen Gränze über Bayonne, Toulouse durch die Central-Region des Landes, Straßburg über Nancy, Marseille über Lyon. Die beiden andern großen Linien würden Marseille verbunden haben mit: Bordeaux über Toulouse, mit Basel über Lyon und Besançon. Die Gesammtausdehnung würde 1100 Meilen und die muthmaßliche Ausgabe mehr als 1000 Millionen betragen haben. Indeß schlug das Ministerium nicht die unverzügliche Ausführung einer so bedeutenden Masse von Arbeiten vor; es verlangte nur die Genehmigung, gleichzeitig an den Linien zu arbeiten, welche Marseille mit Avignon verbinden sollte und Paris mit: der belgischen Gränze, Rouen, Bordeaux, Orleans und Tours, was eine Ausdehnung von 375 Meilen bildete, wofür die Ausgaben auf 350 Millionen veranschlagt waren.

Der Plan war kühn und glänzend, vollkommen motivirt, mit einem Worte, der Regierung eines großen Volks würdig: und der Handelsminister, Martin du Nord, würde einen ehrenwerthen Platz in der Geschichte eingenommen haben, wenn er ihn mit dem Muthe vertheidigt hätte, der nöthig war, um ihn vorzulegen. Kaum war aber die Proposition bekannt geworden, als sich ein Schrei der Wuth in den ersten Reihen des Bürgerthums erhob. Die Ausführung der Eisenbahnen durch den Staat entzog in der That den Bankiers, den Geschäftsmachern, den Spielern der Industrie, den Kapitalisten beider Kammern eine Beute, auf welche sie gerechnet hatten. Ihr Zorn machte sich in leidenschaftlichen Ausdrücken Luft. Sie behaupteten im Allgemeinen, die Regieruung sei unfähig, öffentliche Arbeiten auszuführen; das müßte Privatgesellschaften überlassen werden, weil diese, getrieben durch das Privatinteresse, die Sache billiger und schneller ausführen würden; der Associationsgeist müsse in Frankreich ermuntert werden; die Gelegenheit dazu sei herrlich und man müsse sie nothwendiger Weise benutzen.

Die Regierung hatte den furchtbaren Widerstand, auf den sie stieß, nicht vorausgesehen. Diese Heftigkeit erschreckte sie. Uebrigens ging das Geschrei vom Lager derjenigen aus, die sie unterstützten. Sie bereute also das Gute, das sie hatte thun wollen und suchte einen Vorwand, um loszukommen.

Nun eröffnete sich ein Schauspiel, das eben so bewunderungs-

würdig wie sonderbar war. Die so oft verläumdete demokratische Partei, welche ihre Feinde so oft als aufrührerisch geschildert hatten, bemächtigte sich dieser Angelegenheit des Staats, welche der Staat selbst aufgeben zu wollen schien, und es gingen von ihr in Bezug auf öffentliche Arbeiten die einzigen Theorien aus, welche geeignet waren, die Ordnung und Autorität in Frankreich zu begründen.

Die demokratische Partei, welche in Paris damals vom National, Bon Sens, Journal du Peuple repräsentirt wurde, faßte die Frage der Kommunikationswege von drei verschiedenen Gesichtspunkten aus.

Sie bewies zuerst, daß vom moralischen Gesichtspunkte aus nichts beklagenswerther sei, als das Entstehen der Gesellschaften. Sie zeigte, wie die gierige, zügellose Menge der Spekulanten, die Namen und Lügen auszumünzen verstanden und die nach J. Seguin dem Publikum nur einen großen leeren Kasten brachten, mit der Aufforderung, ihn zu füllen, damit sie von den eingehenden Beiträgen eine Prämie erheben könnten, sich um die Wiege der Gesellschaften drängten. Die Machinationen der Geschäftsleute, denen Dupin den Beinamen der Luchse gab; ihre sichere Straflosigkeit; das Jagen der Börse nach dem Golde über die im Dunkeln gemordeten Opfer hinweg; die Zeichnung der Aktien einzig zu dem Zwecke, um sie, und zwar vermittelst künstlicher Haussen, zu ungeheuren Preisen wiederzuverkaufen; die Verdrängung der öffentlichen Arbeiten durch die Aktienspekulation; die Bereicherung der großen Spieler und das Elend der ernstlichen Aktionaire; die von bestochenen Beamten für baares Geld ausgestellten Concessionen; der Wettkampf der rivalisirenden Gesellschaften, welche sich durch Bestechungen den Schutz der Minister, der Bureau-Chefs, der Pairs von Frankreich, der Deputirten, der Höflinge, der obersten Commis streitig machten; die allgemeine Verbreitung der Bestechung und ihres Giftes; der Sieg der Gewinnsucht, welche Alle berauschte; endlich die Verwandlung der Gesellschaft in eine Kampfbahn für die Aktienspekulanten — — das waren die Erscheinungen, welche die demokratische Partei im System der Gesellschaften wahrnahm und welche sie denuncirte.

Wie verderblich waren aber ihre Aktien vom industriellen Gesichtspunkte aus! Denn was die Gesellschaften für die Ausführung einer Eisenbahn ausgeben, das muß der Tarif ihnen mit Wucher wiedererstatten: der Staat findet das ausgelegte Kapital in der Erweiterung der Quellen der Abgaben, in den Einnahmen der

Einregistrirung, in der Mobiliarsteuer, in den Zöllen, in den Eingangs-Abgaben, in den Päßen, Licenzen und Grundsteuern wieder. Die Gesellschaften müssen, um sich zu entschädigen, auf die Entwickelung der Industrie selbst einen Tribut legen und sie hemmen dieselbe dadurch: der Staat läßt den öffentlichen Wohlstand wachsen und wendet sich erst dann an ihn, wenn er gewachsen ist. — Die Gesellschaften wollen schnell genießen, weil sie sterben: der Staat kann warten, weil er unsterblich ist. — Die Gesellschaften halten durch die Höhe und die lange Dauer der Tarife die Armen vom Befahren der Eisenbahnen ab: der Staat, der andere Mittel als den Tarif hat, um wieder zu seinen Auslagen zu gelangen, eröffnet die Bahnen dem Armen wie dem Reichen. — Die Gesellschaften sind zu ungeheuren Ausgaben genöthigt, deren Last auf das Publikum zurückfällt; sie müssen intriguirende Agenten haben, um die Concession zu erlangen und lästige Mitbewerbungen zu beseitigen, Bankiers, welche dem Unternehmen ihren Kredit verkaufen und Spekulanten, welche dasselbe in Schwung bringen, Makler, welche die Unterbringung der Aktien übernehmen, Kautionen, Kassirer, Einnehmer, Zahlungsbeamte, Civil-Ingenieure, Conducteure, Rathgeber: der Staat braucht nichts zu schaffen, er hat die Beamten schon bereit; er hat für den finanziellen Theil seine General- und besonderen Einnehmer, seine Gemeinde-Einnehmer, seine Einnehmer der indirekten Steuern; für die Ausführung seine Ingenieure der Brücken und Chausseen; für die Verwaltung die Beamten, welche bei den Präfekturen beschäftigt sind. — Die Gesellschaften bedürfen einer Menge von Beamten, welche sie aus dem Nichts hervorziehen: der Staat braucht nur die Attribute derjenigen zu erweitern, über welche er schon verfügt. — Die Gesellschaften sind Agenten Preis gegeben, die fast immer nach Gutdünken gewählt werden, die rasch ihr Glück machen wollen und deren Lehrzeit oder Unbeständigkeit, Unfähigkeit, Uebelwollen oder Habgier zuweilen auch mit in Anschlag gebracht werden muß: der Staat wird von Agenten bedient, welche einen offiziellen Charakter und moralische Verantwortlichkeit haben und deren Triebfeder nicht das Geld, sondern die Ehre ist. — Bei dem Systeme der Gesellschaften können die Arbeiten nur stückweise ausgeführt werden: ein gewichtiger Nachtheil, denn er zerstört das Gleichgewicht und entzieht gewissen Theilen der Gesellschaft das Blut, welches er auf eine unnatürliche Weise anderswohin treibt: der Staat ist in einer Sphäre, in welcher er die Gesammtheit der

Interessen umfassen kann; seine Entwürfe können einen Charakter der Allgemeinheit haben, welcher nicht gestattet, eine Lokalität einer andern zu opfern und den Lauf der Handelsbeziehungen zu schnell zu verändern. — Die Gesellschaften suchen nur die Gegenwart zu benutzen: der Staat hat die Aufgabe, für die Interessen der Zukunft zu sorgen. — Mit einem Worte: die Gesellschaften stipuliren nur für sich selbst: der Staat stipulirt für die Gesellschaft.

Die Gründe, mit welchen die Demokraten das System der Gesellschaften bekämpften, waren vom politischen Gesichtspunkte aus noch entscheidender. Wie! Man sprach ernstlich davon, das ganze Gebiet der Industrie bloßen Privatleuten, Spekulanten oder Finanzmännern zu überlassen! Und man sah nicht ein, was Associationen, die von Tage zu Tage mächtiger werden mußten durch ihre Reichthümer, durch ihren Kredit, ihre Verbindungen, die Stellung ihrer Mitglieder, die man in jedem wichtigen Posten finden würde: in den Bureaux des Ministeriums, im Staatsrathe, in den Kammern, in den Gerichtshöfen, am Hofe und in der Presse — man sah nicht ein, was diese Associationen zuletzt gegen das allgemeine Interesse wagen würden! Man sah nicht ein, daß diese vielfache, bewegliche, unfaßbare Tyrannei, welche überall ihre Hand im Spiele hatte, welche einen Staat im Staate bildete, das Land mit einem furchtbaren Netze umschlingen werde! In Belgien war die Ausführung der Eisenbahnen durch die Regierung als das beste Mittel betrachtet worden, die September-Revolution zu befestigen und die belgische Nationalität gegen das Haus Oranien zu vertheidigen: und man hatte Recht gehabt. Man wollte also eine neue Feudalität organisiren! Man sollte sich doch vorsehen, denn das Joch würde nicht von Eisen, sondern von Gold sein, und um es zu zerbrechen, würde eine zweite Nacht des 4. August nicht genügen. Aber könnte man nicht bei eintretender Gefahr die Gesellschaften expropriiren? Ja, vielleicht, aber nur durch eine schreckliche Erschütterung. Und wenn die Gesellschaften aus antinationalen Männern beständen, welche Bahn eröffnete sich dann nicht dem Verrathe unter kritischen Umständen? Wären die Eisenbahnen in den Händen derjenigen gewesen, welche die Revolution von 1789 stürzte, so wäre wahrscheinlich die Revolution unmöglich gewesen.

Durch solche Argumente vertheidigte die demokratische Partei die Sache des Staats. Wenn sie aber auch die Sanktion des Prinzips für nothwendig hielt, so konnte sie doch leider die unverzügliche

Anwendung desselben nicht eben so eifrig wünschen. Da sie gegen die bestehende Verwaltung gerechtes Mißtrauen hegte, da sie wußte, daß dieselbe von tausend parasitischen Anforderungen umlagert war und weniger Kraft zum Guten als zum Bösen hatte, so fürchtete sie, ihr so bedeutende, so furchtbare Mittel anzuvertrauen. Sie erinnerte sich mit Schrecken an die Millionen, welche im Abgrunde der zu errichtenden Kanäle untergegangen waren. Sie erinnerte sich, zu welchen begründeten Kritiken die Concession der Eisenbahn von Paris nach St. Germain und der beiden Bahnen von Paris nach Versailles Anlaß gegeben. War es unter solchen Umständen nicht besser, die Ausführung der großen Linien aufzuschieben? Dieser Meinung war Arago, und er trug in seinem Berichte über die Eisenbahnen, einer klaren, eleganten und gelehrten Arbeit, wie dieß von dem berühmten Verfasser nicht anders zu erwarten war, auf die Vertagung an.

„Die Erfahrung," sagte er, „hat bewiesen, daß ein Pferd von mittlerer Kraft, welches in einer Zeit von 24 Stunden 9 bis 10 Stunden lang geht und immer dieselbe Kraft behält, nicht mehr als 100 Kilogramme tragen kann. Wird dasselbe Pferd an einen Wagen gespannt, so kann es ohne größere Ermüdung auf einer gleichen Entfernung ziehen:

auf einem gewöhnlichen guten gepflasterten Wege	1,000 Kil.
auf einer Eisenbahn	10,000 „
auf einem Kanale	60,000 „

Derjenige, welcher den Wagentransport an die Stelle des Transports auf dem Rücken eines Pferdes setzte, war also ein Wohlthäter der Menschheit; er setzte durch seine Erfindung den Preis des Transports auf den zehnten Theil seines ursprünglichen Werthes herab.

„Eine eben so wichtige Neuerung hat sich hinsichtlich des Wagentransports dadurch ergeben, daß eiserne Schienen, auf denen sich die Räder bewegen, an die Stelle der gepflasterten Wege getreten sind. Diese Schienen haben durch Verminderung des Widerstandes die Kraft des Pferdes oder wenigstens diejenige Kraft desselben, welche ein nützliches Resultat gewährt, gewissermaaßen verzehnfacht. Auf einer Bahn mit Eisenschienen beträgt die Last, welche ein Wagen trägt, hundertmal so viel als das Pferd, welches denselben zieht, auf dem Rücken tragen konnte.

„Das sind gewiß bewunderungswürdige Resultate; aber vergessen

wir nicht, daß die Kanäle noch größere ergaben, daß auf dem Wasser ein Zugthier eine sechsmal größere Last zieht, als auf einer Eisenbahn. Uebersehen wir übrigens auch nicht, daß der Transport auf dem Rücken eines Pferdes zwar nicht sehr ökonomisch ist, daß er aber auch fast immer auf fast ungebahnten Pfaden, auf jähen Abhängen stattfindet, während ein gewöhnlicher Weg eine gewisse Bahnung erfordert; während derselbe wenigstens eine erste Einlage von 70,000 Frs. für bloße Pflasterung und 2000 Frs. jährliche Unterhaltungskosten nöthig macht; während dieselben Ausgaben sich für einen Kanal auf 500,000 Frs. und 5000 Frs. belaufen; während endlich auf manchen Linien die Meile Eisenbahn 3 Millionen gekostet hat.

„Die Eisenbahnen, als Mittel betrachtet, den Widerstand jeder Art zu vermindern, den der Wagentransport auf gewöhnlichen Wegen zu überwinden hat, würden den Kanälen offenbar weit nachstehen, wenn das Ziehen immer durch Pferde hätte bewirkt werden müssen. Die Anwendung der ersten Lokomotiven hat die Sachen in demselben Zustande gelassen. Aber plötzlich enstanden im J. 1829 auf der Eisenbahn von Liverpool nach Manchester ganz neue Maschinen. Bis dahin hatte man nur mit gezackten Rädern und Hakeneisen fortzukommen gehofft oder mit Hülfe von gegliederten Systemen, von denen man eine passende Vorstellung giebt, wenn man sie mit den geknickten Beinen eines Mannes vergleicht, der rückwärts gehend zieht.

„Die vervollkommneten Lokomotiven hatten diesen unbequemen, zerbrechlichen, kostspieligen Apparat nicht. Der Ingenieur Stephenson hatte sich auch nicht mehr der unbequemen Verzahnungen seiner Vorgänger bedient. Die natürliche Verzahnung, welche sich aus der zufälligen und unaufhörlich erneuerten Durchdringung der Radfelgen mit den Höhlungen des Eisens der Schiene ergiebt, war vollkommen genügend. Diese große Vereinfachung führte zu unverhoffter Schnelligkeit, zu einer Schnelligkeit, die drei-, viermal größer war als die eines schnellen Pferdes. Hiermit beginnt eine neue Epoche für die Eisenbahnen. Anfangs waren sie nur für den Transport von Waaren bestimmt. Jeder Tag, jede neue Erfahrung nähert uns dem vielleicht nicht mehr fernen Zeitpunkte, wo sie nur noch von Reisenden werden befahren werden. Einst waren die Rails Alles. Jetzt nehmen sie nur noch eine untergordnete Stelle in dem Systeme

ein. Die Eisenbahnen dürften schon jetzt nur Lokomotiv-Bahnen oder Dampf-Bahnen heißen.

„Wenn man aus den Zeitungen, namentlich den englischen und amerikanischen ersieht, welche erstannliche Schnelligkeit die Dampf-Lokomotiven schon realisirt haben, so möchte man fast glauben, daß man auf keine bedeutende Verbesserungen mehr rechnen darf und daß die Kunst schon zur Vollkommenheit gelangt ist.

„Wie natürlich aber auch diese Meinung scheinen mag, so ist sie doch nur ein Irrthum. Die Kunst der Eisenbahnen ist noch in ihrer Kindheit."

Aus diesen Vordersätzen schloß Arago, daß man nicht gleichzeitig zur Ausführung mehrer großen Linien schreiten dürfe, wie die Regierung es vorgeschlagen. Er beantragte, daß die beabsichtigten Eisenbahnen nach einander ausgeführt würden, damit man die allmähligen Entdeckungen der Wissenschaft benutzen könne. Leider blieb der berühmte Redner nicht dabei stehen; und er erklärte sich im Namen der Gesellschaften gegen den Gesetzentwurf. Da Martin (du Nord) die Gesellschaften, deren Macht er fürchtete, nicht zu sehr vor den Kopf stoßen wollte, so hatte er ihnen in seiner Darlegung der Motive leichtsinniger Weise die Concession der Nebenlinien und Zweigbahnen gemacht; Arago bewies, daß diese Theilung abgeschmackt sei; daß, wenn man sie beibehalten wolle, der Staat den Tarif nicht auf einer Linie herabsetzen könne, ohne dem Transport auf einer andern Linie, wo die Tarife nicht herabgesetzt worden wären, zu schaden; daß die Regierung dadurch in die Alternative gerathen würde, entweder ihre Fahrsätze nicht zu vermindern oder manche Gesellschaften, welche die ihrigen nicht modifiziren könnten, zu Grunde zu richten. Dieß Alles war klar; aber man durfte keine andere Folgerung daraus ziehen, als daß der Staat die Ausführung aller Linien für sich hätte in Anspruch nehmen sollen. Diese Folgerung zog Arago nicht. Da er überzeugt war, daß die Minister unfähig wären, ihre kühnen Pläne durchzuführen, daß die Ausführung durch den Staat Uebelstände und Gefahren darbiete, welche die schlechte Organisation der Staatsgewalt noch stärker hervortreten lassen würden; da er überdieß überzeugt war, daß die Hülfskräfte des Budgets für ein so kolossales Unternehmen nicht ausreichten, so sprach er gegen Ende seines Berichts folgende Worte, die einen entscheidenden Einfluß hatten: „Die Kommission ist der Meinung gewesen, daß man so bald wie möglich zu den Gesellschaften seine

Zuflucht nehmen müsse, und sie sieht sich genöthigt, Ihnen die Verwerfung des Gesetzentwurfs vorzuschlagen."

Die Männer der demokratischen Partei, welche das System der Ausführung durch den Staat im Allgemeinen vertheidigten, bedauerten, daß Arago, wenn er auch die unmittelbare Verwirklichung zurückwies, nicht wenigstens das Prinzip gewahrt hatte: und dieß Bedauern war um so natürlicher, als die Meinung des berühmten Gelehrten bei den öffentlichen Berathungen von großem Gewichte war. Das zeigte sich bei den Verhandlungen. Das Ministerium wurde von dem Streiche, den eine so kräftige Hand geführt hatte, betäubt und verlor alle Haltung. Martin (du Nord) vertheidigte seinen Entwurf mit einer Schlaffheit, welche bewies, daß er ihn aufgeben wollte; dagegen fanden die Gesellschaften in Berryer, Duvergier de Hauranne ungestüme und entschlossene Vertheidiger. Nur Jaubert führte in diesem großen Kampfe der guten Sache das Wort. Aber die Diktatur der Bankiers erhob sich starr und drohend: das Prinzip der Ausführung durch den Staat wurde besiegt und aufgegeben.

So offenbarten sich die ersten Usurpationen der finanziellen Oligarchie, welcher früher oder später die Herrschaft über die Mittelklasse zufallen mußte. Aber das Bürgerthum klatschte in Masse Beifall, so groß war seine Unvorsichtigkeit und so tief seine Verblendung.

Zwölftes Kapitel.

Der Prozeß Hubert's. — Krönung der Königin von England; der Marschall Soult in London. — Verurtheilung des Lieutenants Laity. — Louis Buonaparte muß die Schweiz verlassen. — Geburt des Grafen v. Paris. — Räumung Ancona's. — Die Koalition erhält neues Leben. — Allgemeine Gährung der Gemüther. — Erwachen des religiösen Fanatismus; Unruhen in Rheims; Tod des Grafen v. Montlosier. — Prozeß Gisquet's gegen den Messager. — Eröffnung der Session von 1839. — Letzter Kampf der Koalition gegen das Ministerium. — Angriffe der legitimistischen Partei. — Herr von Genoude; sein Portrait. — Der Traktat der 24 Artikel wird Belgien aufgezwungen. — Aufgebung Limburg's und Luxemburg's. — Fall des Ministeriums vom 15. April; Urtheil über dasselbe.

Am 18. Dezember 1837 hatte gegen 10 Uhr Abends ein Zollbeamter Namens Pauchet den Dienst auf dem Quai von Boulogne, als ein Paketboot, welches von London kam, seine Passagiere an's Land setzte. Der Regen goß in Strömen. Ein Mann, der vom Hafendamme kam, eilte bei Pauchet vorüber und ließ ein Portefeuille fallen, welches dieser aufhob. Vergeblich rief er dem Unbekannten nach; derselbe war verschwunden. Das Portefeuille wurde nicht zurückgefordert, man öffnete es endlich und fand in demselben einen mit dem Namen Stiegler unterzeichneten Brief, welcher auf ein Komplott gegen die Regierung hinzudeuten schien. Das Portefeuille wurde nun aufmerksam geprüft; es enthielt unter Anderm ein Blatt mit deutschen Schriftzügen, ein Register mit vielen Zahlen, welche zu keiner Berechnung paßten und einen Brief, in welchem die Worte vorkamen: „das ganze Material ist in Paris concentrirt; den Plan, welchen man fordert, überbringe ich." Zwei Stunden später verhaftete man in einem Hôtel garni den Eigenthümer des Portefeuilles, dessen angenommer Name Stiegler und dessen wahrer Name Louis Hubert war. Er wurde in das Arresthaus von Boulogne

gebracht, und als er später nach Paris abgeführt werden sollte, fanden die Gensd'armen in seinem Hutfutter den colorirten Plan einer Maschine. Die eifrig fortgesetzte Untersuchung führte die Beamten zu der Ansicht, daß diese Maschine zu einem Attentat gegen den König dienen solle und daß ihr Verfertiger ein Schweizer Mechanikus Namens Steuble sei. Die Polizei begann nun ihre Nachforschungen und bald waren viele Personen verhaftet. Dieß waren die Hauptangaben der Anklageakte, welche im Mai 1838 folgende Personen vor die Assisen des Seine-Departements führte: Dlle. Laura Grouvelle, Louis Hubert, Jacob Steuble, Jules Arnoud, Martin Leproux, Vincent Giraud, de Vauquelin, Leon Didier, Vallantin und Aimat; vertheidigt wurden sie von Emanuel Arago, Jules Favre, Billiard, ehemaligem Präfekten, Hemmersdinger, Teste, Leblond, Ferdinand Barrot, Colmet d'Ange dem Sohne und Charles Ledru.

Dieser Prozeß füllte mehrere Sitzungen aus und rief die stürmischsten Scenen hervor. Die Haltung der Angeklagten war energisch und stolz, ihr Anzug im Allgemeinen gewählt. Die verbrecherischen Pläne, deren man sie beschuldigte, läugneten sie; die Einen thaten dieß mit Geistesgegenwart, die Andern mit Heftigkeit. Aber auf der Bank saß auch Vallantin, ein Elender, der sich in ihr Vertrauen gestohlen und sie denuncirt hatte. Die Anklage stützte sich auf die Aussagen dieses Menschen, der schon wegen Fälschung verurtheilt worden war und dem man die Schande der Ausstellung willkürlicher Weise erspart hatte. Man bemerkte auch, daß die meisten Belastungszeugen übelberüchtigte Personen waren, die sich schmachvoller Handlungen schuldig gemacht hatten. Die Verhandlungen waren sehr lebendig und geeignet, das Publikum in eine leidenschaftliche Stimmung zu versetzen. Louis Hubert entfaltete besonnene, aber glühende Ueberzeugungen. Steuble, der nur deutsch sprach und verstand, legte vor dem Gerichtshofe eine Geistesstärke dar, die er während der Instruktion nicht gezeigt hatte. Dlle. Laura Grouvelle vereinigte mit einer außerordentlichen politischen Exaltation unbedingte Aufopferung; sie hatte den Kopf einer kühnen Republikanerin und das Gemüth einer barmherzigen Schwester; sie hatte das Grab Alibaud's geschmückt und während der Cholera hatte sie in einem Hospital die Kranken gepflegt, sie in ihren letzten Stunden getröstet und inmitten der Ansteckung und des Todes gelebt; obgleich eine Kapitalanklage

auf ihr lastete, blieb sie doch ruhig und legte ihr Glaubensbekenntniß zuversichtlich und ohne Affektation ab.

Als die Vertheidigungsreden beendet waren und der Präsident Dlle. Grouvelle in der letzten Sitzung fragte, ob sie nichts zu ihrer Vertheidigung hinzuzufügen habe, stand sie auf und sagte: „Ich nehme das Wort, um dem, der mein Leben und meine geheimsten Gedanken so muthig aufgedeckt hat, — sie deutete auf Hubert — ein öffentliches Zeugniß meiner Dankbarkeit zu geben. Mein Herz fühlt Bewunderung und Zuneigung für ihn. Bedenken Sie, daß ich, da ich von einem verhängnißvollen Netze umschlungen bin, ihm wie Ihrer gewissenhaften Erklärung die Freiheit — mehr als die Freiheit — — das Leben verdanken würde!" Durch ihre Rührung wurde sie einen Augenblick unterbrochen, hierauf fuhr sie fort, auf Herrn Billiard zeigend: „Einen Gedanken für den ehrenwerthen Freund, der mich seit meiner Verhaftung nicht verlassen hat und den Sie in dieser letzten Prüfungsstunde neben mir sitzen sehen." Hierauf wendete sie sich zu Vallantin, der bleich und mit gesenkten Augen dasaß und unter seinen Gewissensbissen zu erliegen schien: „Ich will auch einem Gewissen, welches, wie ich zur Ehre der Menschheit glaube, nicht ruhig ist und des Trostes bedarf, Trost bringen. Vallantin! Hubert, Vauquelin und ich verzeihen Dir Deine schändlichen Erfindungen. — Wenn Du je unglücklich, krank, von Allen verlassen sein solltest, so erinnere Dich, daß ich in der Welt bin." Der Eindruck dieser Worte währte noch, als die Erklärung der Jury verlesen wurde. Die Angeklagten hatten sich dem Gebrauche gemäß zurückgezogen; man führte Leproux, Vauquelin und Vallantin wieder vor, um ihnen anzuzeigen, daß der Ausspruch der Geschworenen sie in Freiheit setze. Das sagte ihnen zugleich, daß Laura Grouvelle verurtheilt worden war. Tiefer Schmerz spiegelte sich auf den Gesichtern von Leproux und Vauquelin und sie entfernten sich bestürzt. Als die andern Angeklagten eingeführt worden waren, vernahm Hubert den Ausspruch, der ihn des Komplotts zur Aenderung oder zum Umsturze der Regierungsform für schuldig erklärte, mit großer Unerschütterlichkeit, als er aber den Namen von Dlle. Grouvelle nennen hörte, stieß er einen schrecklichen Schrei aus und eine Waffe, die er verborgen gehalten hatte, erglänzte. Um seine Ermordung zu hindern, stürzten die Gensd'armen auf ihn los. Es kam zum Kampfe und der Ruf: zu den Waffen! ertönte. Alle Anwesenden standen auf. Man klettert auf die Bänke,

Tische, Geländer, und es entsteht eine unbeschreibliche Verwirrung, die durch das klägliche Geschrei der Frauen noch vergrößert wird. Steuble sinkt ohnmächtig in die Arme der Gensd'armen. Ein solches Schauspiel war unerhört in den Annalen der Assisen. Hubert war wüthend, außer sich, ergoß sich in Verwünschungen und rief, während er mit den ihn haltenden Gensd'armen kämpfte: „Diese Frau ist unschuldig! Elende! Ihr habt die Tugend selbst verurtheilt! Eine französische Jury! O der Schande!" Man führte ihn endlich ab, und es kostete einige Mühe, den Ausspruch der Jury zu verlesen, welcher Dlle. Grouvelle, Steuble, Aimat und Vincent Giraud der Komplottirung gegen die Existenz, zwar nicht des Königs, aber der Regierung für schuldig erklärte. Der Letztere wurde zu dreijährigem, die Andern zu fünfjährigem Gefängniß verurtheilt. Hubert wurde eines mit Thaten zur Vorbereitung der Ausführung verbundenen Komplotts für schuldig erklärt und zur Deportation verurtheilt.

Ob Vallantin, um ihn zu Entdeckungen zu bewegen, eine Summe von 8 bis 10,000 Frs. versprochen wurde, ist fraglich. Er hat es in einem eigenhändigen Briefe behauptet, der uns vorliegt.

In dem Augenblicke, wo wir schreiben, liegt übrigens Hubert im Sterben; Steuble hat sich in seinem Gefängnisse den Hals mit einem Rasirmesser abgeschnitten; Dlle. Grouvelle ist wahnsinnig; Vincent Giraud ist jetzt frei, hat aber das Gefängniß mit weißen Haaren verlassen.

Einen Monat nach diesen Verhandlungen, welche auf eine so schreckliche Weise den Haß darthaten, der die Monarchie in Frankreich umgiebt, eröffnete die Krönung der Königin Victoria den Bezeigungen der englischen Loyalität eine weite Bahn.

Das Kabinet der Tuilerien hatte den Marschall Soult zum außerordentlichen Gesandten nach London wählen zu müssen geglaubt: eine angemessene Wahl, wenn wir nach dem Erfolge urtheilen dürfen.

Dennoch wurde die Ankunft des Marschalls Soult in England zunächst durch Angriffe begrüßt, welche nicht nur ungastlich, sondern auch ungerecht waren. Das Quaterly-Review hatte das Signal gegeben. Die Journale der britischen Aristokratie scheuten sich nicht, diese Aeußerungen kleinlichen Grolls und unvergänglichen Neides zu wiederholen; man erzählte mit rohem Stolze, daß das für ihn vorbereitete Mahl bei Waterloo vom Herzoge von Wellington verzehrt worden war. Aber es trat eine schnelle, glänzende, enthusiastische

Reaktion ein; sie begann mit einem großartig bescheidenen Briefe des Obersten Napier, in welchem dieser seine Landsleute an die Achtung erinnerte, welche man dem kaiserlichen Frankreich schuldig sei.

Am 28. Juni wurde die Feierlichkeit der Krönung in London durch eine Salve von 21 Kanonenschüssen gefeiert. Dichte Wolken drohten dem Feste; dennoch überschwemmte eine dichte Menge Whitehall, Parliament-Street, Abingdon-Street und alle in der Nähe von Westminster gelegenen Straßen. Auf einer unabsehbaren Linie sah man nur Gerüste, welche mit Männern und Frauen besetzt waren, Stufen und Gallerien, die einen belebten Anblick boten; überall wehten Fahnen, waren reiche Teppiche, Kränze, Bänder, Blumenguirlanden ausgehängt, sah man Sammetsessel, Sterne, Zurüstungen zur Illumination, riesenhafte V. R. Die europäische Aristokratie erschien hier in ihren berühmtesten Repräsentanten; man sah hier den Fürsten von Ligne; den Grafen von Stroganoff, die Marquis von Brignolle und von Miraflores, den Baron van der Capellen. Selbst der Fürst Schwarzenberg war nach England geeilt auf die Gefahr hin, die kaum erloschene scandalöse Erinnerung an die Abenteuer, deren Held er gewesen war, wiederaufzufrischen. Um 10 Uhr Morgens läuteten die Glocken von St. Margaretha, welche mit denen von Westminster abwechselten und es entstand in der größten Stadt der Welt eine unbeschreibliche, ungeheure Bewegung. Das war nicht die leichtzuerregende, mittheilungslustige, ein elektrisches Fluidum ausströmende, in ihrem Enthusiasmus geistreiche, selbst in ihrer Begeisterung witzelnde Volksmenge von Paris, welche, wenn sie sich auf die Straße begiebt, einem geistreichen, leidenschaftlichen Menschen gleicht; die Engländer, welche der feierliche Zug ihrer Königin haufenweise herbeilockte, bildeten eine dichte, gedrängte Masse, in welcher jedes Individuum seine Physiognomie und seine Persönlichkeit bewahrte. Hier fand kein geistiger Austausch, keine Verschmelzung statt. Der Enthusiasmus aller dieser Menschen, die auf einander geschichtet waren, ohne sich mit einander zu vermischen, machte einen mächtigen, aber erkältenden Eindruck; finsterer Ernst blickte durch ihre Freudenbezeugungen hindurch; die gemeinsame Achtung für die monarchische Tradition bildete das einzige Band und ihre Bewegung kam aus dem Kopfe, nicht aus dem Herzen; wo die Franzosen nur eine Frau gesehen hätten, erblickten die Engländer ein Symbol.

Ein unbeschreibliches Gesumme begrüßte das Erscheinen und Vorüberfahren der Wagen. Alle waren prächtig, mit Ausnahme desjenigen des Gesandten der Vereinigten Staaten. Aber beim Anblicke eines gewissen Wagens mit silbernen Rändern, blauem Grunde, der die Form einer Gondel hatte und künstlich ciselirte Herzogskronen zeigte, über welchen Laternen angebracht waren, erschütterten wahnsinnige Hurrah's die Lüfte. Dieser Wagen, der glänzendste von allen, deren sich die Unverschämtheit der vornehmen Herren rühmen konnte, enthielt einen Glückssoldaten, den Marschall Soult. Was beklatschte man in ihm? Das Bündniß mit der Regierung der Tuilerien oder den Gesandten eines Königs, der den Engländern theuer sein mußte, oder die Erinnerung an einen großen Mann, der gestürzt war? Napoleons Unterliegen bei Waterloo hatte England von jeder Furcht der Bewunderung befreit und sein Tod zu St. Helena hatte ihm die Verpflichtung der Gerechtigkeit auferlegt.

Die Begrüßung des Marschalls Soult bildete den wichtigsten Theil der Krönung der Königin Victoria, da der übrige Theil der Ceremonie nur durch die Schaustellung eines unverschämten Luxus und durch Bezeigungen bezeichnet wurde, welche in der Geschichte der menschlichen Dummheit ohne Zweifel eine bedeutende Stelle einnehmen werden. Gegen Mittag stieg die Königin vor den Thoren von Westminster ab, wo die Zeugen sie erwarteten. Richter, welche unter der ungeheuren Last der Perrücken zusammenbrachen, Wappenkönige in langen Hemden von Goldstoff, weltliche und geistliche Lords, Pairs und Pairinnen, Mitglieder des Unterhauses und O'Connell im Höflingsgewande! Die Königin hatte sich zurückgezogen, um ihren Anzug zu wechseln. Bald erschien sie in einem scharlachnen Sammetgewande mit Pelzfutter und einem Golddiademe. Zu gleicher Zeit näherten sich die Großconstabler von Irland, Schottland und England und der Vicomte von Melbourne, der vom Kopfe bis zu den Füßen gewappnet war, dem Altare, der einige Schritte vom Throne entfernt war. „Meine Herren," sagte der Erzbischof von Canterbury, „ich stelle Ihnen Victoria, unbestrittene Königin dieses Reiches vor. Ihr Alle, die Ihr hierher gekommen seid, um Ihr zu huldigen, wollt Ihr es thun?" Auf diese viermal nach vier Richtungen hin gesprochenen Worte anwortetrn die Anwesenden: „Es lebe die Königin! Gott beschütze die Königin!" Hierauf schenkte die Königin auf die Forderung des Prälaten dem Altare huldvollerweise ein goldnes Altartuch und sodann eine Goldbarre; denn die

Fürsten werden von den Priestern nur dann willkommen geheißen, wenn sie dem Grundsatze nachkommen: „Komme nicht mit leeren Händen in das Haus des Herrn!“ Hierauf folgte das Gebet, und eine Predigt des Bischofs von London und endlich der Eid, welcher folgende bedeutungsvolle Formel enthielt: „Wollen Sie den Bischöfen und der Geistlichkeit, so wie den Kirchen, welche hier Ihrer Sorge anvertraut werden, die Rechte und Privilegien erhalten, welche ihnen gehören?“ Von den Rechten des Armen war nicht die Rede. Nach Leistung des Eides breiteten vier Ritter des Hosenbandordens über die Königin ein goldenes Tuch aus und nachdem der Erzbischof von Canterbury sie gesalbt, richtete er einige mystische Worte an sie. Nun legte die Königin ein Paar Sporen auf den Altar und empfing dafür aus den Händen des Erzbischofs einen schönen Säbel, welchen Lord Melbourne beim Eintritte getragen hatte und welchen er mit 100 Schillingen abkaufen mußte. Sodann — aber wozu sollen wir die Erzählung dieser monarchischen Narrenspossen fortsetzen? Und dennoch sind dieß die Mittel, durch welche man die Ehrfurcht vor den privilegirten Geschlechtern und die gottlose Anbetung der Kronen in den Völkern lebendig erhält! Während der Huldigung hatte der Graf von Surrey als Schatzmeister der Königin im Schiffe der Kirche Krönungsmedaillen ausgeworfen, und die erlauchtesten Personen stürzten augenblicklich auf dieselben los und machten sich fast im Faustkampfe den Besitz derselben streitig: ein schmachvoller und systematischer Wettkampf der Schmeichelei!

An demselben Tage gewährte Herr Green dem Volke das Schauspiel einer Aufsteigung im Luftballon. Am Abend eröffneten die Theater von Coventgarden und Drurylane ihre Thüren der Volksneugierde ohne Entree. Hydepark glich einem ungeheuren Zeltdorfe; man konnte hier Charlatans Beifall klatschen oder sich am Fuße der Statue des Ajax, welche dem Herzoge von Wellington geweiht war, berauschen. Während der Nacht war London glänzend illuminirt. Am folgenden Tage sah man wie gewöhnlich bleiche Gespenster, barfuß, in Lumpen gehüllt, mit erloschenem Blick, sah man diese Verdammten dieser Welt, deren Stamm das reiche England fortpflanzt, beim Schein der Gasflammen an den Ginläden vorüberschleichen; in den Bezirken, in welchen die Armuth zusammengeschichtet ist, in den schmutzigen Gassen, an deren Eingange selbst die Polizei zurückschaudert, in den Vierteln White-Chapel, St. Gilles, Shoredieth, St. Olave sah man wie gewöhnlich, am folgenden Tage

Menschen, welche unter Haufen verfaulten Holzes lebendig begraben waren, welche sich auf den Düngerhaufen lagerten, welche die Fieberkälte schüttelte, oder welche mit stumpfsinniger Verzweiflung dem Hungertode entgegensahen.

In den diplomatischen Salons unterhielt man sich angelegentlich von dem Anzuge Ihrer Majestät, von ihrem Collier, von ihrer neuen, auf 2,800,000 Frs. geschätzten Krone, von der feenhaften Illumination am Palaste Herrn von Stroganoff's, von dem Anzuge des Fürsten Esterhazy, diesem wunderbaren Anzuge, dessen Knöpfe aus Diamanten bestanden und dessen Nähte mit feinen Perlen bedeckt waren. Man sprach auch von den Summen, welche die nächtliche Ausschweifung eines jungen Lords gekostet, der, nachdem er an den Volksbelustigungen Antheil genommen, trunken in einen Wagen gesetzt worden war, welcher einen armen Fußgänger übergefahren hatte.

Die Presse machte mit Ausnahme der speziell für das Volk bestimmten Sonntagsblätter ihrer Loyalität in Uebertreibungen Luft, welche den Wahnsinn des Fetischdienstes übertrafen. Damit der Nachwelt kein Umstand dieses merkwürdigen Tages, der eine Krone auf das Haupt eines Kindes gesetzt hatte, verloren gehe, erschienen die englischen Zeitungen in ganzen Bänden. Der Sun wurde mit goldenen Lettern gedruckt nnd brachte ein kolossales Medaillon der jungen Königin.

Auch in Paris machten sich die Blätter des Hofes viel mit diesen pomphaften Auftritten zu schaffen, wahrscheinlich weil sie glaubten, daß dieselben einen blendenden Eindruck auf die Gemüther machen könnten. Mit knechtischer Bewunderung und affektirtem Staunen erzählten sie, wie viele Yeomen den Wagen umgeben hätten, wie der Zug in die Westminster-Abtei eingezogen sei, wie viele Damen die Schleppe Ihrer Majestät der Königin Victoria getragen, welche Titel die verschiedenen Personen schmückten, denen die unschätzbare Ehre zu Theil geworden, die Sporen, oder das Schwert, oder den Kelch, oder die Schaale zu tragen; als ob so etwas in einem Lande wie das unsrige die Verehrung der alten Götzenbilder wiederherstellen könnte!

Die Regierung konnte sich in dieser Beziehung nicht über ihre Ohnmacht täuschen; aber mit desto größerer Heftigkeit suchte sie die dynastischen Interessen aufrecht zu erhalten. Der Lieutenant Laity wurde vor den Pairshof gestellt, weil er in einer Darstellung des

Straßburger Aufstandes historische Irrthümer hervorgehoben, Verläumdungen zurückgewiesen, dem Ruhme des Kaiserthums gehuldigt und vom Prinzen Louis Buonaparte mit Theilnahme gesprochen hatte. Was wurde jetzt aus der Jury? Michel (de Bourges) vertheidigte den Angeklagten auf eine schroffe und ungestüme, aber nutzlose Weise. Der kühne Jüngling bezahlte seine Broschüre mit 10,000 Frs. und fünfjähriger Gefängnißstrafe. Das war aber noch nicht Alles: Louis Buonaparte hatte Amerika verlassen und war zurückgekehrt, um seine sterbende Mutter zum letztenmale zu umarmen: er wohnte in Arenenberg. Eine solche Nachbarschaft beunruhigte Louis Philipp und die Schweiz wurde aufgefordert, den Neffen des Kaisers, einen Geächteten, zu verjagen. Nun erneuerten sich die Scenen von 1836. Die erbitterte Schweiz fragte, ob sie einen unabhängigen Staat bilde oder ob sie nur eine französische Provinz sei? Der große Rath von Thurgau erklärte, der Prinz sei Bürger von Thurgau. Schmerzliches und verzweiflungsvolles Geschrei erhob sich aus den Thälern, in welchen Louis Philipp einst als Verbannter eine gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte. Die Tagsatzung war zwischen dem Widerwillen gegen eine entehrende Unterwerfung und der Furcht, unabwendbares Unheil auf die Schweiz zu häufen, getheilt; sie schwankte und vertagte.

Aber während dieser Zeit wurde gegen sie gerüstet. Man setzte ein Korps von 20 bis 25000 Mann an den französischen Gränzen in Bewegung, zwei französische Bataillone rückten in Gex ein: die Artillerie von Lyon erhielt den Befehl, sich zum Aufbruch bereit zu halten; der General Aymar erließ einen drohenden Tagesbefehl.

Um den Aufschwung des Volks zu hemmen, das man gewissermaaßen mit der Degenspitze kitzelte, brauchte man geschickte Einflüsterungen und that geheime, aber dringende Schritte. Aus der Schweiz, namentlich aus den Kantonen Waadtland und Genf, waren eine Menge Familien hervorgegangen, welche in Paris dieselbe Stellung einnahmen, die einst Necker und seine Umgebung eingenommen hatten; es waren meistentheils bekannte Bankierfamilien, wie Delessert, Odier, Oppermann-Mandrol, Keutsch. Die Aufnahme, welche mehrere dieser Gallo-Helvetier in den Tuilerien fanden, hatte zwischen ihnen und der französischen Regierung tausend Bande der Dankbarkeit und des Interesse geknüpft. Daher schickten sie im Jahre 1838 an ihre Freunde und Verwandten in der Schweiz Briefe, Sendschreiben und Aufforderungen, welche auf schleunige Unter-

werfung hinarbeiteten. Der Advokat Maudrel in Lausanne bekämpfte die Widerstands-Ideen, zu deren Organ sich der Nouvelliste Vaudois gemacht hatte, in einer Reihe von Briefen, die massenweise vertheilt wurden. Jeden Tag, jede Stunde trafen Benachrichtigungen, Mittheilungen, Bitten von Paris ein. Molé hatte diese oder jene Erklärung abgegeben, Benjamin Delessert hatte dieß oder jenes gesagt. Selbst Louis Philipp rieth als wahrer Freund den Schweizern, nachzugeben, während es noch Zeit sei. Und zu diesen Vorstellungen kamen noch die der Lyoner Kaufleute; die aus Genf stammten. Aber die Schweiz hatte schon einmal nachgegeben und sie fühlte, daß ihre Unabhängigkeit von ihrem Muthe abhing.

Zu welchem Ausgange sollten diese Verwickelungen führen? Vielleicht zu einem unheilvollen, wenn nicht Louis Buonaparte Arenenberg freiwillig verlassen hätte. Am 20. September begab er sich nach London; am 24. August hatte die Herzogin von Orleans einen Knaben geboren; über beide Ereignisse entstand große Freude in den Tuilerien. Die Dynastien halten sich ja immer für unsterblich!

Uebrigens war das Glück des Hauses Orleans seit 1830 fortwährend im Steigen geblieben. Aber von Frankreich konnte man nicht dasselbe sagen; und während man sich am Hofe über die Geburt des Grafen von Paris freute, ging die Nation einem Ereignisse entgegen, welches sie mit Traurigkeit erfüllen mußte.

Man erinnert sich, welchen Eindruck die Besetzung von Ancona auf Europa gemacht hatte und mit welchem Enthusiasmus Italien in der dreifarbigen Fahne ein Versprechen der Befreiung, ein Unterpfand der Freiheit begrüßt hatte. Aber die Franzosen in Ancona mußten bald eine völkerfeindliche Politik befolgen, und den päpstlichen Despotismus unterstützen. Die Hoffnungen der italienischen Patrioten erloschen; die Freiheit verschwand selbst aus ihren Träumen; auf ihren Enthusiasmus folgte Hoffnungslosigkeit. Dennoch war die Anwesenheit der französischen Uniform in Ancona den Italienern immer noch theuer geblieben. Denn sie war ja für Oesterreich eine Unannehmlichkeit und eine Beleidigung. Und konnten nicht auch neue Ereignisse den Triumph einer großmüthigern Politik in Paris herbeiführen?

Frankreich hatte, abgesehen von jedem Privatinteresse, höchst wichtige militairische und diplomatische Gründe, um Ancona zu

behaupten. Die Stadt Ancona war der Schlüssel für die Besetzung Ober-Italiens; sie deckte Neapel gegen Wien; sie gewährte uns bedeutenden Einfluß in Dalmatien und Illyrien; im Fall eines Krieges mit Oesterreich hätte sie uns als Festung und als Hafen gute Dienste leisten können; früher war sie vom General Mounier vertheidigt worden, der mit 2000 Mann, worunter 1800 Verwundete, 42000 Mann zwölf Tage lang aufgehalten hatte, und es bedurfte weder großer Arbeiten noch vielen Geldes, um sie in Stand zu setzen, eine lange Belagerung auszuhalten; ihre Besitznahme von Seiten Frankreichs war immer für so nützlich für uns gehalten worden, daß sie in den Friedensunterhandlungen von Campo Formio und Luneville ausdrücklich gefordert worden war. Was sollen wir noch hinzufügen? Zu einer Zeit, wo jede der großen Mächte über das erschütterte Reich der Osmanli's zu wachen hatte, hob Ancona, das zwischen unsern Geschwadern und den Dardanellen gelegen war, für uns eine Entfernung von 600 französischen Meilen auf. Die Aufgebung Ancona's war also eine verderbliche Maaßregel. Thiers sah dieß so wohl ein, daß er in einer Depesche vom 14. März 1836 an unsern Gesandten in Rom schrieb:

„Ich empfehle Ihnen, Herr Marquis, in der Frage hinsichtlich der Räumung Ancona's nie die Initiative zu ergreifen, sie nie aufzuwerfen und Alles zu vermeiden, was auf dieselbe Bezug hat. Wenn Sie durchaus genöthigt wären, eine Meinung auszusprechen, so müßte es die sein, daß der Rückzug der Oesterreicher nicht nothwendig den unserer Truppen zur Folge haben würde.“

Waren aber die Empfehlungen von Thiers den eingegangenen Verpflichtungen gemäß? Ohne allen Zweifel; um sich davon zu überzeugen, braucht man bloß auf den Ursprung der Sache zurückzugehen.

Wir haben erzählt, wie die fünf Mächte sich im Memorandum von 1831 vereinigt hatten, um vom Papste gewisse, von der Romagna geforderte Reklamationen zu erlangen. Casimir Perier hatte hiebei die Initiative ergriffen. Nicht etwa als ob diesem etwas an der Freiheit der Unterthanen des Papstes gelegen gewesen wäre; aber es war ihm nicht entgangen, daß ihren Beschwerden abgeholfen werden müsse, wenn man die Keime einer Insurrektion ersticken wolle, welche die Oesterreicher an den Po geführt und ganz Europa erschüttert haben würde, wenn sich dasselbe nicht zu einer ungewissen Vergrößerung der österreichischen Herrschaft in Italien verstanden

hätte. Die Berechnung war richtig und die Ereignisse bewiesen es: da der Papst seinen Unterthanen nur einen Theil der von den großen Höfen geforderten Reformen zugestanden hatte, so empörten sich die Legationen, Oesterreich intervenirte mit den Waffen nnd Frankreich mußte Ancona besetzen, um der Wirkung der Anwesenheit der Oesterreicher ein Gegengewicht entgegenzustellen. Die erste Ursache der Besetzung Ancona's war also die Nichtausführung des Memorandums von 1831 und die Weigerung, die Unzufriedenheit Italiens zu besänftigen.

Allerdings verstand sich Casimir Perier 1832 zu einer Abkunft, in welcher sich Frankreich verpflichtete, seine Truppen unmittelbar nach dem Abzuge der Oesterreicher zurückzuziehen. Aber bedeutete dieß, daß der Abzug der Franzosen dem der Oesterreicher nothwendiger Weise, ipso facto, ohne vorhergehende Unterhandlungen, ohne vorausgehende Verabredung zwischen beiden Regierungen, ohne Garantien für die Zukunft folgen müsse? Wenn man die Abkunft so verstand, so opferte man den Geist dem Buchstaben, so vernichtete man die Grundlage der Politik Casimir Perier's und setzte den Papst abermals der Gefahr einer Empörung und einer österreichischen Intervention, Ancona aber einer neuen französischen Besetzung und Europa einem neuen Konflikte aus.

Das sahen Herr von Broglie und Thiers, namentlich aber Thiers ein, und sie müssen deshalb gelobt werden.

Molé that darin unrecht, daß er der italienischen Diplomatie nicht genug mißtraute. Der beste Repräsentant derselben war damals Monsignore Capacini, ein Mann ohne alle Prinzipien. Er traf mit Metternich in Florenz zusammen und hier stellten die beiden Diplomaten Molé die Schlinge, in welcher sie ihn fangen wollten. Das Wesentliche war, jede Unterhandlung hinsichtlich der Räumung von Ancona zwischen Paris und Wien zu verhindern. Denn sie sahen wohl voraus, daß die französische Regierung in diesem Falle Hindernisse erheben und Garantien fordern würde, wenn sie nicht gar sagen würde: „So lange die Lage Italiens so bleibt wie zur Zeit des Memorandums von 1831, wird unbesieglicher Haß in der Romagna gähren und die österreichische Intervention wird Italien beständig drohen. Ihr fordert, daß wir Ancona räumen? Schafft die Ursachen weg, welche uns dahin geführt haben. Erinnert Euch an das Memorandum von 1831. Besänftigt die Romagna, deren gerechte Wünsche niedergehalten, aber nicht erloschen sind.“ Herr

von Metternich und Capacini wollten eine derartige Erklärung durchaus verhüten und Molé errieth dieß nicht. Eines Tages kündigte also der Repräsentant des römischen Hofes in Paris dem Kabinet der Tuilerieen die befriedigende Nachricht an, daß Oesterreich die Staaten des Papstes räumen wolle, und daß es nicht zu bezweifeln scheine, daß die Franzosen augenblicklich Ancona verlassen würden. Molé, welcher die Sache nur unvollständig kannte, fand die Folgerung natürlich und wurde seine Ueberrumpelung nicht eher gewahr, als bis ihn Herr Desages mit der Politik seiner Vorgänger und mit dem Stande der Sache bekannt gemacht hatte.

Die Räumung Ancona's fand am 25. Oktober 1838 statt und sie machte in Frankreich einen um so größeren Eindruck, als hier die Gemüther durch einen kühnen, eifrigen, für das Ministerium und für den König gefährlichen Bund erhitzt waren.

Der parlamentarische Sieg, den Molé bei den Verhandlungen über die geheimen Fonds davongetragen, schien die Koalition für immer vernichtet zu haben. Und allerdings war die Entmuthigung der Besiegten anfangs groß. — — Thiers hatte Paris verlassen. Von Guizot urtheilten aber seine Freunde, daß er im Abnehmen begriffen sei. Weil er sich bei den letzten wichtigen Verhandlungen schwach, ungeschickt und ohne Kühnheit gezeigt, weil er während derselben zwischen den Parteien hin und her geschwankt und sich in elende Wiederholungen verwickelt hatte, glaubten sie, daß dieser ungestüme Geist seine Kraft erschöpft habe. Sie waren davon so sehr überzeugt, daß sie bei der Vertheilung der Rollen unter sich viel für ihren alten Führer gethan zu haben glaubten, wenn sie ihm eine Gesandtschaft vorbehielten. Er selbst schien sich in einem Zustande zu befinden, der seinem Stolze bisher immer fremd geblieben war. Er hatte sich nach Val-Richer zurückgezogen und entfernt vom Schauspiel der Geschäfte und ihrem Tumult schien er sich in seine Niederlage zu ergeben, welche er sich eingestand.

Aber der ganze Zorn der für einen Augenblick aufgelös'ten Koalition lebte in Duvergier de Hauranne fort. Sein Athem fachte sie wieder an; er gab das Signal zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten in einem Artikel der Revue française. Er suchte hier zu beweisen, daß die Minister unzureichend seien; daß sie durch ein Bestechungs- und Schaukelsystem die Staatsgewalt erniedrigten; daß sie die Repräsentativ-Regierung durch eine beleidigende Affektation der Geringschätzung gegen die Kammer und durch eine maaßlose

Gelehrigkeit gegen die Krone bloßstellten. Wäre Duvergier de Hauranne auf seine eigenen Kräfte beschränkt geblieben, so würde er die Sache wahrscheinlich nicht zu Ende gebracht haben. Aber in seiner Begleitung waren drei Männer von Talent, welche sich auf die Presse stützten, in die Kampfbahn herabgestigen; Chambolle, Ober-Redakteur des Siècle; Leon Faucher, Redakteur des Courrier français und und Leonce de Lavergne, Redakteur des Journal général de France. So erhielt die Koalition drei tägliche Zeitungen, von denen zwei der dynastischen Opposition uud eine der doktrinairen Schule angehörte, als offizielle Organe. Eine neue Macht tauchte auf und fand, wie gewöhnlich, Anhänger. Die Ehrgeizigen fingen an, sich anders zu klassifiziren und die Polemik begann. Der Constitutionnel hatte sich dem Bunde angeschlossen, welchen die Radicalen aus Haß gegen die Saatsgewalt unterstützten, ohne sich mit ihm zu vereinigen. Ueber die thörichte und vielbebesprochene Maxime: „le roi règne et ne gouverne pas“ wurden tausend geistreiche, beleidigende, drohende, heuchlerische, aufrichtige Kommentare gemacht, die königliche Majestät wurde mit gleichem Ungestüm angegriffen und vertheidigt.

Um das Maaß der Aufregung voll zu machen, fachte die Intoleranz der Geistlichkeit den kaum erloschenen Haß des Liberalismus wieder an. Als in Rheims ein wandernder Prediger von der Kanzel herab das Grab des Gefangenen von St. Helena beschimpfte, wurde die Wohnung des Missionairs gestürmt. In Clermont-Ferrand bezeichnete ein beispielloser Scandal den Tod eines der kühnsten Gegner der Jesuiten, des Grafen von Montlosier. Vergeblich hatte dieser seinen festen Willen ausgesprochen, im Schooße der Kirche sterben zu wollen, der Bischof von Clermont forderte von ihm Verläugnung seines ganzen Lebens, öffentlichen Widerruf und Verdammung seines berühmten Mémoire à consulter; und weil er geglaubt hatte, daß die Interessen der Religion nicht mit der weltlichen Sache der Jesuiten verbunden seien, blieben die Thüren der Kirche seinem Sarge verschlossen. Der Geist der Restauration schien wieder aufzuleben, die Stadt Clermont gerieth in Bewegung und mit einstimmigem Erstaunen, Schmerz und Bedauern geleitete das Volk die sterblichen Reste, welche die Diener des Gottes der Barmherzigkeit verließen, zur Ruhestätte.

Zu diesem Scandal kam ein anderer von verschiedener Beschaffenheit, der aber die öffentliche Meinung nicht weniger stark auf-

regte. Seit einiger Zeit brachte ein dumpfes Gerücht den Namen des ehemaligem Polizeipräsidenten Gisquet mit schrecklichen Anklagen in Verbindung. Man sprach von schrecklichen Mißbräuchen während seiner Amtsführung; man ließ das Wort Erpressungen fallen und gewisse Nachrichten, welche der Heimlichkeit des Familienlebens entzogen worden waren, wurden vom Hasse verbreitet, der sie natürlich vergrößerte. Der Messager brach endlich los. In einem Artikel, der das Geheimniß zur Hälfte lüftete, wurde Gisquet der Verletzung seiner Dienstpflichten beschuldigt. Er beschloß, sich an die Gerichte zu wenden und so entstand ein Prozeß, der traurige Enthüllungen lieferte. Man las hier einen Brief vor, in welchem Gisquet die Geschichte seiner geheimen Leidenschaften und die verborgenen Qualen seines Herzens gab. Zahlreiche Zeugen wurden vernommen und aus ihren Aussagen ergab sich, nicht daß Gisquet sich Pflichtverletzungen und Erpressungen hatte zu Schulden kommen lassen, aber wohl, daß er sein Amt benutzt, um seine Freunde, seine Beamten, eine Frau, die er liebte und die Mutter dieser Frau durch Concessionen zu bereichern, welche dem allgemeinen Interesse fremd und dritten Personen schädlich waren. Ein Salonfreund, Herr Parquin, vertheidigte den Klagenden. Herr Mauguin schlug ihn zu Boden. Der General-Advokat, Herr Plougoulm, war strenge und unerbittlich. Er bewies in seinem Requisitorium, daß Gisquet seine Pflicht verletzte, indem er bei der Vertheilung seiner Gunstbezeugungen seine persönlichen Neigungen und nicht das Interesse der Stadt zu Rathe gezogen. Er warf ihm vor, daß er die Bureaux der Polizeipräfektur der Gewinnsucht geöffnet, die Beamten des Staats zu Geschäfts-Agenten gemacht und stellte ihm das Beispiel Herrn v. Rieublanc's entgegen, der sich nicht hatte anstecken lassen. Auch tadelte er die Herrschaft, welche ein unrechtmäßiges Liebesverhältniß auf ihn geübt und das scheußliche Schauspiel einer Mutter, welche sich die Schande ihrer Tochter bezahlen ließ. Uebrigens erkannte er Herrn Gisquet werthvolle Eigenschaften zu: Muth, Energie, Verwaltungstalent; aber er sprach aus, daß ihm der moralische Sinn fehle und trug auf Freisprechung des Messager hinsichtlich der Angriffe auf den Beamten und Verurtheilung hinsichtlich der Angriffe desselben auf die Privatperson an, da das Gesetz in letzterer Beziehung selbst die Wahrheit bestrafe. Die Jury sprach sich in einem den Anträgen des General-Advokaten entgegengesetzten Sinne aus und der Messager wurde wegen Verläumdung eines Beamten für schuldig

erklärt; indessen verhängten die Assisen über Herrn Brindeau, Geranten des Journals, das Minimum der Strafe, 100 Frs.

Eine Menge verschiedener Ursachen trugen also dazu bei, die Gemüther aufzuregen: kühn denunzirte Bestechungen der Wähler, Hineinziehung des Königthums in den Parteikampf, Wiedererwachen des religiösen Fanatismus, moralische Verurtheilung eines früheren Beamten durch einen gegenwärtigen.

Unter solchen Auspicien eröffnete sich die Session von 1839. Als Thiers und Guizot nach Paris zurückkehrten, fanden sie die Koalition fertig und gerüstet. Sie gewannen wieder Vertrauen. Im Journal général, welches eine wahre Kriegsmaschine geworden war, ermunterte Duvergier de Hauranne unaufhörlich die Furchtsamen und stachelte die Gleichgültigen. Zu den Namen Remusat's, Piscatory's, Etienne's, Jaubert's, Duchatel's hätte man auf der Liste der Koalition gern den Dupin's des Aelteren hinzugefügt; da dieser aber die Präsidentschaft der Kammer zu verlieren fürchtete, so verschanzte er sich hinter hartnäckiger Zurückhaltung. Duvergier de Hauranne forderte ihn im Journal général auf, sich zu erklären, drohte ihm, verfolgte ihn: aber vergeblich. Dupin wartete.

Endlich war für die beiden gegenüberstehenden Armeen der Augenblick gekommen, ihre Kräfte zu messen: am 17. Dezbr. 1838 fand die Verlesung der Thronrede statt, einer wie gewöhnlich unbedeutenden und leeren Rede, welche aber das Schlachtfeld abgränzte. Die Koalition unterlag zuerst, da Dupin durch die Unterstützung des Ministeriums über Passy, den Kandidaten, welchen die Koalisirten für die Präsidentschaft der Kammer aufgestellt hatten, den Sieg davontrug; bald änderte sich aber die Sache. Von den Mitgliedern der Kommission, welche zur Redaktion des Adreßentwurfs ernannt wurden, waren nur drei: Debelleyme, de la Pinsonnière und de Jussieu für das Ministerium, die andern gehörten der Koalition an, nämlich Thiers, Guizot, Duvergier de Hauranne, Etienne, Mathieu de la Redorte, Passy.

Um desto sicherer zu triumphiren, verabredeten die sechs von der Koalition gewählten Mitglieder, daß sie in einer Privatbesprechung alle Fragen entscheiden wollten, welche in dem Adreßentwurf behandelt werden sollten, und daß sie dieselben nur pro forma den drei Mitgliedern vorlegen wollten, welche die Minorität bildeten.

Dieß geschah. Duvergier de Hauranne führte die Feder; Thiers und Guizot diktirten.

Nie war seit der Adresse der 221 eine parlamentarische Redaktion so feindlich gewesen wie diejenige, zu welcher die beiden Hauptminister des Ministeriums vom 11. Oktober die Gedanken und die Ausdrücke hergaben. Man sprach in derselben die Hoffnung aus, daß Frankreich unter einer Regierung, welche die Nationalwürde wahrnähme, den ihm gebührenden Rang in der Achtung der Welt einnehmen würde; man bedauerte, daß die Räumung Ancona's ohne die Garantien stattgefunden, welche eine weise und weiterblickende Politik hätte fordern müssen. Man erinnerte auf eine bittere Weise an das vergangene Unglück Polens und an das gegenwärtige Unglück Spaniens; das zwischen Frankreich und der Schweiz eingetretene Zerwürfniß wurde strenge beurtheilt und die Renten-Conversion unter den Maaßregeln aufgeführt, welche die öffentliche Meinung forderte; endlich wurde in der Adresse gesagt: „Eine feste, geschickte Verwaltung, welche sich auf die edlen Empfindungen stützt, welche der Würde des Throns im Auslande Achtung verschafft, und ihn im Innern mit ihrer Verantwortlichkeit deckt, ist das Unterpfand für die Unterstützung, welche wir Ihnen so gern bewilligen.“ Diese Lehre schien eine Drohung zu verbergen.

Debelleyme, de la Pinsonnière und de Jussieu vereinigten sich, um einen Entwurf zu bekämpfen, welchen sie als einen an die revolutionairen Leidenschaften gerichteten Aufruf betrachteten; aber sie scheiterten an der herrschsüchtigen, entschlossenen, hartnäckigen Majorität, welche siegen wollte, den Sieg hoffte und kampflustig war. Dupin, welcher als Präsident der Kammer zur Kommission gehörte, beobachtete eine strenge Neutralität, so lange der Ausgang ungewiß war; als aber die Erörterungen beendet waren, zog er aus seiner Tasche ein Papier, welches seine Verehrnng für die Entscheidung des Glücks bezeugte und gab den Mitgliedern der Kommission, welche ihn mit einem Gemisch von Erstaunen und Ironie betrachteten, folgende Erklärung: „Ich will nicht, daß man glauben möge, ich wolle mich in eine hinterlistige Unverletzlichkeit hüllen. Ich habe meine Meinung über die Adresse aufgeschrieben, ich will sie Ihnen vorlesen.“ Er las in der That eine Note vor, in welcher er erklärte, daß seiner Meinung nach eine stärkere Verwaltung nöthig sei: 1. um die Krone gegen die Angriffe zu decken, denen sie ausgesetzt sei; 2. um in der Kammer, welche in zwei gleiche Hälften

gespalten und gewissermaaßen in zwei feindliche Lager getheilt sei, eine Majorität zu gewinnen; 3. um den Angelegenheiten eine bestimmtere Richtung zu geben und um die Verwaltung wieder in den Augen des Landes zu heben. Es würde schwer sein, das Staunen der Herren Debelleyme, de Jussieu und de la Pinsonniére über diese Worte zu schildern. Sie konnten sich nicht gut erklären, wie Dupin, den die Stimme der ministeriellen Partei zur Präsidentschaft erhoben, so leicht zu den Koalisirten übertreten könne: er entschied sich sehr spät und ging zu den Siegern über!

Am 4. Januar 1839 erhielt die Kammer Kenntniß von dem Adreßentwurfe, und es läßt sich denken, wie verschiedenartige und wie heftige Empfindungen er erregte. Die Einen wußten sich vor Freude nicht zu lassen und ergossen sich in Lobeserhebungen. Die Andern ärgerten sich: Guizot und Thiers wagten also jetzt, wo sie sich in der Opposition befanden, Polen die Hand zu reichen, welches sie verlassen hatten, als sie zur Regierung gehörten! Früher hatten sie den Thron mit der blutigen Aegide der Septembergesetze geschützt und jetzt wollten sie ihn den Streichen der wüthenden Parteien Preis geben! Auch bemerkte man, daß der Adreßentwurf gegen die Handlungen des Ministeriums von großer Unbarmherzigkeit war, daß er aber in Allem, was die Zukunft betraf, eine übermäßige Zurückhaltung beobachtete; und man schloß daraus, daß die Verfasser, welche wieder Minister werden wollten, keine Verpflichtung hatten eingehen wollen. Und wie! Sie, die sich über die schon hingeopferte polnische Nationalität mit solcher Bestimmtheit ausdrückten, hatten über die gefährdete belgische Nationalität nur die grausam unbestimmten Worte zu sagen gewußt: Wir warten das Resultat der Unterhandlungen ab! War dieß Schweigen nicht bedeutungsvoll? Genügte es nicht, um zu zeigen, daß sich hinter der Schaustellung der Prinzipien ehrgeizige Hoffnungen verbargen?

Durch solche Reden feuerte man sich gegenseitig zum bevorstehenden Kampfe an, als plötzlich eine Nachricht bekannt wurde, auf welche das Ministerium große Hoffnungen setzte; die dreifarbige Fahne wehte auf den Mauern von San Juan de Ulloa. Nachdem das Kabinet lange und vergeblich von der mexikanischen Regierung für gerechte Beschwerden Genugthuung gefordert, war es endlich zum Kriege geschritten. Nachdem der Präsident Bustamente das Ultimatum Frankreichs, welches der Baron Deffaudis vorgelegt, verworfen hatte, waren die Häfen der mexikanischen Republik in

Blokadezustand versetzt worden. Als Mexiko auch jetzt noch bei seiner Weigerung verharrte, war der Contreadmiral Baudin, ein tapferer Seemann, mit dem Auftrage, der Sache ein Ende zu machen, abgegangen; am 27. November 1838 bombardirten fünf Linienschiffe das Fort von San Juan de Ulloa. In der Zeit von vier Stunden hatten die fünf Schiffe 8000 Kugeln und 320 Bomben abgeschossen; die Iphigenie hatte allein aus ihren Stückpfortenkammern 3400 Kugeln abgeschossen, also mehr als vier Schüsse in der Minute. Der Signalthurm von San Juan de Ulloa war in Trümmer geschossen; der Caballero, ein wahrer Steinriese, war gefallen; der Feind mußte sich ergeben. Der mexikanische General Rincon lag in Vera-Cruz; der Contreadmiral Baudin ließ ihn durch den Lieutenant Doret benachrichtigen, daß die Franzosen stürmen würden, wenn die Kapitulation nicht bis zum 28sten Morgens um acht Uhr unterzeichnet sein würde. Der General wartete bis zum letzten Augenblicke, aber er unterzeichnete. Das Fort wurde den Franzosen übergeben, die Garnison von 4000 Mann auf 1000 Mann vermindert und den Franzosen, welche die Stadt hatten verlassen müssen, eine Entschädigung garantirt.

Das war eine ruhmvolle und glänzende Waffenthat, und der Prinz von Joinville hatte thätigen und ehrenwerthen Antheil an derselben gehabt. Aber die Koalisirten schrieben das Verdienst derselben nicht dem Ministerium zu, sondern warfen ihm vielmehr vor, daß es nicht schon früher ein kräftiges System angenommen habe, sie brachten ferner die Unglücklichen in Anschlag, welche auf dem Blokadegeschwader vom Vomito und vom gelben Fieber befallen worden waren und warfen dem Kabinet vor, es habe den Triumph verzögert um den Glanz und den Einfluß desselben der Adresse zu gute kommen zu lassen.

Am 7. Januar 1839 begann der so ungeduldig erwartete Kampf. Und nie hatte ein lebhafterer stattgefunden. Zwei Männer standen in der ersten Reihe: Thiers und Guizot; der Eine war glänzend und geistreich, unermüdlich und kühn; der Andere zeigte kalte Feindseligkeit, war herausfordernd, heftig trotz seiner Würde und ließ in seinen Worten nur einen Theil des Zornes durchblicken, der sich in seinen Worten, seinen Gesten, der Erschlaffung seiner Züge und seinen haßsüchtig zusammengezogenen Lippen aussprach. Wer hätte diese beiden Männer für Verbündete halten sollen? Und selbst welche Verschiedenheit im Inhalt ihrer Reden! Denn was

Guizot den Ministern nicht verzeihen konnte, war, daß sie die alte Politik in Verruf gebracht, die Regierung erniedrigt, überall Anarchie ausgestreut, und indem sie sich bald rechtshin, bald linkshin gewendet, die alten Freunde mißtrauisch und die Bündnisse unsicher gemacht hatten. Nach Thiers bestand ihr Fehler vielmehr darin, daß sie die Amnestie erst nach einem trarigen Ereignisse gegeben, daß sie die Stunde, wo es weniger nothwendig war, die Sache der Ordnung als die der Freiheit zu vertheidigen, nicht genau zu erkennen vermocht hatten und daß sie auf diese Weise über das Ziel hinausgegangen waren, ganz so wie die Revolution, die das Land hatte reformiren wollen und Trümmer aufgehäuft hatte; ganz so wie das Kaiserthum, das uns zuerst Siege, dann den Despotismus und Niederlagen gebracht hatte; ganz so wie die Restauration, welche die Monarchie mit dem neuen Geiste hatte versöhnen wollen und welche an einem Staatsstreiche untergegangen war. Was habt Ihr mit der Staatsgewalt gemacht? rief Guizot den Ministern zu. Was habt Ihr mit der Freiheit gemacht? rief ihnen Thiers zu. Entgegengesetzte Angriffe, welche gegen das Bündniß sprachen!

In der Pairskammer hatte Molé gegen Cousin, Villemain, Broglie, Montalembert Stand gehalten; in der Deputirtenkammer vertheidigte er sich besser, als man glaubte. Er gab sehr glückliche und plötzliche Antworten. Als Guizot den Ausspruch des Tacitus: omnia serviliter pro dominatione * citirte und auf die Minister anwendete, antwortete Molé: „Tacitus sagte dieß nicht von den Höflingen, sondern von den Ehrgeizigen." Eben so boten die andern Minister: Salvandy, Barthe, Montalivet, Martin (du Nord), ihre Kräfte auf und zeigten einige Festigkeit.

Aber ein Streich folgte auf den andern, die Gefahr wuchs von Stunde zu Stunde, und die Feinde des Ministeriums schienen sich zu vervielfältigen. Die gedrungene, mit Thatsachen genährte Dialektik Billault's eröffnete den Kampf. Dann folgten die Ausfälle Duvergier de Hauranne's gegen die Mittel der Bestechung und seine herbe Persiflage. „Ihre Rede," rief ihm der aufs Aeußerste gebrachte Molé zu, „ist ein schlechtes Pamphlet." Aber der Redner wurde nun noch unbarmherziger und dringender. Nun ereignete sich ein merkwürdiger, unerwarteter Zwischenfall. Odilon-Barrot erschrak fast über die Heftigkeit seiner neuen Freunde und er entschied sich für die Rolle des Vermittlers. Er suchte also den Sturm zu

* Für die Herrschaft begehn sie jede knechtische Handlung.

beruhigen und deckte das zu ungestüm angegriffene Ministerium zum Theil durch seinen Schutz. Er forderte, man solle die Personen mehr schonen und sich mit den Prinzipien beschäftigen. Eine unnütze Empfehlung! Die Gemüther waren in Wallung gerathen und der Haß schäumte über.

Bisher hatte sich Lamartine ruhig verhalten, aber man wußte, auf welche Seite er sich neigen würde, seine Wahl war schon getroffen. Die ministerielle Partei, welche wenige Redner zählte, hatte ihn zum Voraus zu umgarnen gesucht, und er hatte seinen Beistand versprochen, sei es nun aus Verachtung gegen die Intriguen der Koalition, sei es, weil er den Wunsch hegte, sich mit den Fürsten der Rede zu messen oder sei es aus Edelmuth, weil das Ministerium schwankte. Er stieg also auf die Tribüne, gehoben und getragen vom Enthusismus des Centrums, das seine Hoffnung auf ihn setzte. Aber er bewilligte den Ministern mehr seinen Schutz als seine Beistimmung. Wenn sich eine ernste Opposition erhöbe, wenn sie den gesellschaftlichen Fortschritt zur Devise machen wollte, wenn sie wahrhafte Prinzipien und ein aufrichtiges Programm hätte, so wäre er bereit, ihr beizutreten. Was kümmerte ihn aber ein Bund, welchen der gewöhnliche Ehrgeiz zusammengebracht hatte? Er glaubte übrigens nicht, daß die parlamentarische Prärogative, wie man so oft wiederholt habe, den Untergang zu fürchten habe. „Was vermag das Königthum gegen Sie zu thun?“ rief er aus. „Einen Staatsstreich zu beschließen. Aber Sie wissen sehr gut, ob ein solcher länger als drei Tage unbestraft bleibt.“

Die Verhandlungen dauerten mehrere Tage. Und mit welcher Hitze wurde der Angriff, mit welcher Hartnäckigkeit die Vertheidigung geführt! Bald analysirte Guizot den Adreßentwurf Artikel für Artikel und suchte gegen Liadières zu beweisen, daß die Fassung desselben weder inconstitutionell noch revolutionair sei, bald umspann Thiers die Minister mit dem Netze seiner spitzfindigen Beredtsamkeit. Mauguin behandelte die belgische Frage mit großer Ueberlegenheit. In Betreff der Räumung Ancona's wurde die Depesche vom 14. März dem Conseilspräsidenten auf eine siegreiche Weise entgegengesetzt und dieser rechtfertigte sich durch die unerwartete Vorlesung mehrer diplomatischen Aktenstücke, deren Bedeutung er auf eine geschickte Weise übertrieb und deren Mittheilung er seinen Gegnern verweigerte.

Der Kampf näherte sich seinem Ende. Der Adreßentwurf

wurde im Sinne des Ministeriums durch einige Amendements modifizirt, aber sie waren so nachdrücklich bestritten und so schwer errungen worden, daß der Sturz des Ministeriums für Niemand mehr zweifelhaft war. Es blieb noch eine Probe übrig: der gegen die Uebergriffe der Krone gerichtete Paragraph war noch nicht votirt. Die Mitglieder, welche die Majorität der Kommission bildeten, hielten eine Berathung und Thiers schlug die Milderung des Paragraphen vor. Er machte auf die monarchische Erregbarkeit der Kammer aufmerksam, auf die Nothwendigkeit, sie zu berücksichtigen, auf die Gefahr, den schon gewissen Erfolg durch zu viel Kühnheit zu gefährden. Alle waren damit einverstanden mit Ausnahme von Duvergier de Hauranne und Guizot. Namentlich Guizot empörte schon der Gedanke, den Angriff zu schwächen: da ihn das Uebermaaß seines Hasses zum Extreme trieb und da er zu einem Grade der Exaltation gelangt war, wo man sich nicht mehr zu mäßigen weiß, selbst wenn es sich um den Erfolg handelt, so bekämpfte er die Meinung von Thiers, aber ohne den Sieg davonzutragen. Er gerieth schon darüber in Trauer, als er plötzlich an Odilon-Barrot dachte und sagte: „Herr Barrot ist unser Bundesgenosse. Es ist unmöglich, den mit ihm verabredeten Text zu ändern, ohne sich vorher mit ihm zu besprechen.“ Die Bemerkung war richtig; man mußte sich dazu verstehen, den Anführer der linken Seite zu Rathe zu ziehen. Guizot wünschte sich Glück zu seinem guten Einfalle, denn er war überzeugt, daß Barrot nicht monarchischer sein werde als er selbst. Aber es kam anders. Als Barrot befragt wurde, erklärte er sich für eine weniger herbe und drohende Fassung. Man verständigte sich also über ein Amendement, welches Villault am nächsten Tage vorlegen und welches von der Kommission angenommen werden sollte. Als aber Odilon-Barrot seinen Freunden am Abend erzählte, was vorgegangen war und sein Benehmen ihre Mißbilligung erhielt, wurde der Entwurf des Amendements aufgegeben und man griff die königliche Prärogative so peremtorisch an, wie Guizot es wünschte.

Uebrigens sollten Thiers' Befürchtungen sich nicht erfüllen. Bei der definitiven Abstimmung nahmen 221 Stimmen die modificirte Adresse an. Die von der Kommission redigirte Adresse erhielt 208 Stimmen und unter diesen die Stimme des Marquis von Dalmatien, des Sohns des Marschalls Soult, die seines Schwiegersohns, Herrn von Mornay, endlich die der beiden Brüder Casimir

Perier's. Das Ministerium fühlte, daß s verloren sei. Aber der König ermunterte seine Minister, sprach ihnen Ausdauer ein und forderte sie auf, die königliche Prärogative nicht durch eine zu schnelle Unterwerfung unter die Entscheidung der Kammer zu opfern. Man machte also einen neuen Versuch. Die Wahlkörperschaft konnte verführt oder eingeschüchtert worden sein; man glaubte dieß und löste die Kammer auf.

Nun konnte man die Parteien keuchend und in wirrer Unordnung in diese den Parteien geöffnete Kampfbahn stürzen sehen. Es war eine namenlose Verwirrung, eine beispiellose Bestechung, eine unerhörte Entfesselung der gewaltsamsten Leidenschaften. Das Ministerium bot Alles auf, um seine Feinde zu zerschmettern und um zu leben. Aus jedem Winkel Frankreichs werden Präfekten und Unterpräfekten nach Paris beschieden und mit Firmans für die Wahlen belastet, eilen sie wieder auf ihre Posten zurück. Die Provinz wird mit ministeriellen Blättern überschwemmt, welche auf Kosten der geheimen Fonds freigebig vertheilt werden. Man verspricht und droht. Persil, Präsident der Münzkommission war in die Koalition eingetreten. Man vergißt seine beklagenswerthen Dienste. Er wird vom Journal des Debats als Aufrührer behandelt, von der Presse der Habgier beschuldigt und durch eine so brutale wie unerwartete Absetzung bestraft. Brulé, Präfekt des Departements Tarn-et-Garonne, wird als ein zu unabhängiger Beamter denuncirt, nach Paris berufen und er kreuzt sich gewissermaaßen mit seinem Nachfolger auf der Landstraße. Zum Behufe der Wahlen werden die Aemter, so zu sagen, verauktionirt. Den Gemeinden, die man gewinnen will, bewilligt man die Summen, die sie zur Ausbesserung einer Kirche, zur Vollendung einer Brücke, zur Gründung eines Hospitals oder zur Errichtung einer Bibliothek fordern. Die von der Polizei bezahlten Pamphlets folgen eins auf das andere, und die Malleposten, welche von der Hauptstadt abgehen, um Frankreich nach allen Richtungen hin zu durchfahren, seufzen, nach einem Ausdruck der Zeit unter der Last der Verläumdungen, die sie transportiren. Ein furchtbares System der Anschwärzung verfolgt Jeden, der sich gegen das Ministerium erklärt. Guizot wird von den Männern zerfleischt, die seine Freunde waren. Die Sympathien Thiers' für die Königin Christine werden auf die lügenhafteste und abscheulichste Weise gedeutet, und man liest in einem ministeriellen Blatte: „Auf dem letzten Balle des Fürsten T.... bemerkte man

allgemein ein herrliches Perlenhalsband, welches Madame Thiers trug und welches man auf 50,000 Frs. schätzte. Man sagte laut, daß dieses Halsband ein Geschenk der Königin Christine sei."

Aber auch die Koalition regte das Land auf, beunruhigte es, setzte es in Brand. Im Gegensatze gegen das Comité Jacqueminot, welches das Ministerium unterstützte, hatten sich mehrere Comité's gebildet, welche den verschiedenen, in der Koalition vereinigten Parteien entsprachen, nämlich das doktrinaire Comité, bestehend aus Guizot, Persil, Duchatel, Joseph Perier, von Remusat, Raguet-Lepine, Jaubert, Duvergier de Hauranne; das Comité des linken Centrums, bestehend aus Thiers, Berger, Boudet, Caumartin, Mathieu de la Redorte, Cochin, dem Marquis von Dalmatien, Ganneron, Gouin, Muteau, Sapey; das Comité der linken Seite bestehend aus Barrot, Chambolle, Clauzel, Tracy, Isambert, Guyet-Desfontaines, Demarçay. Und über diesen Vereinigungen bestand noch eine, welche aus den Häuptern gebildet war und welche der Koalition Einheit der Leitung geben sollte.

In dieser liefen die Nachrichten zusammen; hier kam zwischen Männern, die sonst Nebenbuhler oder Feinde gewesen waren, ein merkwürdiger Austausch von Diensten und Gefälligkeiten zu Stande, hier war der Focus leichtfertiger Wünsche und eifersüchtiger Leidenschaften. Wie viele Hoffnungen wurden gekrönt, wenn man triumphirte, und welche Schande, wenn man unterlag! Aber keiner kam Guizot gleich hinsichtlich der Thätigkeit, der Leidenschaftlichkeit, der aufwieglerischen Energie, des vom Ehrgeize entflammten Zorns. „Das ist ein düsterer Intriguant," hatte Herr von Latouche, ein Schriftsteller dieser Zeit von glänzendem Geiste und unbestechlicher Redlichkeit, von ihm gesagt. Und dieses schreckliche Wort wiederholten jetzt seine Gegner. In der That war er ein Märtyrer seines eigenen Stolzes, ein Sclave der furchtbarsten Leidenschaften; bald wendete er sich an diejenigen, die noch im Amte standen, wie Vivien und forderte von ihnen, daß sie das Publikum durch das Auffallende eines Collectiv-Abschiedsgesuchs aufregen sollten; bald machte er Barrot wegen seiner Bedenklichkeiten herunter, weil er an der Mitwirkung der Legitimisten Anstoß nahm; bald rief er mit zornigem Gesicht und haßerfülltem Auge seinen zu furchtsamen Bundesgenossen zu: „Vergeßt nur ja nicht, den Präfekten Furcht einzuflößen. Sie mögen wissen, daß wir morgen vielleicht Sieger und — unerbittlich sein werden."

Fast alle Städte wurden durch das Beispiel von Paris fortgerissen und es bildeten sich Comité's in denselben; die Zersplitterung der Kräfte und das Aufkommen von Mißtrauen mußte durch imposante Anstrengungen verhütet werden. Die Koalition sollte übrigens nicht wie ein Komplott aussehen. Die Führer derselben beschlossen also, den durch einen unterirdischen Angriff begonnenen Krieg durch Manifeste fortzusetzen. Oeffentliche Erklärungen, wahre Anklageschriften gegen das Kabinet wurden von Thiers an Aix, von Odilon-Barrot an Chauny, von Duvergier de Hauranne an Sancerre, von Chambolle an Napoleon-Vendée, von Guizot an Lisieux gerichtet. Der Letztere that noch mehr; und da die Ministeriellen Schrecken ausstreuten und affektirter Weise die Koalition die Kriegspartei nannten, so schrieb er an Leroy-Beaulieu einen Brief, welchen die Zeitungen mittheilten, und in welchem er sich hinsichtlich des Friedens folgendermaaßen ausdrückte:

„Der Friede kann nur auf zweierlei Weisen gefährdet werden:
„durch eine schwache, würdelose Politik, welche das Nationalgefühl verletzen würde;
„durch eine unvorsichtige, ungeschickte Politik, welche die Geschäfte schlecht leiten würde.

„Frankreich ist erregbar, sehr erregbar hinsichtlich der Würde seines Nationallebens und seiner Stellung in der Welt. Wir sind ihm dafür Dank schuldig. Die öffentliche, volksthümliche Erregbarkeit, dieses plötzlich hervorbrechende, elektrische, etwas blinde, aber mächtige und aufopfernde Gefühl ist die Ehre, ist die Größe der modernen Gesellschaften; vermittelst dieses Gefühls erheben sie sich wieder trotz ihrer Inconsequenzen und Schwächen; sobald diese edle Faser angeregt wird, erheben sie sich wieder zu einer glänzenden Wirksamkeit. Dieselbe — möge die Regierung dieß wohl beachten — kann abgespannt erscheinen und doch plötzlich wieder in Bewegung gerathen, erzittern und durch ihr Erzittern eine allgemeine Bewegung hervorrufen. Sie lieben den Frieden, Sie wollen den Frieden. Beachten Sie, beachten Sie ja die nationale Würde: geben Sie ihr Befriedigung und Sicherheit. Wenn dieselbe zweifelt, wenn sie unruhig wird, so mögen auch Sie über den Frieden unruhig werden. Die Güter desselben sind groß und süß, aber ein freies Land wird sie nicht lange auf Kosten moralischen Leidens oder beleidigenden Unbehagens erkaufen.

„Uebrigens ist es für die Regierung eine sehr bequeme Lage, eine

große Kraft für sie, wenn sie mit dem Nationalstolz sympathisirt und sich aus demselben einen Schild macht! Wie viele Verlegenheiten kann sie sich dadurch ersparen, wie viele Fragen kann sie allein auf diese Weise lösen! In jedem Augenblicke, bei jeder Gelegenheit beobachten Dich die Fremden, mit denen Du es zu thun hast und fühlen Dir nach dem Puls. Wenn sie wissen, daß Du stolz und fest bist, so messen sie ihre Worte und ihre Handlungen ab, so sehen sie sich vor, ehe sie eine Sache ins Spiel bringen und sich der Gefahr aussetzen, Dich gegen sich zu haben. Finden sie aber, daß Du etwas furchtsam, unentschlossen, geneigt, um die Sache herumzugehen und nachzugeben bist, kannst Du dann wohl glauben, daß sie Dir bessere Bedingungen stellen, daß sie Dich mit größerer Schonung behandeln werden? Ganz im Gegentheile: sie werden Dir auf den Leib rücken, Dich drängen und beunruhigen; sie werden Dir Verlegenheiten zu bereiten suchen und wenig Rücksicht auf Dich nehmen. Und der mit Verlegenheiten, Fragen, Beschwerlichkeiten, unangenehmen Bedingungen belastetete Friede wird immer unbequemer und schwieriger werden, ja, wie sehr Du auch versuchst, ihn aufrecht zu erhalten, er wird gefährdet werden."

Eine großartige und edle Sprache*, welche aber sehr verschieden von derjenigen war, die Guizot später als Minister der auswärtigen Angelegenheiten führte.

Plötzlich erhob sich aus dem wirren Lärm eine imponirende Stimme: Royer-Collard sprach in einer Rede an die Wähler von Vitry ein förmliches Verdammungsurtheil über die Koalition aus. Der Hof freute sich ungeheuer, die Gegner desselben waren wüthend. Nun wurde Royer-Collard, den die Polemik noch geschont hatte, mit vergifteten Pfeilen beschossen. Der Neid, sagte man, hat sich seiner bemächtigt und die Ueberlegenheit seines früheren Schülers, Guizot's, ist ihm drückend.

Das in Frankreich eingeführte monarchische System, das sich jetzt selbst überlassen war, zeigte also, wie die Ansichten aus ihrer Bahn gelenkt wurden, wie alte Freunde sich verkannten, wie die Feinde von gestern sich heute die Hand reichten, wie die Gewalt mit furchtbarer Begehrlichkeit erstrebt wurde, wie die Minister alle Mittel der Bestechung erschöpften, wie die Gesellschaft durch das Zusammenstoßen so vieler persönlichen und künstlichen Leidenschaften gestört wurde, wie Männer, welche die Ordnung übertrieben hatten, jetzt

* Leere und nichtssagende Phrasen!

den Parteigeist übertrieben, wie die Autorität durch ihre eigene Thätigkeit und durch fremde Thätigkeit erniedrigt wurde, wie die Beleidigung allgemeine Waffe wurde, wie die Verwalung geplündert wurde und wie das Königthum in unsicherer Haltung über diesem Chaos schwebte.

Welche bittere Freude und welche Ironie fühlten die Republikaner, welche Zeugen dieser elenden Verwickelungen waren. Cormenin rief in einem Pamphlet, welches er unter dem Titel: „Stand der Frage," herausgab, aus: „Frankreich will die Regierung des Landes durch das Land. Der Hof will die persönliche Regierung des Königs. Die eine führt zur Ordnung und Freiheit, die andere führt zur Revolution. Das ist der Stand der Frage."

Die entscheidende Stunde nahte heran. In Paris feierte die Koalition einen glänzenden Triumph bei den Wahlen. Von zwölf Kollegien erklärten sich acht für sie und wählten Ganneron, Eusebe Salverte, Legentil, Carnot, Moreau, Galis, Cochin, Garnon; für das Ministerium erklärten sich nur vier und wählten: Jacqueminot, Jacques Lefèbvre, Beudin und Laurent de Jusſieu. In den Departements ergab sich dasselbe der Koalition günstige Resultat.

Zu den Angriffen, welche von allen Seiten auf das Ministerium einstürmten, kamen noch die der Legitimisten. Namentlich griff Herr von Genoude dasselbe in der Gazette de France an.

Herr von Genoude, der erst nach seiner Verheirathung Priester geworden war, verinigte die Eigenschaften des Priesters und des Laien. Als priesterliche Eigenschaften konnte man seine besonnene Haltung, seine ruhige Kühnheit, seine im Geheimen wühlende Leidenschaftlichkeit, seine Zähigkeit betrachten; aber er verschmähte alle Kleinlichkeit, machte keinen Anspruch auf Intoleranz und bediente sich ohne Bedenken der weltlichen Praxis. Diese seltsame Mischung machte ihn zu einem ganz eigenthümlichen Charakter und derselbe zeigte sich sogar in seinem Anzuge, der halb Frack, halb Priesterrock war! Sein Wesen war salbungsvoll und seine Worte honigsüß, aber durch den sanften Ausdruck seines Blicks schimmerte doch der Charakter der Festigkeit hindurch und seine Physiognomie verkündete Entschlossenheit, obgleich dieselbe gewöhnlich durch ein einschmeichelndes Lächeln gemildert wurde. Seine Polemik war immer spitzfindig und hielt sich gewöhnlich von Rohheit frei; er zeichnete sich dadurch aus, daß er seine Gegner durch lange Citationen, durch

naiv vorgetragene Sophismen, durch süßliche Angriffe und durch theologische Dialektik in Verlegenheit setzte. Als die Julirevolution die Fehler der Restauration, auf die Herr von Genoude oft hingewiesen, offen dargelegt hatte, benutzte er dieselbe, um sich den Legitimisten aufzuzwingen, deren Vorurtheile er schonungslos behandelte und welche er mit kräftiger Hand hinter sich herzog. Wenn er sich zuweilen heftig zeigte, so war dieß doch nur gegen seine eigene Partei der Fall; aber gegen die demokratische Partei, deren Popularität er gern in sich aufgenommen hätte und zu welcher ihn eine geheime Neigung hinzog, benahm er sich mit unvergleichlicher und geschickter Zuvorkommenheit und Höflichkeit. Er kam den Anführern der republikanischen Partei beständig entgegen, widerstand ihren Weigerungen, suchte ihr Mißtrauen zu entwaffnen, zog sie, mochten sie nun wollen oder nicht, in seine Unternehmungen hinein und sagte, er sei stolzer auf ihre Achtung als auf die der größten Fürsten in Europa. Nie verstand Jemand besser, alle Umstände zu benutzen. Er verfügte über ein Journal und machte dasselbe aus Berechnung zum Echo aller Lobsprüche, welche ihm seine Gegner sagten. Machten ihn seine Feinde lächerlich, so rühmte er sich dessen und er brach den Sarkasmen die Spitze ab, indem er ihnen trotzte. So hatte er das Hinderniß in ein unterstützendes Mittel verwandelt und selbst Schmähungen mußten zu seinem Ruhme beitragen. Er verfolgte sein Ziel unermüdlich, ohne sich durch Prozesse, Beleidigungen, Spöttereien, Niederlagen, Täuschungen stören zu lassen. Wenn man glaubte, er sei zu Boden geworfen, so stand er lächelnd und stolz wieder auf. Am Tage nach einer unbestreitbaren Niederlage proklamirte er seinen Sieg. Er gab Männer, welche jede Verbindung mit ihm zurückwiesen, für seine Bundesgenossen aus und suchte ihnen zu beweisen, daß sie zu ihm gehörten. Er war mit einem Worte einer der merkwürdigsten und eigenthümlichsten Männer seiner Zeit.

Da er vielen Geist besaß, so hatte er wohl eingesehen, daß zwischen dem Volke und Heinrich V. eine Vergangenheit liege, die verschleiert oder zerstört werden müsse. Daher proklamirte er das Prinzip der nationalen Souverainität, aber mit einer Beschränkung, welche das Prinzip aufhob. Denn seiner Ansicht nach sollte die Souverainität wesentlich aus den Rechten der Nation und aus den Rechten des Königs bestehen, ohne daß eine dieser beiden Mächte die Legitimität der andern hätte läugnen können. So bemühte sich

also Herr von Genoude, in einer leeren und widerspruchsvollen Verbindung seine monarchischen Tendenzen mit dem von der Demokratie Entliehenen zu vereinigen. Er ließ übrigens die Wahl nur in zwei Abstufungen zu, ein sicheres Mittel, den Einfluß der Aristokratie, des Reichthums und der Sakristei auf die Lokalitäten wiederherzustellen. Die Folge hiervon war, daß Herr von Genoude von den Republikanern, denen seine Prateigängerschaft verdächtig war, und von den Legitimisten, welche dem Kultus der alten Monarchie treu geblieben waren, zurückgewiesen wurde. Nichtsdestoweniger setzte er seinen Weg fort und verwundete die aus der Revolution von 1830 hervorgegangenen Minister durch seinen hartnäckigen Haß und durch seine nie versiegende Polemik.

Das Kabinet vom 15. April konnte nur schwer so vielen Stürmen widerstehen: seine letzte Stunde nahte heran und unglücklicher Weise fiel sie zusammen mit dem traurigen Erfolge der in London über die belgische Nationalität eingeleiteten Unterhandlungen.

Wir haben von den Klauseln des Traktats der 24 Artikel, ihrem Geiste und ihrem Zwecke gesprochen. Indem derselbe Venloo, Mastricht, das rechte Ufer der Maas, das Großherzogthum Luxemburg den Holländern überließ, stellte er zum Theil die Barriere wieder her, welche der Wiener Kongreß 1815 gegen uns aufgerichtet hatte, und welche die Septembertage 1830 umgestürzt hatten. Die französische Regierung hätte also einen solchen Traktat nie unterschreiben dürfen, und nachdem der Fehler einmal begangen worden war, hätte es die Ehre erfordert, alle rechtmäßigen Gelegenheiten zu ergreifen, um ihn wieder gut zu machen.

Welches war die Lage? Im Jahre 1832 hatte Belgien den Traktat der 24 Artikel angenommen, aber es hatte zugleich einen Schrei der Verzweiflung ausgestoßen und die Völker zu Zeugen der seiner Schwäche angethanen Gewalt angerufen. Auch war ausgemacht, daß seine Annahme nur unter drei Bedingungen erfolge: erstens, daß unter dieser Bedingung seine Nationalität von den kontrahirenden Mächten einstimmig anerkannt würde; zweitens, daß der Kontrakt für die fünf großen Höfe bindend sei; drittens, daß er für die Holländer wie für die Belgier verpflichtend sei.

Von diesen drei Bedingungen war aber keine einzige erfüllt worden.

Von den kontrahirenden Mächten hatten nur Frankreich und England die belgische Revolution offen anerkannt und sie sanktionirt;

indem sie bevollmächtigte Minister nach Brüssel geschickt. Oesterreich und Preußen unterhielten hier nur Geschäftsträger. Rußland war gar nicht repräsentirt.

Zweitens hatte der Traktat der 24 Artikel nie, selbst nicht in den Gedanken der unterzeichnenden Mächte, den Charakter eines unverletzlichen, definitiven Kontrakts gehabt; der Beweis dafür lag darin, daß Oesterreich, Rußland und Preußen, statt zur Ausführung der Befehle der Konferenz die Hand zu bieten, vielmehr den König Wilhelm zum Widerstande ermuntert und ihre Beistimmung zur Belagerung von Antwerpen verweigert hatten; der Beweis dafür war ferner, daß Frankreich und England nach der Belagerung von Antwerpen inne gehalten hatten, weil sie die Zwangsmaaßregeln nicht weiter zu treiben gewagt hatten, und daß die Frage schwebend geblieben war. Die Ausdrücke der Konvention, welche im Mai 1833 ein Provisorium anordnete, ließen übrigens keinen Zweifel darüber. „Die hohen kontrahirenden Parteien," lauten diese, „verpflichten sich, sich unverzüglich mit dem definitiven Traktate zu beschäftigen, welcher die Beziehungen zwischen Belgien und den Staaten Sr. Majestät des Königs der Niederlande festsetzen soll." Man gestand also ein, daß der Traktat der 24 Artikel kein definitiver war.

Eben so wenig betrachtete der König Wilhelm denselben als einen verpflichtenden, da seine Weigerung, ihm nachzukommen, schon sieben Jahre dauerte.

Also hatte Belgien drei peremtorische Gründe, um sich entbunden von den Folgen einer Annahme zu betrachten, welche, wir wiederholen es, von seiner Seite nur eine schmerzliche Unterwerfung der Schwäche unter die Stärke war.

Und die Sache Belgiens war um so heiliger, als die Luxemburger und Belgier sich als Belgier fühlten, als sie Belgier bleiben wollten; als sie Repräsentanten in beiden Kammern und selbst im Staatsrathe Leopold's hatten; als sie im Jahre 1830 für die Trennung beider Länder die Waffen ergriffen hatten; als es sich darum handelte, sie einem Monarchen zu überliefern, den sie bekämpft und beleidigt hatten; als es sich darum handelte, Katholiken dem Joche von Protestanten zu unterwerfen.

Also die Nothwendigkeit der Befreiung der französischen Gränzen von einer beleidigenden Bewachung, das Recht, welches sich aus Nichtausführung eines seinem Wesen nach gegenseitig verbindlichen Kontrakts ergab, die Ehre, die Gerechtigkeit, die Menschlichkeit legten

dem Kabinet der Tuilerien die Pflicht auf, wegen der Vernichtung des Traktats zu unterhandeln.

Es that nichts der Art. Es begnügte sich, die Verminderung der finanziellen Lasten, die Belgien auferlegt worden waren, nachzusuchen, und diese wurde leicht bewilligt, denn die Konferenz legte nur auf die Territorial-Bestimmungen des Traktats Werth, da diese allein Frankreich verletzten!

Allerdings hatte die belgische Diplomatie 1833 den Fehler begangen, daß sie die Gültigkeit des Traktats angerufen hatte, den Belgien 1839 nicht mehr wollte. Verdrängte aber dieser Fehler die Gründe des National-Interesse, des Rechts, der Billigkeit, der Moral, welche der französischen Diplomatie als Richtschnur dienen mußten? Waren die Bewohner von Luxemburg und Limburg darum wohl weniger Belgier? Und war die französische Regierung deshalb weniger strafbar, wenn sie an einem Komplotte Theil nahm, welches zwar über sie, aber ohne sie, wider ihren Willen und gegen sie verfügte?

Als der König Wilhelm sich endlich zur Annahme des Traktats entschlossen hatte, wurde Belgien aufgefordert, sich ihm zu unterwerfen. Man kann sich leicht denken, wie groß der Schmerz und der Unwille des Landes waren. Einen Augenblick konnte man glauben, es würde sein Heil oder wenigstens seine Ehre durch einen heroischen Entschluß zu wahren suchen. Der Finanzminister stellte an die Repräsentantenkammer den Antrag, daß sie ihn zur Einziehung der sechs ersten Monate der Grundsteuer bevollmächtige. In Betracht des möglichen oder vielmehr wahrscheinlichen Krieges warf man die Augen auf den General Skrzynecki. Aber Belgien hatte sich wie Frankreich mit karthaginiensischen Leidenschaften abzufinden. Die Kaufleute von Antwerpen, Lüttich, Brüssel stellten in den Adressen, die sie mit beklagenswerthem Muthe ausgehen ließen, vor, daß der Krieg den Kredit vernichten, die industriellen Unternehmungen lähmen, die Absperrung der preußischen Gränze, die Schließung der Schelde, die Versetzung Ostende's und der Küste in Belagerungszustand und die Sequestration der belgischen Schiffe und ihrer Ladung bewirken würde. Das war offenbar eine kleinliche Klugheit. Eine großartigere Klugheit hatte offenbar Wilhelm gezeigt, als er der Konferenz, die sich Gehorsam verschaffen wollte, die Gefahr eines allgemeinen Krieges drohend entgegengehalten hatte. Aber der merkantilische Egoismus sieht weder so weit noch so richtig.

Indeß sprach allerdings die Haltung der französischen Regierung für den belgischen Handelsstand. „Gebt uns die Versicherung, riefen die Antwerpener Kaufleute ihren Gegnern zu, daß das Kabinet der Tuilerien uns beschützen wird, wenn wir das Schwert ziehen. Oder noch mehr, gebt uns die Versicherung, daß es sich nicht mit unsern Unterdrückern gegen uns verbinden wird."

Am 18. Februar (1839) schlug der belgische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr de Theux, den Repräsentanten die Annahme des verhängnißvollen Traktats vor, während die Menge draußen murrte. Die Verlesung war noch nicht beendet, als schon Zornausbrüche erfolgten. „Elende!" rief Herr Dumortier den Ministern zu, „seht Ihr nicht ein, daß Belgien durch Eure Schuld dem Unglücke und der Schande entgegengeführt wird! Wer hat Euch zu einer solchen kleinmüthigen That bewegen können? Wo sind die Kräfte, welche bereit sind, das Vaterland zu erdrücken und Belgien zu überziehen? Wenn Eure Absicht war, erniedrigenden Bedingungen nachzugeben, warum habt Ihr denn dem Könige die Worte Ausdauer und Muth in den Mund gelegt, welche in unsern Herzen einen Wiederhall gefunden haben? Ausdauer! Ihr habt keine; Muth! Ihr habt ihn nie gehabt."

Am 18. März (1839) nahm die belgische Kammer nach stürmischen Verhandlungen mit 58 gegen 42 Stimmen das brudermörderische Gesetz an, welches man ihr vorlegte. Herr Gendebien gab sein Votum in folgender Weise ab: „Nein, nein! Dreihundertachtzigtausendmal nein für so viele geopferte Belgier!" Als er den Saal verlassen hatte, schrieb er einen Brief, in welchem er erklärte, daß er sein Amt als Deputirter niederlege.

Vor den Verhandlungen hatten drei Minister: Ernst, d'Huart und von Merode ihre Portefeuilles der ehrenwerthen Ueberzeugung geopfert, daß Belgien nicht der Drohung weichen dürfe, wenn es sein Geschick sei, der Gewalt nachzugeben. Der Senat ratifizirte das gegen die belgische Nationalität gefällte Urtheil.

Tröstlich und der Erinnerung der Nachwelt werth ist es, daß der gesunde Theil des französischen Volks mehr vom Unglück Belgiens gerührt wurde, als von seinem eigenen. Und welches edle Herz sollte sich nicht gegen die Unverschämtheit solcher Theilungen empören, durch welche sich die Potentaten das Eigenthum der Völker zueignen und Menschenhäupter wie Viehhäupter unter sich vertheilen!

Dieser letzte Triumph der monarchischen Diplomatie trat einige Tage nach dem Sturze der Minister ein, welche die traurige Verantwortlichkeit für denselben übernommen hatten. Am 8. März (1839) hatte das Ministerium Molé seine Entlassung gegeben.

Es hatte sich fast zwei Jahre gehalten (vom 15. April 1837 bis zum 8. März 1839). Seine Dauer war bezeichnet worden: im Innern durch die Amnestie: in Beziehung zum Auslande durch die Räumung Ancona's und durch den Traktat der 24 Artikel. Es hatte also die extremen Parteien durch Milde und Europa durch Unterwürfigkeit zu beruhigen gesucht; es hatte gehofft, fern vom Ruhme und von den Sorgen wahrer Größe zu leben. Aber es hatte nicht eingesehen, daß der Kampf zwischen dem Bürgerthum und dem Königthum schrecklich und unversöhnlich wieder erwachen müsse, sobald diese beiden eifersüchtigen und im Grunde feindlichen Mächte nicht mehr von gemeinschaftlichen Gefahren bedroht würden. Kaum war das Bürgerthum von der Furcht vor den Insurrektionen und vor dem Kriege befreit, als es in der That anfing, das Königthum zu fürchten. Nun offenbarten sich die Mängel des Systems, welches so thörichter Weise das Gleichgewicht der Gewalten genannt wird. Lautes Geschrei erhob sich gegen die persönliche Regierung Louis Philipp's: die parlamentarische Prärogative fand überall Publicisten und Vertheidiger; sie verwandelte Männer, welche bis dahin Fanatiker im entgegengesetzten Sinne gewesen waren, in Volkstribunen; Molé und seine Kollegen wurden als Sekretaire des Königs denunzirt und zu großer Willfährigkeit beschuldigt; die Lichter, welche zur Hochzeit des Herzogs von Orleans angezündet worden, waren noch nicht erloschen, als man schon vom Oberhaupte des Bürgerthums, das das Palais von Versailles wiederhergestellt hatte, Rechenschaft wegen seiner Tendenz zur Erneuerung der absoluten Monarchie forderte. Man hat gesehen, wie allgemein und heftig diese Bewegung war. Um den König zu demüthigen, um ihn für diese oder jene Vorliebe zu bestrafen, um seine Thätigkeit zu fesseln, um ihn zur Rolle eines Automaten herabzuwürdigen, verbanden sich und reichten sich plötzlich Männer die Hand, welche sich ewigen Haß geschworen hatten, welche aber jetzt stolz darauf waren, unter verbrüderten Fahnen zu kämpfen. Der Aufruhr drang also von der Straße ins Parlament. Die Koalition bestand allerdings aus vielen verletzten Eitelkeiten, unzufriedenen Ehrgeizigen, verwundeten Privatinteressen, mit einem Worte aus kleinlichen Leidenschaften, aber sie würde das

Land nicht so sehr aufgeregt haben, sie würde nicht gesiegt haben, wenn ihre Parole nicht einem allgemeinen und tiefwurzelnden Gefühle des Bürgerthums entsprochen hätte. Welches war aber diese Parole? Haß der persönlichen Regierung! Molé und seine Kollegen hatten nur ein Mittel gehabt, um einem Angriffe zu widerstehen, der von der herrschenden Klasse ausging: die Bestechung. Sie gebrauchten es mit einer Art Wahnsinn, und es genügte doch nicht, Sie fielen also, aber bei ihrem Sturze war die Autorität bloßgestellt, die Quellen der Wahlen vergiftet, die Kammer in Wallung, das Königthum schutzlos, das Bürgerthum trunken und verlegen über seinen Sieg: natürliche und unvermeidliche Folgen des Antagonismus des monarchischen Princips und des Wahlprinzips. Denn die beiden sich gegenüberstehenden eifersüchtigen Gewalten sind in der Lage, daß sie sich gegen gemeinschaftliche Gefahren vereinigen und dann über einander herfallen.

Dreizehntes Kapitel.

Die ersten Verhandlungen zwischen den Anführern der Koalition; Guizot fordert das Ministerium des Innern; man verweigert es ihm. — Es wird ein Kabinet des linken Centrnms versucht; woran die Kombination scheitert. — Scene in Gegenwart des Königs. — Schlinge, welche Thiers gestellt wird. — Thiers wird ein Gesandtschaftsposten angeboten, um ihn zu entfernen. — Ernennung eines provisorischen Ministeriums. — Passy wird Präsident der Kammer. — Es werden vergeblich neue Kombinationen versucht. — Schrecken des Bürgerthums, allgemeine Gährung. — Insurrektion vom 12. Mai. — Bildung eines neuen Ministeriums. — Barbès, Martin Bernard; ihr Prozeß, ihre Haltung vor Gericht; ihre Verurtheilung; Physiognomie der Hauptstadt.

Die vorangegangene Darstellung zeigt, daß das Bürgerthum in Frankreich sich nicht vom Königthum unterwerfen lassen wollte. Jenes wollte vielmehr dieses unterwerfen, aber die folgende Darstellung wird zeigen, wie unfähig es dazu war. So wird sich von beiden Gesichtspunkten aus zeigen, wie lächerlich das System ist, welches einen König und eine Versammlung einander gegenüberstellt. Wir mußten das Resultat zum Voraus geben, um darzuthun, wie wir ohne Ekel eine Erzählung der Intriguen geben konnten, denen der Sturz des Ministeriums Molé die Bahn eröffnete. Für den Staatsmann und Philosophen ist die Geschichte in ihren kleinlichen Erscheinungen eben so lehrreich, wie in ihren großartigen.

Da die Koalition aus der augenblicklichen Verbindung der Doktrinairs, des linken Centrums und der linken Seite hervorgegangen war, so waren Guizot, Thiers und Odilon-Barrot natürlicher Weise ihre Führer gewesen, nun hatte die Regierung drei große politische Stellungen: das Ministerium des Innern, das der auswärtigen Angelegenheiten und die Präsidentschaft der Kammer. Sollte man die eine Guizot, die andern beiden Thiers und Odilon-

Barrot geben? Nichts war billiger und Guizot wollte die Sachen so haben.

Aber für die meisten Mitglieder der linken Seite war der Führer der doktrinairen Partei ein gefährlicher Mensch geblieben. Sie wußten, daß er bei politischen Gegenständen gleichgültig sei, daß er sich leicht in die verschiedenartigsten Lagen finde, daß er endlich fähig sei, zur königlichen Prärogative überzugehen, und sogar seine Veränderlichkeit stolz zur Schau zu tragen und sich seinen Abfall zum Ruhme anzurechnen. Sie sahen in ihm schon einen ungestümen und furchtbaren Sclaven des Königs; sie erinnerten sich Strafford's, der dem Despotismus Karl's I. mit Wuth gedient, nachdem er ihn mit Wuth denuncirt und bekämpft hatte. Uebrigens war es keinem Zweifel unterworfen, daß Guizot als Minister die Stellen, über die er verfügen konnte, unter seine Freunde vertheilen würde und dieß schreckte manche Freunde Barrot's, die bei der Vertheilung der Beute nicht leer ausgehen wollten.

Suchte Thiers diese Antipathien lebendig zu erhalten, um einen Einfluß zu schwächen, den sein Ehrgeiz fürchtete? Man warf ihm dieß später vor, obwohl ungerechter Weise. Das einzige Unrecht, das er gegen Guizot beging, bestand darin, daß er seinen Einfluß auf die Mitglieder der linken Seite nicht aufbot, um sie zur vollständigen Aufopferung ihrer Vorurtheile zu bewegen. Thiers erschien in der ersten Versammlung der Freunde Barrot's und suchte mit aufrichtiger Wärme zu beweisen, daß es weder klug noch billig sei, Guizot jeden Antheil an den Vortheilen eines mit seiner Mitwirkung erfochtenen Sieges zu verweigern. Dennoch ging er nicht so weit, daß er für den Führer der doktrinairen Partei das Ministerium des Innern gefordert hätte. Die Versammlung war unschlüssig, die Berathung ängstlich. Endlich wurde beschlossen, daß man Guizot das Ministerium des öffentlichen Unterrichts anbieten wolle und daß die linke Seite ihn unterstützen solle, wenn er damit zufrieden sei.

Stolz auf einen Erfolg, auf den er kaum gerechnet hatte, eilte Thiers zu Guizot, um ihn davon zu benachrichtigen. Aber dieser erblickte in dem, was man ihm als eine glückliche Nachricht meldete, nur eine Beleidigung und sprach den Wunsch aus, sich offen darüber zu erklären.

Es wurde also eine Zusammenkunft, die entscheidend werden mußte, vermittelt zwischen Barrot, begleitet von Havin und Cham-

bolle; Thiers, begleitet von Mathieu de la Redorte und Roger; und Guizot, in dessen Gefolge sich Duvergier de Hauranne und Remusat eingefunden hatten.

Es entspann sich eine Erörterung, die auf der einen Seite mit Hitze, auf der andern mit Würde und Feierlichkeit geführt wurde. Als man in Guizot drang, eine Ausgleichung anzunehmen, die allen Schwierigkeiten ein Ende mache, erklärte er, er könne die untergeordnete Stellung, die man ihm anbiete, nicht annehmen, ohne seine Partei in seiner Person herabsetzen und beleidigen zu lassen. Chambolle versuchte, seine hochmüthigen Ansprüche herabzustimmen. Was fürchtete er denn? Daß er einen zu geringen Einfluß im Conseil hätte, wenn er nur das Ministerium des öffentlichen Unterrichts erhielte? Aber die Wichtigkeit eines Ministers ist weniger eine Folge seiner Stellung in der ministeriellen Hierarchie als seines persönlichen Werthes und seines Talents. Würde Guizot, wenn er auch nur Minister des Unterrichts wäre, nicht einer der bedeutendsten Männer des Kabinets bleiben? Er sollte sich weniger als irgend Jemand durch eine solche Furcht bestimmen lassen, da er schon den Posten, den man ihm jetzt anbiete, bekleidet habe, und da er ihn in einer Weise bekleidet habe, die alle Blicke auf sich gezogen hätte. Wenn man ihm das Ministerium des Innern verweigere, so geschehe dieß keinesweges, um ihn zu beleidigen. Dürfe man aber wohl von den so zahlreichen Freunden Thiers' und Barrot's fordern, daß sie den Staatsrath, die Präfekturen, die Unterpräfekturen, die wahrhaft politischen Stellen dem Anführer der doktrinairen Partei opferten, einer Partei, welche in der Kammer nicht mehr als dreißig Stimmen zähle und welche außerhalb derselben nur durch ihre frühere Unpopularität wirke.

Diese Betrachtungen, welche Herr Chambolle auf eine sehr passende und würdevolle Weise entwickelte, erwiederte Guizot mit einem Vorschlage, welcher seine Gegner in große Verlegenheit setzen mußte. „Wenn Odilon-Barrot,“ sagte er, „das Ministerium des Innern für sich verlangt, so gebe ich unter der Bedingung nach, daß man mir die Präsidentschaft der Kammer bewilligt. Heißt dieß zu viel fordern? Die Koalition hat drei Anführer gehabt, und ich bin einer derselben; es giebt drei große Stellungen, welche zu besetzen sind, und ich fordere nur diejenige, welche Herr Barrot und Herr Thiers nicht wollen. Kann man eine gerechtere Forderung stellen?“

Nun machte Herr von Remusat auf eine sehr beredte und feurige Weise darauf aufmerksam, wie gefährlich es sei, den Bund zu lösen, welchen die Koalition geknüpft habe. Er setzte auseinander, wie den Uebergriffen der königlichen Prärogative nur durch eine enge Verbindung zwischen Barrot, Guizot und Thiers Einhalt gethan werden könnte, wie die Kammer beherrscht und unterworfen werden müßte, wenn diese Verbindung aufgelöst würde; daß einer dauernden, vom Zauber der königlichen Majestät umgebenen Gewalt gegenüber nichts mehr zu fürchten sei, als die Zersplitterung der parlamentarischen Parteien und wie es sich hier um die Existenz des constitutionellen Systems handle; wie übrigens zwischen den Doktrinairs und der linken Seite die Meinungsverschiedenheiten nicht so bedeutend seien, daß sie nicht durch beständige Berührung gehoben werden könnten; wie die Koalition schon viele ungerechte Vorurtheile zerstört, viele scheinbare Härten abgeschliffen habe, und wie es eben so leicht wie dringend sei, ein von ihr glücklich begonnenes Werk der Vermittelung fortzuführen. Sodann durfte auch nach Remusat's Ansicht die linke Seite ihre Wirksamkeit nicht überschätzen. Wenn sie auch auf einen Theil der Gesellschaft einwirkte, so war sie doch für einen andern ein Gegenstand des Schreckens. Wie vortheilhaft mußte es nicht für sie sein, sich einen Mann beizugesellen, dessen Name ihr bei den mißtrauischen Konservativen als Aegide dienen mußte? Wie sollte man aber solche Resultate erlangen, wenn man Guizot eine Stellung im Kabinet streitig machte, welche sein Talent verdiente und welche den von ihm geleisteten Diensten angemessen war.

Während dieser Rede hatte Guizot vielfache Zeichen der Beistimmung gegeben. Seine Zustimmung hatte sich namentlich auf eine unzweifelhafte Weise kund gegeben, als der Redner erwähnte, daß er bereit sei, die Reformpläne der linken Seite mit dem Gewichte seines Namens zu decken. Dennoch konnte man sich nicht verständigen, da die Freunde Odilon-Barrot's um keinen Preis das Ministerium des Innern den Doktrinairs und ihrem Anführer überlassen wollten. Man kann sich leicht denken, daß ein Mann wie Guizot tief verletzt sein mußte. Wie! Er hatte sich ins dichteste Kampfgetümmel gestürzt, um seinen alten Gegnern den Weg zur Gewalt zu bahnen! Er hatte dem Könige getrotzt, dem Hofe getrotzt, den Demagogen gespielt, sich wüthendem Hasse ausgesetzt, auf den Glanz seiner Unpopularität verzichtet! — — Und dieß war sein Lohn! Da er indeß den äußeren Schein der Geringschätzung

und der Unbefangenheit geschickt zu beobachten verstand, so enthielt er sich aller Klagen und Drohungen; aber in seinem Herzen kochte Rache, und seine gestrigen Bundesgenossen konnten ihn jetzt zu ihren unversöhnlichsten Feinden zählen.

In der Zwischenzeit hatte Louis Philipp durch Vermittelung des Marschalls Soult Thiers Eröffnungen gemacht und Thiers hatte geantwortet, er werde sich nur nach vorangegangener formeller und direkter Einladung des Königs auf Besprechungen einlassen, sei es nun, daß er einen Hinterhalt fürchtete, oder sei es, daß er einen geschriebenen Beweis der Aufforderungen, mit denen man ihn beehrte, in Händen zu haben wünschte. Er erhielt den Brief, den er verlangt hatte; Unterhandlungen wurden eingeleitet und da die erste Kombination, wie wir gesehen haben, gescheitert war, so wendete sich Thiers an Dupin den Aeltern, Humann, Duperré, Sauzet, Passy, Villemain, Dufaure, welche sämmtlich Mitglieder des linken Centrums waren. Die Präsidentschaft des Conseils würde der Marschall Soult übernommen haben und Thiers hätte das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erhalten. Man verabredete sogleich ein Programm. Es besagte im Wesentlichen: 1. daß die neuen Minister bei der Vertheilung der Stellen nicht durch die königliche Prärogative gehindert werden sollten; 2. daß man einige Schutzmaaßregeln in Bezug auf Spanien annehmen solle ohne sich jedoch zur Intervention zu verstehen. Thiers legte viel Gewicht auf diese beiden Bedingungen, auf die erste, weil er die Versprechungen, welche ihn an seine Freunde banden, möglichst rasch erfüllen wollte; auf die zweite, weil sie der Koalition einen Zweck zu geben schien, und weil sie ohne einen solchen in der Geschichte als eine der dürftigsten vom Ehrgeize angezettelten Intriguen erwähnt werden mußte. Auch empfand Thiers eine Art stolzer und boshafter Freude bei dem Gedanken, den König zum Nachgeben in einer Frage zu bewegen, welche in den Augen Europa's den Charakter eines Duells zwischen ihm und Louis Philipp angenommen hatte.

Und um zu einem solchen Resultate zu gelangen, hatte man mehrere Monate Unordnung und Haß verbreitet.

Als die Liste der Namen festgestellt und das Programm angenommen war, begaben sich Soult, Thiers, Humann, Dupin ins Schloß, sowohl um sich mit den Gesinnungen des Königs bekannt zu machen, als auch um seine Einwilligung für Passy, Villemain und Dufaure zu erhalten, welche er nicht liebte und die er fürchtete.

Es fand jetzt eine Scene statt, welche der Aufnahme der Mitglieder des linken Centrums eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Empfange Roland's am Hofe Marie Antoinettens gab, obschon keiner von jenen an Unabhängigkeit und Sittenstrenge mit dem girondistischen Minister zu vergleichen war. Bei ihrem Eintritte beobachtete die königliche Familie eine strenge und feindliche Haltung. Nur der König empfing sie mit lächelndem Gesichte. Schweigend durchschritten sie die Säle, welche die Gemächer der Königin von dem Orte der Unterredung trennten und Alle nahmen Platz: Dupin steigerte die Sicherheit seiner Haltung bis zur Kühnheit, Humann behauptete sein gutmüthiges und etwas schlaues Wesen, der Marschall war schweigsam und ließ sein Haupt auf die Schulter hängen, Thiers endlich war in einem Zustande der Aufregung, der ihm kaum gestattete, sitzen zu bleiben. Als die Verhandlungen über die Personen begonnen hatten, zeigte der König wenig Neigung für Herrn Dufaure, da er ihn nie gesehen hatte und da er ihm einen sehr schroffen Charakter zutraute. Als er den Namen Passy's nennen hörte, erinnerte er sich der Worte, welche sich dieser einst auf den Stufen der Tribüne hatte entschlüpfen lassen; „das Uebel geht höher hinauf als bis zu den Ministern," und er rief aus: „Passy ist ja mein persönlicher Feind." Auch von Villemain sagte er: „Er ist ein Feind meines Hauses." Hierbei spielte er offenbar auf den Mangel an Bereitwilligkeit an, welchen Villemain 1830 gezeigt hatte, den Glücksstern der Dynastie Orleans zu begrüßen. Wie stark aber auch die in diesen Worten ausgesprochenen Antipathien sein mochten, so suchte doch Thiers sie zu bekämpfen und that es mit Erfolg. Bei den sachlichen Fragen sprach sich die Opposition des Königs in einem großen Wortreichthum aus, welchem Thiers dießmal gegen seine Gewohnheit mit kaltem Lakonismus oder mit hartnäckigen Wiederholungen widerstand.

Nach dem Resultate dieses ersten Schrittes durfte man glauben, daß das vorgeschlagene Ministerium vom Hofe nicht genehmigt werde. Daher war Thiers sehr verwundert, als der Marschall Soult ihm die Versicherung des Gegentheils ertheilte. Indeß vereinigte er sich mit seinen Kollegen und trat noch einmal mit ihnen den Weg nach dem Schlosse an. Aber beim Hinaufsteigen der Treppe sagte er folgende Worte, aus denen später eine Waffe gegen ihn gemacht wurde: „Wir steigen diese Treppe als Minister hinauf; ich fürchte, wir werden sie als Nichtminister hinabsteigen." Indeß war der Tisch in

Ordnung; die Ordonnanzen lagen bereit, Alles schien abgeschlossen. Thiers war aber entschlossen, vom Könige bestimmte Erklärungen zu verlangen; denn eine allgemeine Annahme des verabredeten Programms genügte seinem Mißtrauen nicht. Er begann also, sich ausführlich über die Maaßregeln zu besprechen, die zu Gunsten der Königin Christine zu unternehmen wären. Er fragte, ob man geneigt sei, ihr eine Schiffsunterstützung zu bewilligen; ihr Waffen zu senden; nöthigenfalls die Landung unserer Marinesoldaten zu gestatten; die von russischen und holländischen Schiffen herbeigeführten Unterstützungen an Munition für Don Karlos anzuhalten. Das hieß im Grunde nur fordern, daß Frankreich das Recht der Neutralen wie die Engländer auslege. Passy bemerkte dieß mit einer Lebhaftigkeit, über welche Thiers sich noch mehr ärgerte als wunderte. Aber Passy, der sich durch die ersichtlich wohlwollende Aufmerksamkeit des Königs ermuntert fühlte, entwickelte seine Meinung wie ein kompetenter und überzeugter Mensch. Bald hatte er alle seine Kollegen für sich mit Ausnahme von Thiers, dessen Augen vor Zorn funkelten. Der König hatte von Anfang an die vollkommenste Willfährigkeit gezeigt und der ausbrechende Zwiespalt entband ihn der Mühe seine geheime Abneigung durch das Gewicht seiner Rede zu unterstützen. Die Erörterung schien erschöpft, als Thiers, der entschlossen war, die Aufklärungen bis auf's Aeußerste zu treiben, die Nothwendigkeit erwähnte, daß man Herrn Odilon-Barrot die Präsidenschaft der Kammer geben müsse. Nichts sagte dem Könige weniger zu; er hätte wohl Herrn Barrot zum Minister genommen, in der Hoffnung auf ihn einzuwirken, — aber daß die siegreiche Fahne der linken Seite in der Kammer aufgepflanzt werden sollte, schreckte ihn. Er brauchte sich indeß darüber nicht auf eine Weise zu erklären, welche ihm den Vorwurf zugezogen hätte, daß er einen Bruch habe herbeiführen wollen; denn als der Name Barrots genannt wurde, protestirte Humann und sagte, er könne zu der parlamentarischen Präsidentschaft des Führers der linken Seite nicht die Hand bieten, ohne mit seinen besten Freunden zu brechen. Das war zu viel. Der König sagte mit leichter ironischer Färbung und indem er die Sitzung aufhob: „Meine Herren, suchen Sie Ihre Ansichten in Einklang zu bringen." Thiers legte seine Hände mit einer heftigen Bewegung auf den Tisch und sagte mit bitterm, fast beleidigendem Tone: „Sire, ich hatte Ihnen schon gesagt, daß

diese Herren besser wären als ich." — „Das sehe ich wohl," antwortete Louis Philipp.

Als man das Schloß verlassen hatte, begab man sich zum Marschall Soult; aber Humann erklärte, daß er zurücktrete; auch waren zu unangenehme Empfindungen erregt worden, als daß nicht jede Vereinigung hätte unmöglich werden sollen.

Es entstanden hieraus tausend widersprechende Gerüchte. Humann, Passy, Dufaure glaubten, Thiers habe, indem er die Schwierigkeiten eines weitläufigen Kommentars erhoben, eine Kombinatiou vereiteln wollen, von welcher man annahm, sie mißfalle ihm, weil der Marschall Soult den ersten Platz in derselben eingenommen haben würde. Diese Auslegung machte Glück, die Höflinge bemächtigten sich derselben und Thiers mußte den Vorwurf eines der gefährlichsten Zänker tragen. Andererseits ließ dieser durch seine Freunde die Ansicht verbreiten, er habe geglaubt, kategorische Erklärungen veranlassen zu müssen, weil er den König persönlich kenne, der wohl in Bezug auf die Theorie, aber nicht in Bezug auf die Praxis nachgiebig sei; es würde eine Unklugheit von seiner Seite und unsinnig gewesen sein, wenn er die Gewalt hätte übernehmen wollen, ohne vorher seine Bedingungen gestellt zu haben; seine vollständige Rechtfertigung liege in dem Widerstand derjenigen, die er selbst zu Kollegen gewählt habe; und dieser so außerordentliche, so unerwartete Widerstand zeige deutlich genug, welchen Einfluß die Nähe des Königthums und das ungeduldige Trachten nach einem Portefeuille übe.

Unterdeß stattete der Marschall Soult Thiers einen Besuch ab und ersuchte ihn, an die Spitze eines Kabinets zu treten. Aber Thiers, welcher den gegen ihn gerichteten Anklagen keinen Vorwand geben wollte, und welcher, ob nun mit Recht oder Unrecht, den Marschall Soult als den Abgesandten des Schlosses betrachtete, erwiederte: „Herr Marschall, geben Sie nicht der Krone einen solchen Rath. Wenn ich heute aufgefordert würde, ein Kabinet zu bilden und wenn man mir die Präsidentschaft desselben anböte, so verhehle ich Ihnen nicht, daß ich ein solches Anerbieten als eine Schlinge betrachten würde."

Also kam zu der Verwirrung des ministeriellen Interregnums noch der Konflikt der vergifteteten Anklagen und der beleidigenden Verdachtsäußerungen. Man mußte auf die Idee zurückkommen, ein Koalitions-Ministerium zu bilden und man nahm seine Zuflucht zu Herrn von Broglie, um eine Annäherung zwischen Thiers und

Guizot zu bewirken. Leider hatte sich die Lage der Dinge seit einiger Zeit auf eine merkwürdige Weise komplizirt. Als Guizot sah, daß ihn die linke Seite zurückwies, war er wieder zu seinen alten Verbindungen zurückgekehrt, und die Mitglieder des linken Centrums, welche über diese Rückkehr entzückt waren, suchten seinen Haß zu benutzen. Wenn aber ein Theil der Doktrinairs, wie Duvergier de Hauranne, der Koalition treu blieben, so war ein anderer, wie Hebert, nicht abgeneigt, die Waffen gegen sie zu ergreifen. Das wußte Thiers sehr gut und er wollte nicht seinen Verpflichtungen gegen die linke Seite ungetreu werden, um wieder mit Guizot anzuknüpfen. Es war ein Ehrenpunkt für ihn geworden, die Präsidentschaft der Kammer für Odilon-Barrot zu erlangen, und je ungewisser dieses Resultat wurde, desto mehr dachte er über die Mittel nach, es zu erreichen. Bisher hatte er nur gesagt: „Wir wollen für die parlamentarische Präsidentschaft Barrot's stimmen;" jetzt forderte er mehr; er forderte, daß die Präsidentschaft des Führers der linken Seite zu einer Kabinetsfrage gemacht würde. Diese Forderung schien Guizot übertrieben und sie versetzte der Koalition den letzten Stoß!

Aber die in den höhern Regionen so mächtig aufgeregte Gesellschaft fing auch schon an, sich in ihren Tiefen zu bewegen; schon vernahm man die brausenden Stimmen der Parteien; ungewohnte Bewegung offenbarte sich in den Gesandtschaften und außerordentliche Kouriere enteilten auf allen Straßen, um den absoluten Königen die wichtige Nachricht zu überbringen, daß die constitutionelle Regierung zum Kinderspotte geworden sei und auf dem Punkte stehe, an ihrer eigenen Ohnmacht zu Grunde zu gehen. Ein Versuch, Thiers und den Marschall Soult in einem Kabinet zu vereinigen, wurde von diesem mit einer affektirten Verachtung zurückgewiesen, welche dem ersten zeigte, wie unversöhnlichem Hasse er ausgesetzt sei; die allgemeine Aufregung wuchs und wurde durch die entfesselte Presse beständig angeregt und unterhalten. Eine wahrhafte Wuth, ein wahrhafter Schwindel hatte sich erhoben. Und jeder Streich traf das Königthum. Man schlug sich für oder gegen den König, aber immer unter seinen Augen. Ihn, ihn allein, sagten die Freunde Thiers', träfe die Verantwortlichkeit für eine so verlängerte Krisis; jeden Morgen las man im Constitutionnel die heftigsten Angriffe gegen die Partei des Hofes, namentlich gegen den Marschall Soult, der im Verdachte stand, in diesem traurigen Intriguen-Imbroglio

die Partie des Königs zu spielen. Denn man setzte beim Hofe gern die Absicht voraus, die Führer der Koalition für immer zu trennen, sie durch ihren eigenen Sieg zu erdrücken, sie den Einen durch den Andern der Thorheit und Unfähigkelt zu überführen, und die von ihnen der königlichen Prärogative gelieferte Schlacht lächerlich zu machen.

Andererseits verfolgten die Höflinge wiederum Thiers mit ihren Verwünschungen. Wenn man dem Journal des Debats glauben wollte, so war Thiers der persönliche Feind des Königs, sein Verläumder; er brachte Alles in Verwirrung, weil sich die Liebe zur Unordnung seiner bemächtigt hatte und er war sogar schon über den Kardinal Retz hinausgegangen.

Um diese Anklage fester zu begründen, ersann das Schloß ein seltsames Auskunftsmittel. Man that so, als glaube man, die Anarchie, an welcher man leide, sei an die Person Thiers' gebunden und die Ordnung werde sogleich wiederkehren, wenn er entfernt werde. Ein Gesandtschaftsposten wurde ihm angetragen. Während dieser Zeit verbreitete man das lügenhafte Gerücht, seine Vermögensverhältnisse seien zerrüttet und er habe zur Börse seiner Freunde seine Zuflucht nehmen müssen. Er glaubte einzusehen, worauf man hinauswolle. Als er vor den König beschieden wurde, sagte er zu diesem: „Ich kann nicht eine Verbannung mit Gehalt annehmen. Aber der König möge schriftlich erklären, daß er meine Reise ins Ausland für geeignet halte, eine Lösung der Krisis zu erleichtern, so wird dieß ein Ostracismus sein, und den werde ich mir gefallen lassen.“ An demselben Abend begab sich eine Menge von Deputirten, Barrot an ihrer Spitze, zu ihm, um ihn mit ihren Sympathien zu umgeben und ihn in seiner Weigerung zu bestärken.

So weit waren die Sachen gediehen, als man am 1. April erfuhr, daß endlich ein Kabinet gebildet sei. Aber wie groß war das Erstaunen des Publikums, als es im Moniteur die Namen von Montebello, Gasparin, Girod (de l'Ain), Cubières, Tupinier, Parant, Gauthier las. „Zur Zeit der Streitigkeit zwischen Fox und Pitt, rief die Revue des deux Mondes aus, blieb England sieben Wochen ohne Ministerium und die Krisis würde länger gedauert haben, wenn nicht Georg III. dieser Hemmnisse müde, erklärt hatte, daß er entschlossen sei, nach Charring-Croff zu gehen und die sieben ersten Gentlemen, die ihm begegnen würden, zu Ministern zu machen.“ Die vom Moniteur veröffentlichte Liste gab zu noch beleidigenderen Kommentaren Anlaß. Paris gerieth in Bewegung. Es fanden

Zusammenläufe auf den öffentlichen Plätzen statt, man vernahm wirres Geschrei, Murren, wie es gewöhnlich den Emeuten voraufgeht, und die Kavallerie mußte anreiten.

Die Anhänger der Krone und die Mitglieder des Centrums, die nun von Schrecken ergriffen wurden und sich zu Kniffen herabwürdigten, waren nur noch darauf bedacht, gewisse Führer des linken Centrums zu gewinnen und sie beschlossen, die Präsidentschaft der Kammer Passy, einem der Rädelsführer der Koalition anzubieten. Thiers wird davon unterrichtet, geräth darüber in Eifer, und beruft die Mitglieder des linken Centrums bei Ganneron zusammen; hier bekämpft er die Kandidatur Passy's, erinnert an die gegen Odilon Barrot eingegangenen Verpflichtungen, und beschwört seine Freunde, nicht für einen Kandidaten zu stimmen, den sie aus der Hand des Centrums erhalten würden. Das linke Centrum erklärte sich in der That für Odilon-Barrot, so daß Passy, als er in der Sitzung vom 16. April zur Präsidentschaft der Kammer vorgeschlagen wurde, seine Gegner für sich und seine Freunde gegen sich hatte. Die erstern siegten. Odilon-Barrot erhielt nur 193 Stimmen, sein Mitbewerber dagegen 223.

Das war ein seltsamer Sieg für Passy; da er ihn aber dem Hofe näher brachte, so wurde er vom Könige mit der Bildung eines Kabinets beauftragt, da das bestehende sich nur als ein provisorisches betrachtete und seine Existenz selbst nicht für Ernst hielt. Passy machte sich sogleich ans Werk. Als er an Thiers eine Anfrage richtete, erklärte sich dieser bereit, die Präsidentschaft des Marschalls Soult anzunehmen. Als nun der Marschall sich ebenfalls bereit erklärt, mit Thiers in die beabsichtigte Kombination einzutreten, wurde die Sache schon als abgeschlossen betrachtet, als der Marschall den mit der Unterhandlung beauftragten Personen anzeigen ließ, daß Thiers sich entschließen müsse, auf das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu verzichten und das des Innern zu übernehmen. Der Vorschlag hatte etwas so Unerwartetes und so Beleidigendes, er gab die Absicht, den spanischen Angelegenheiten eine seinen ausgesprochenen Ansichten entgegengesetzte Wendung zu geben, auf eine so unzweideutige Weise zu erkennen, daß seine Freunde an seiner Stelle den Vorschlag abwiesen, ohne ihn zu Rathe zu ziehen. Die Folge war, daß sein Haß gegen den Marschall Soult sich steigerte, und er machte demselben auf der Tribüne in leidenschaftlichen Ausdrücken Luft. Passy, der die Sache eingeleitet hatte, beklagte sich

laut, daß er betrogen worden sei, was ihn indeß nicht abhielt, einen zweiten Versuch zu machen.

Jetzt wurde die sechste Kombination versucht, und Alles deutete dießmal an, daß man zu einer Lösung kommen werde. Die Portefeuilles wurden folgendermaaßen vertheilt: das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten an Thiers, das des Innern an Dufaure, das des Handels und der öffentlichen Arbeiten an Sauzet, die Siegelbewahrerwürde an Dupin, das des Kriegs an den Marschall Maison, das der Marine an den Admiral Duperré, das des öffentlichen Unterrichts an Pelet (de la Lozère). Um jeden Streit über den Vorrang zu verhüten, war die Verabredung getroffen worden, daß das Kabinet keinen wirklichen Präsidenten haben solle, daß es nur der Ordnung der Berathungen wegen einen Ordnungs-Präsidenten geben solle und daß Dupin dieses Amt übernehmen solle. Am 29sten hielt Jeder die Krisis für beendet. Obgleich an diesem Tage keine Sitzung stattfand, so strömten doch die Neugierigen in der Nähe des Palastes Bourbon zusammen; eine zahlreiche und ungeduldige Menge von Deputirten füllte den Konferenzsaal und heftete die Augen auf die Wagen, welche im Hofe hielten und welche die neuen Minister nach den Tuilerien bringen sollten. Man wartet, aber vergeblich; die Stunden verstreichen; die Wagen bleiben unbeweglich; man erschöpft sich in Vermuthungen. Die Einen schreiben die Zögerung unbedeutenden Ursachen zu, die Andern ahnen das Scandal eines sechsten Mißglückens und sprechen von einer verborgenen Hand, welche die aufrichtigsten Bemühungen lähmt. Plötzlich ertönen in dem Haufen die Worte: „Alles ist abgebrochen!“ In der That hatte Dupin, der am vorigen Tage ins Schloß gegangen war, seinen Kollegen von einem Tage erklärt, daß ein ernsthaftes Ministerium nur mit einer wirklichen Präsidentschaft möglich sei; daß die Ordnungs-Präsidentschaft, die man ihm angeboten, ihm nicht zusage; daß man, um sich das Centrum nicht ganz zu entfremden, Cunin-Gridaine hätte hinzuziehen müssen, von dem anfangs die Rede gewesen, und daß dessen Weigerung die Lage der Dinge ändere; daß der König gegen ein Kabinet, welches nicht aus dem Kreise seiner persönlichen Sympathien hervorgegangen sei, Kälte an den Tag gelegt habe und daß diese Kälte eine sehr schwierige Stellung einer Majorität gegenüber bereiten werde, deren Stärke nicht zweifelhaft sei und deren Feindseligkeit man fürchten müsse. So fiel man also in das Chaos

zurück. Die Gährung in Paris nahm zu; Dupin, der auf die Tribüne berufen wurde, um von seinem Benehmen Rechenschaft zu geben, wußte sich nicht zu vertheidigen, brachte leere Entschuldigungen vor und zog sich von Seiten Dufaure's eine niederschmetternde Antwort zu. Aber welches Mittel gab es gegen eine so ungeheure Anarchie? Welchen Ausgang sollten diese Verwickelungen nehmen?

Niemand kann sagen, welche Folgen eine solche Unordnung gehabt haben würde, wenn sie nicht eine Insurrektion zur Folge gehabt hätte, welche nach ihrer Niederlage und durch die Gefahr, mit welcher sie drohte, die unruhigen Führer des Bürgerthums wieder aussöhnte.

In Paris bestand damals eine geheime Gesellschaft, deren Anfänge auf den Juli 1834 zurückgehen. Einige Republikaner, welchen die Nachtheile aufgefallen waren, die die Oeffentlichkeit der Existenz für die Gesellschaft der Menschenrechte gehabt hatte, hatten im Jahre 1834 den Entschluß gefaßt, eine neue Gesellschaft zu bilden, welche einen fast ausschließlich militairischen Charakter haben und deren Anführer bis zum Tage des Kampfes unbekannt bleiben sollten. Jeder Theil der Verbindung, der nur aus sechs Mitgliedern bestand, erhielt den Namen Familie. Fünf oder sechs Familien, die unter einem Anführer vereinigt wurden, bildeten eine Sektion, und zwei oder drei Sektionen ein Viertel. Die Anführer des Viertels waren dem revolutionairen Agenten untergeordnet, einem Mitgliede des geheimnißvollen Ausschusses, welcher die Verbindung leitete. Man hatte Munitionsvorräthe und sie wurden zum Voraus vertheilt; ein schlechtes System! Denn es veranlaßte nicht nur gefährliche Mittheilungen, sondern entflammte auch die Verschworenen zu einer Kampflust, die, wenn sie keine Nahrung erhielt, die Verbindung ohne Zweck ließ und zu ihrer Auflösung führen mußte. Dennoch entwickelte sie sich anfangs ziemlich rasch. In den ersten Monaten des 1836 zählte sie 1200 Mann und unterhielt mit zwei in Paris garnisonirenden Regimentern wichtige Einverständnisse. Aber die Polizei wurde aufmerksam: Haussuchungen führten zur Entdeckung wichtiger Geheimnisse und zur Verhaftung der Anführer; nach einem verfehlten Insurrektionsversuche desorganisirte sich die Gesellschaft.

Von 1836 bis 1837 wurde eine Reorganisation unternommen; die Gesellschaft der Familien bildete sich in die Gesellschaft

der Jahreszeiten um, und auf den Vorschlag Martin Bernard's wurde beschlossen: 1. daß zu unbestimmten Zeiten Musterungen bald an einem, bald an einem andern Orte stattfinden sollten, wodurch man in den Stand gesetzt werden würde, die Mitglieder zu vereinigen und auseinandergehen zu lassen, ohne daß sie wissen könnten, wann und wie der entscheidende Schlag geführt werden solle; 2. daß wenn die Gelegenheit zum Kampfe gekommen wäre, die Munition auf dem Wege der insurrektionellen Kolonnen niedergelegt werden solle; so daß sie erst im Augenblicke des Kampfes vertheilt würde.

Die Regierung war also von unsichtbaren Feinden umgeben. Im Jahre 1838 wurde die Fabrikation von Patronen bei Raban, Graveur im Palais-Royal entdeckt, und dieß war nicht die einzige Benachrichtigung, welche der Zufall der Regierung zu Theil werden ließ. Aber wo schlug das Herz der Insurrektion? Wann würde das Signal gegeben werden? Welches war die Zahl jener unbändigen Kämpfer, deren Schwerter in der Finsterniß zu glänzen schienen? Im April 1839 zählte die Verbindung 1000 Mann in ihren Reihen; sie hatte 12000 Patronen; die ihr selbst unbekannten Anführer waren Armand Barbès, ein glänzender Charakter von ritterlicher und heldenmüthiger Gesinnung; Martin Bernard, ein starker Kopf, der durch den Muth eines lacedämonischen Soldaten unterstützt wurde; Blanqui, ein geborener Verschwörer; Guignot, Nétré und Meillard, aufopfernde und feurige Naturen. Wir haben die schreckliche Aufregung beschrieben, in welcher sich damals die politische Welt befand. Die Verschworenen wurden von verderblicher Ungeduld bewegt und wollten kämpfen; sie hätten sich aufgelöst, wenn man nicht zu den Waffen gegriffen hätte. Verweilen wir hier einen Augenblick, um anzudeuten, zu welchen beklagenswerthen Uebereilungen sich diejenigen Männer verdammen, welche mehr auf die Siege der Gewalt als auf die friedlichen und unvermeidlichen Eroberungen des Geistes vertrauen und welche den Fortschritt der Menschheit als einen Handstreich, als ein Abenteuer betrachten! Die Mitglieder des Ausschusses wurden durch die Umstände fortgerissen. Entweder entschlüpfte ihnen ihre Armee oder sie riß sie mit sich fort, und eine eiserne Hand stieß sie auf einen Abhang, auf welchem Niemand anhalten kann, wenn er den ersten unbesonnenen Schritt gethan hat! Dieß Beispiel kann in unsern Tagen, wo sich so viele junge Leute durch ihren Patriotismus täuschen lassen, nicht genug erwogen werden. Denn die

politische Ueberzeugung ist nicht frei von Taumel und die Aufopferung nicht frei von Illusionen.

Die Insurrektion wurde beschlossen. Die Mittel waren traditionell unter den Verschwornen: man versammelte unter dem Vorwande einer Musterung und ohne daß die Einen von den Andern wußten, alle Abtheilungen in der Nähe eines Waffenmagazins und vertheilte auf dem Platze die Flinten und Patronen, deren voreilige Vertheilung das Komplott verrathen haben würde. Das Magazin von Lepage galt für eins der am besten versehenen in Paris; es bot außerdem den Vortheil, daß es an einem Centralpunkte belegen war; es wurde zum Versammlungspunkte gewählt; man verschaffte sich in der Umgegend zwei Niederlagen und die letzten Tage wurden angewendet: von Barbès, um die Anführer aller Grade in den verschiedenen Vierteln zu besuchen; von Martin Bernard, Guignot, Meillard u. s. w., um die Oertlichkeiten gründlich zu studiren und um die Läden zu bezeichnen, in welchen man sich einstweilen aufhalten konnte. Um Irrungen hinsichtlich der Wohnungen und verdächtige Zusammenrottungen zu vermeiden, richtete man an jedes Mitglied, welches man für den Kampf geeignet hielt, ein Berufungsschreiben mit spezieller und bestimmter Angabe. Welchen Plan wollte man befolgen? Der von Blanqui angegebene bestand darin, in die Polizei-Präfektur einzudringen und sich in derselben wie in einer Citadelle zu verschanzen. Es war Alles vorherberechnet; wie viel Brücken man zu besetzen hatte; wie viel Barrikaden man errichten mußte; welche Dicke sie erhalten mußten, um sie gegen die Schüsse gewöhnlicher Kanonen zu schützen; wie viel Menschen auf jeden Punkt gestellt werden mußten. Barbès wendete die freiwillige Isolirung in der Cité ein, wo keine Volksmasse war, die man in Bewegung setzen konnte, die Schwierigkeit, in der Zeit zwischen dem Signal und dem Angriffe Barrikaden zu erbauen, wie sie das Handbuch des Militair-Ingenieurs erforderte, die noch größere Schwierigkeit, mit bewaffneten Verschwörern, welche ihrem Wesen nach undisziplinirter sein mußten, regelrechte Manoeuvres auszuführen. Der vorgeschlagene Plan wurde angenommen.

Als eine an das Volk zu erlassende Proklamation zur Sprache kam, wollten Barbès und Martin Bernard nicht mit ihren Namen hervortreten; aber die Ehre, sich offen und unwiderruflich bloßzustellen, machte Eindruck auf ihre muthigen Gesinnungen und sie

gaben ihre Unterschrift in Aussicht auf den möglichen Erfolg, weil diese allem Anscheine nach die Aussicht auf den Tod war.

Die Stunde war gekommen. Am 12. Mai um $3\frac{1}{2}$ Uhr rückten die Mitglieder der Sektionen in die Straße Bourg-l'Abbé. Der Ruf: „zu den Waffen!" ertönte plötzlich und wurde von furchtbaren Echo's weithin getragen. Die Thür des Waffenhändlers widerstand allen Schlägen; aber einige Insurgenten drangen durch ein Fenster, welches nach dem Hofe hinausging, in dasselbe ein, und die Thür, welche dem Andrängen von Innen und von Außen nachgab, eröffnete sich dem Strome der Hereinstürmenden. Man vertheilt die Flinten und die Patronen, man begiebt sich nach den Munitionsniederlagen, und während Barbès, Meillard, Nétré in die eine eindringen, begeben Martin Bernard und Guignot sich nach der andern. Beide Unternehmungen hätten von gleicher Dauer sein müssen; aber da die zweite durch nicht vorauszusehende Hindernisse verzögert wurde, so fanden Barbès und Meillard auf der Straße, wo Blanqui zurückgeblieben war, nur Verwirrung, Muthlosigkeit, Desertion, Unordnung: und dieß war in solchen Augenblicken sehr begreiflich oder vielmehr unvermeidlich! Allgemeines Murren und allgemeine Verwünschungen ertönten: „Wir sind verrathen! Es ist kein Plan da! Wo sind die Anführer? Der Ausschuß soll sich zeigen!" Barbès trat zu den Heftigsten und nach einem hitzigen Auftritt, ähnlich dem, welchen die Antwort Martin Bernard's: „Wir sind der Ausschuß," charakterisirt, gelang es ihm, wieder einige Herrschaft zu erlangen. Die Lage war indeß peinlich; das „Rette sich wer kann!" fing an zu ertönen. Barbès sah ein, daß er den Kampf beschleunigen müsse, ohne die Vereinigung aller insurrektionellen Streitkräfte abzuwarten und gefolgt von einer Handvoll Menschen begab er sich nach den Quais. Die Kolonne überschritt schnellen Schrittes die Brücke Notredame, den Quai-aux-Fleurs und langte beim Posten des Justizpalastes an. Der Offizier, der aufgefordert wurde, sich zu ergeben, antwortet: „Lieber sterben!" kehrt sich um und giebt das Zeichen, die Waffen zu ergreifen. Zwei Flintenschüsse fallen aus dem Haufen der Insurgenten und der Lieutenant wird tödtlich verwundet. Die Insurgenten dringen nun vor, greifen den Posten mit lebhaftem Gewehrfeuer an und nehmen ihn unter Blutvergießen. Aber in der Zwischenzeit hatte die Polizei-Präfektur Zeit gehabt, ihre Vertheidiger zu bewaffnen. Die Kolonne von Barbès und Meillard, welche zu schwach war, um einen ernsten

Angriff gegen die Polizeipräfektur zu versuchen und welche überdieß durch Flintenschüsse benachrichtigt wurde, daß eine Abtheilung der Insurgenten den Platz des Chatelet erreicht hatte, suchte sich nun mit der Abtheilung zu vereinigen, zu welcher Guignot, Martin Bernard, Nétré und Blanqui gehörten. Viele hatten sich schon zerstreut. Die beiden vereinigten Kolonnen waren zu schwach, um den Platz zu besetzen. Es blieb also den Insurgenten nichts weiter übrig, als in die engen und bevölkerten Straßen einzudringen und ihre Bewaffnung dadurch zu vollenden, daß sie alle Posten, die auf ihrem Wege lagen, entwaffneten. Diesem verzweifelten Entschlusse gemäß wendeten sie sich zum Rathhause, das sie besetzten und wo Barbès die Proklamation mit fester Stimme vorlas. Sie eilten hierauf nach dem Platze St. Jean, dessen Posten sie nach einem mörderischem Angriffe überwanden. Von da ist die Mairie des siebenten Arrondissements nicht mehr fern; sie eilten dorthin. Sie hofften, hier Waffen zu finden, aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht und sie gewannen nur das Bedauern, einen unnützen Schritt gethan zu haben.

Unterdeß füllte sich die Stadt mit Soldaten. Das Volk rührte sich nicht. Fünf Jahre früher würden dreihundert Soldaten eines ungestümen und plötzlichen Aufstandes auf Leidenschaften gestoßen sein, die sie mit einem Hauche hätten anfachen können; aber im Jahre 1839 versetzte ihre wunderbare Kühnheit das ermüdete Paris nur in unbewegliches und starres Staunen. Woher kamen diese furchtlosen Menschen? Woher nahmen sie die ungeheure Kühnheit eines solchen Unternehmens? Was bezweckte ihre unerschrockene Tollheit? Und wer trieb sie in den Tod? An diesem düsteren Tage haben wir selbst zwanzig Schritte von der Rue de la Paix vier junge Leute stolzen Schrittes und mit erzürntem Gesichte sich zu dem furchtbaren Aufrufe begeben sehen. Einzelne Vorübergehende standen still, wenn sie dieselben erblickten und sahen ihnen erstaunt und erschreckt nach.

Der Tag näherte sich seinem Ende. Eine neue Eingebung der Verzweiflung lockte die Insurgenten nach der Mairie des sechsten Arrondissements, und sie marschirten durch die Straßen Simon-le-Franc, Beaubourg und Transnonain, ein düsterer Weg, welchen die früheren Insurrektionen mit Blut gefärbt hatten und welcher gewissermaaßen mit Gespenstern bevölkert war. In dem bevölkertsten Theile der Hauptstadt traten jetzt Stunden der Stockung und

der Stille ein, deren Gräßlichkeit sich schwer beschreiben läßt. Die Häuser waren geschlossen, dunkel, und man hörte nichts mehr, nichts: weder den Lärm der Wagen, noch das Schreien der Kinder, noch das Getöse der beschäftigten Menge. Plötzlich ertönte in diesen stummen Straßen die Melodie der Marseillaise, gesungen von melancholischen und grabesähnlichen Stimmen. Es waren die der Insurgenten, die sich zum letzten Kampfe anfeuerten. Drei Barrikaden wurden in der Rue Grenetat errichtet, und die Insurrektion grub ihr Grab. Unter den Anführern waren Guignot und Meillard verwundet; auch Barbès war an den Kopf von einer Kugel getroffen worden; man verhaftete ihn mit von Pulver geschwärzten Händen und mit blutgeröthetem Gesicht.

Die Besiegung der Insurrektion vom 12. Mai rief ein Ministerium ins Leben. Der Marschall Soult erhielt die Präsidentschaft des Conseils und die auswärtigen Angelegenheiten, Teste die Justiz, Schneider den Krieg, Duperré die Marine, Duchatel das Innere, Cunin-Gridaine den Handel, Dufaure die öffentlichen Arbeiten, Villemain den Unterricht, Passy die Finanzen.

Am 27. Juni 1839 erschienen vor dem Pairshofe; Armand Barbès, Martin Bernard, Bonnet, Roudil, Guilbert, Mialon, Delsade, Lemière, Austen, Walch, Lebarzic, Philippet, Dugas, Nougues, Noël Martin, Marescal, Pierné, Gregoire. Die Zahl der Angeschuldigten war weit bedeutender, aber da die Instruktion hinsichtlich der letztern noch nicht ganz beendet war, so hatte man sich berechtigt geglaubt, die Angeklagten in zwei Kategorien zu theilen. Emanuel Arago und Dupont, die Vertheidiger von Barbès und Martin Bernard, bewiesen mit großer Beredtsamkeit, daß die Untheilbarkeit des Delikts auch die des Prozesses zur Folge haben müsse; daß die Jurisprudenz, die Logik, der gesunde Menschenverstand dieß forderten; daß, wenn es sich um eine Mehreren gemeinsame That handle, der Jedem zuzuweisende Antheil von der Gesammtheit der Zeugnisse abhänge; daß es gefährlich sei, einen Angeklagten auf Indicien hin zu verurtheilen, welche seine Mitangeklagten durch weitere Geständnisse zerstören könnten. Zur Unterstützung ihrer Theorie, welche vom Generalprokurator auf eine geschickte Weise bekämpft wurde, beriefen sich Emanuel Arago und Dupont auf eine Consultation, unterzeichnet von angesehenen Advokaten, nämlich von: Martin (aus Straßburg), Hennequin, Nicod, Odilon-Barrot,

Ledru-Rollin, Marie, Joly, Bellemont, Dugabé, Galisset-Coralli, Bechard, Lucas, Cremieux, Durand de Romorantin, Mandaroux-Vertamy, Charamaule, Dupont-White, Maurat-Ballange, Moulin, Lanvin, Nachet, Plocque, Durand de St. Amand, Chamaillard, Cotelle, Hennequin dem Sohne. Mochte nun aber die Regierung wünschen, daß Martin Bernard und Barbès verurtheilt würden, während der Zorn des Augenblicks noch lebendig wäre, oder mochte sie, nach dem Ausdrucke Herrn Franck-Carré's, das allmählige Verschwinden der Beweise und die Verlegenheiten eines langen gerichtlichen Verfahrens fürchten, so wurde doch auf die Vorstellungen wegen der Nichttrennung der Verhandlungen keine Rücksicht genommen.

Herr Franck-Carré hatte in seinem Requisitorium ganz besonders den Tod des Offiziers Drouineau hervorgehoben und behauptet, derselbe sei ein Meuchelmord und der Schuldige sei Barbès; dieser erhob sich und nie sprach sich eine innigere Ueberzeugung auf eine edlere Weise aus. Die Ruhe des Angeklagten, sein hoher Wuchs, seine strahlende Stirn, die stolze und kühne Schönheit seines Gesichts, seine männliche Eleganz, überhaupt Alles deutete auf den Heroismus seiner Natur hin. Er drückte sich einfach, in wenigen Worten aus und rührte einen großen Theil der Versammlung zu Thränen. „Ich stehe nicht auf," sagte er, „um auf Ihre Anklage zu antworten; ich bin nicht geneigt, auf eine Ihrer Fragen zu antworten. Wären nicht Andere als ich bei der Sache betheiligt, so würde ich nicht das Wort nehmen; ich würde an Ihr Gewissen appelliren, und Sie würden einsehen, daß Sie hier nicht Richter sind, welche über Angeklagte richten, sondern politische Männer, welche über das Schicksal politischer Feinde bestimmen. Da der Tag des 12. Mai eine große Anzahl von Gefangenen in Ihre Hände gegeben hat, so habe ich eine Pflicht zu erfüllen.

„Ich erkläre also, daß alle diese Bürger am 12. Mai um drei Uhr unsern Plan, Eure Regierung anzugreifen, noch nicht kannten. Sie waren vom Ausschusse zusammenberufen worden, ohne den Grund der Zusammenberufung zu kennen; sie glaubten nur einer Musterung beizuwohnen; erst als sie an Ort und Stelle angekommen waren, wohin wir Munition hatten schaffen lassen, wo wir Waffen zu finden wußten, gab ich das Signal, gab ich ihnen die Waffen in die Hand und ertheilte ich ihnen den Befehl, vorzurücken. Diese Bürger sind also fortgerissen, durch eine moralische Gewalt ge-

zwungen worden, diesem Befehle zu folgen. Meiner Ansicht nach sind sie unschuldig.

„Ich bin der Meinung, daß diese Erklärung einiges Gewicht für Sie haben muß; denn ich für meinen Theil will keinen Vortheil aus derselben ziehen. Ich erkläre, daß ich einer der Anführer der Verbindung war; ich erkläre, daß ich den Kampf vorbereitet habe; daß ich alle Mittel der Ausführung vorbereitet habe; ich erkläre, daß ich Theil an demselben genommen und mich gegen Eure Truppen geschlagen habe; wenn ich aber die volle und ganze Verantwortlichkeit aller allgemeinen Thatsachen auf mich nehme, so muß ich doch die Verantwortlichkeit für gewisse Handlungen ablehnen, die ich weder angerathen, noch befohlen, noch gebilligt habe. Ich will von Handlungen der Grausamkeit sprechen, welche die Moral mißbilligt. Unter diesen Handlungen führe ich den Tod des Lieutenants Drouineau an, den die Anklageakte so darstellt, als ob ich ihn vorbedachtermaaßen und hinterlistigerweise verübt hätte.

„Ich sage das nicht für Sie; Sie sind nicht geneigt, mir zu glauben, denn Sie sind meine Feinde. Ich sage es, damit mein Vaterland es höre. Dieser Handlung bin ich weder schuldig noch fähig. Wenn ich diesen Militair getödtet hätte, so würde ich es mit gleichen Waffen, so weit dieß bei einem Straßenkampfe möglich ist, und unter gleichen Kampfbedingungen für uns Beide gethan haben. Ich habe keinen Meuchelmord begangen! dieß ist eine Verläumdung, mit welcher man einen Soldaten der Volkssache brandmarken will. Ich habe den Lieutenant Drouineau nicht getödtet. Das ist Alles, was ich zu sagen habe.“

Die Wahrheit hat unwiderstehliche Töne; was Barbès behauptet hatte, glaubte Jeder im Heiligthume seines Gewissens. Seiner Erklärung getreu, hatte Barbès es sich zum Gesetze gemacht, nicht auf die Fragen des Präsidenten zu antworten. Aber in einem Augenblicke, wo das Verhör ihn drängte, brach er das Schweigen: „Wenn der Indianer besiegt ist, wenn das Schicksal des Krieges ihn in die Hände seiner Feinde geliefert hat, so denkt er nicht daran, sich zu vertheidigen, er nimmt nicht zu leeren Worten seine Zuflucht, sondern er ergiebt sich in sein Schicksal und giebt seinen Kopf zum Scalpiren hin.“ Als Pasquier am nächsten Tage bemerklich gemacht hatte, daß der Angeklagte recht gethan habe, sich mit einem Wilden zu vergleichen, antwortete Barbès: „Nicht derjenige, welcher seinen

Kopf zum Scalpiren hingiebt, ist der Wilde, sondern der, welcher ihn scalpirt."

Martin Bernard weigerte sich, gleich seinem Freunde, auf das Verhör einzugehen und behauptete bis zum letzten Augenblicke eine stoische Haltung. Es erhoben sich gegen ihn keine andern Anklagen, als die Aussagen eines seiner Mitangeklagten, Nougues, der ihn todt geglaubt und deshalb angegeben hatte. Als Nougues seinen Irrthum erkannt hatte, machte er rührende, aber unfruchtbare Anstrengungen, um seinen Irrthum wieder gut zu machen; es war zu spät.

Unter den Angeklagten war einer, Noël Martin, der durch seine außerordentliche Jugend ein besonderes Interesse erregte. Dieses ächte Kind von Paris, das sorglos und tapfer war, hatte die Gelegenheit, Krieg zu spielen, verführt und der Aufstand hatte ihn unterwegs aufgelesen. Seine Haltung vor dem Pairshofe war naiv und kühn.

Man bemerkte auch auf der Bank der Angeklagten einen jungen Mann mit langen flatternden Haaren, Namens Austen. Gleich Barbès, Martin Bernard und ihren Gefährten hatte er am 12. Mai überall sein Leben aufs Spiel gesetzt, aber der Tod schien ihn verschmäht zu haben. Hinsichtlich seiner lautete die Aussage Herrn Tisserand's, Offiziers der Munizipalgarde, folgendermaaßen:

„Am 12. Mai um 4 Uhr benachrichtigte man uns, daß in der Straße Bourg-l'Abbé Unordnungen stattgefunden hätten. Mehrere Abtheilungen begaben sich nach dem Schauplatze der Unordnungen. Einige Augenblicke später zeigte man uns an, daß die Unordnungen zunähmen; es wurden neue Abtheilungen abgesendet. Gegen 4½ Uhr meldete man uns, daß die Insurgenten sehr zahlreich wären und daß sie die Mairie des sechsten Arrondissements bedrohten. Ich bekam Befehl vom Kapitain Lallemand, mich unverzüglich nach diesem Orte zu begeben. Ich brach auf; kaum war ich aber in der Straße St. Martin angelangt, als ich eine dichte, obwohl inoffensive Masse fand; sie öffnete sich, um mich durchzulassen; eine große Menge Personen kamen mir entgegen und beschworen mich, umzukehren, weil ich, wie sie sagten, unfehlbar zusammengehauen werden würde.

„Ich nahm keine Rücksicht auf diese Warnungen, welche nur in böswilliger Absicht ertheilt sein konnten. — — Ich befahl meinen Leuten, mir im Sturmschritte zu folgen, ohne einen Schuß zu thun.

„Ich stellte mich einige Schritte vor dem Mittelpunkte meines Pelotons auf und gab dem Tambour das Signal, zum Angriff zu

trommeln. Ich stürzte mit dem Degen in der Hand und gefolgt von meinen Leuten vorwärts; auch die Insurgenten trommelten zum Angriff und empfingen mich mit einem wohlgenährten Feuer aus nächster Nähe. Neun Mann wurden getroffen und ich war der zehnte. Ich stürzte augenblicklch auf die Barrikade los, einer der Insurgenten schoß seine Flinte auf mich ab, fehlte aber. Ich versetzte ihm einen Säbelhieb in die Brust und er fiel. Dieser Mann hatte blondes, flatterndes Haar. Ich erstieg die Barrikade. In diesem Augenblicke kniete ein Insurgent mit einem Knie auf die Erde und stützte seine Flinte auf meine Brust. Glücklicherweise war ich gewandt genug, um ihm mit einem Säbelstiche die Brust zu durchstoßen. In seinen Todeszuckungen faßte er mich beim Beine, ich fiel und wir rollten beide auf den Boden."

Die verschiedenen Advokaten, welche die Vertheidigung übernommen hatten, führten dieselbe auf eine glänzende und geschickte Weise, aber bei den meisten Angeklagten lag das Verbrechen offen vor Augen. Die Vertheidigungsreden Dupont's und Emanuel Arago's bewiesen, was für ihren Klienten sehr wichtig war, auf eine unwidersprechliche Weise, daß Barbès keinen Antheil an dem Tode des Lieutenants Drouineau habe.

Am 12. Juli (1839) sprach der Pairshof sein Urtheil. Es enthielt Freisprechung für Bonnet, Lebarzic, Dugas, Gregoire, und verurtheilte Barbès zur Todesstrafe, Martin Bernard zur Deportation, Mialon zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, Delsade und Austen zu funfzehnjähriger Einsperrung, Nougues und Philippet zu sechsjähriger Einsperrung, Rondil, Guilbert und Lemière zu fünfjähriger Einsperrung, Martin und Longuet zu fünfjährigem Gefängniß, Marescal zu dreijährigem Gefängniß, Walch und Pierné zu zweijährigem Gefängniß.

Während der Vorlesung des Urtheils, welches ihn dem Schaffot überlieferte, war Barbès ganz in dem Gedanken an seinen Freund Martin Bernard aufgegangen. „Ist er zum Tode verurtheilt?" fragte er laut. Und als man ihn herüber beruhigte, glänzte eine edle Freude in seinen Zügen. Als Martin Bernard sein Schicksal erfuhr, zeigte er dieselbe Selbstvergessenheit und dieselbe freundschaftliche Theilnahme.

Die Strenge der Strafe, welche über Barbès verhängt war, versetzte Paris in Bestürzung. Man erinnerte sich des Jahres 1830, der Ströme Bluts, welche in den drei Tagen vergossen worden waren,

der Ordonnanzen, daß das Leben der Minister Karl's X. verschont geblieben und wie groß damals der Abscheu des Königs vor der Todesstrafe gewesen sei! Uebrigens hatte Barbès überall unbeschreibliche Sympathien erregt. Man bedauerte, man tadelte seine Empörung, aber man bewunderte die Innigkeit seiner Ueberzeugung und die Würde seines Muthes. Am 13. Juli gegen Mittag sah man auf dem Vendomeplatze fast 3000 Mitglieder der Rechts- und medizinischen Fakultät, welche auf dem Wege nach der Kanzellei waren. Sie schritten langsam, schweigend, mit entblößtem Haupte, in düstrer Ordnung und in jener gesammelten Stimmung vor, welche eine Leichenfeier charakterisirt. Auf dem Platze stellten sie sich im Kreise auf und zwei traten aus ihrer Mitte hervor und begaben sich zum Siegelbewahrer. Sie forderten im Namen der Pariser Jugend Abschaffung der Todesstrafe für politische Verbrechen und Aenderung der Strafe für Barbès. Teste war abwesend: Boudet empfing sie und versprach ihnen mit edlem Wohlwollen, einen getreuen Bericht von ihrer Mission abzustatten. Hierauf schritt der Haufe wieder schweigend und ernst durch die trauernde Bevölkerung. Zu gleicher Zeit setzte sich eine andere Kolonne von Bürgern, welche sich auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle gesammelt hatte, in derselben Absicht und mit derselben Ordnung nach dem Palais Bourbon in Bewegung. Aber sie zählte in ihren Reihen auch Männer in Blousen, Arbeiter; kaum erreichte sie den Pont de la Concorde, als sie durch einen Kavallerieangriff zerstreut wurde.

Zu den öffentlichen Demonstrationen kamen eine Menge von Privat-Demonstrationen. Als Dupont und Emanuel Arago erfuhren, daß von allen Mitgliedern des Kabinets der Marschall Soult am meisten auf Strenge bestehe, thaten sie bei ihm einen Schritt, welcher bezweckte, ihn entweder zu erschüttern oder seine Verantwortlichkeit offen hervorzukehren. Der Marschall wich einer Antwort aus, indem er sich stellte, als begriffe er nicht, was man von ihm wolle, und antwortete bloß, er habe nicht unter den Richtern Sitz gehabt. Wie viele Wünsche traten hervor! Wie viele Pläne wurden entworfen! Ein Engländer, welcher den Verhandlungen beigewohnt hatte, bot 100,000 Frs. für die geheime Befreiung Barbès'. Drohende anonyme Briefe wurden geschrieben. In der Hoffnung, die mütterliche Zärtlichkeit der Königin für den Gefangenen zu gewinnen, ließ man sie schreckliche Rache fürchten und drohte mit einer blutigen Gegenseitigkeit zwischen dem Leben ihrer

Kinder und dem Barbès', wenn dieser auf dem Schaffotte sterben sollte. Die Königin gerieth in der That in furchtbaren Schrecken. Die Herzoge von Aumale und von Montpensier waren im Collège Heinrich's IV. unter dem Schutze einer bevorrechteten Stellung aufgewachsen, sie hatten den Lehrstunden beigewohnt, hatten aber ein besonderes Zimmer für ihre Studien und einen Garten zu ihrer Erholung: diese Vorrechte verschwanden während der ersten Tage, welche auf die Verurtheilung Barbès' folgten. Man sah die jungen Prinzen mit den andern Schülern in die Messe und ins Bad gehen, gleichsam als ob die jetzt enger mit der ihrigen verbundene Existenz ihrer Kameraden sie schützen solle. Und die Furcht des Hofes war so mißtrauisch, daß, als in einer Feuerwerkstatt des lateinischen Viertels Feuer ausgebrochen war, auf der Terrasse des Collège Truppen aufgestellt wurden. Dazu kam noch ein anderer Grund des Schreckens. Die Kneipen waren leer, die Barrieren vereinsamt, an den Oertern, wo sonst der Lärm der Volksfreude erschallte, herrschte das Schweigen der Trauer; was bedeutete diese Betrübniß des Volks? Trotz der Meinung des Conseils, welchen der traurige Ruhm des Widerstandes gegen die öffentliche Meinung gereizt hatte, beschloß der König, die Todesstrafe in ewige Zwangsarbeit zu verwandeln. Für einen Mann von Barbès' Charakter war dieß eine Erschwerung: das sah man endlich ein und verwandelte die Zwangsarbeit in Deportation.

Erst sechs Monate später erschien die zweite Kategorie der Angeklagten vom 12. Mai vor dem Pairshofe. Da Blanqui sich weigerte zu antworten und da sein Vertheidiger Dupont aus höhern Gründen nicht das Wort hatte nehmen wollen, so bot dieser zweite Prozeß keine bemerkenswerthen Umstände dar.

Das Urtheil sprach frei: Moulines, Huard, verurtheilte Blanqui zum Tode*, Guignot, Elie zu fünfzehnjähriger Einsperrung, Bonnefond den jüngern, Hendrick, Herbulet, Vallière, Godard, Dubourdieu zu zehnjähriger Einsperrung, Espinousse, Dugrospré zu siebenjähriger Einsperrung, Charles, Piefort, Focillon, Lombard, Simon, Hubert, Petermann, Evanno, Dupouy, Druy, Gerard, Bouvrand, Dubuisson zu fünfjähriger Einsperrung, Béasse, Bordon, Léhéricy zu fünfjährigem Gefängniß und Quarré, Patissier zu dreijährigem Gefängniß.

Die Insurrektion muß strenge beurtheilt werden. Sie störte die

* Auch seine Strafe wurde umgewandelt!

Ruhe der Stadt auf eine unerwartete und sträfliche Weise. Sie brach so vorzeitig aus, daß das Volk, welches litt, ihr zusah, ohne Antheil zu nehmen. Es ist offenbar, daß sie weder einer allgemeinen Verstimmung, noch einem umfassenden Bedürfniß des Widerstands entsprach, obwohl diese allein den Unternehmungen des Muths den Charakter der Rechtmäßigkeit verleihen. Denn man würde die Vernunft und die Gerechtigkeit zu gering schätzen, wenn man ihren Triumph von den Zufälligkeiten eines Handstreichs abhängig machen wollte. Dazu gehört Weisheit und Zeit und die Geduld ist auch eine republikanische Tugend. Allerdings ist es auserwählten Geistern eigen, ihrer Epoche voraufzugehen, aber Niemand hat das Recht, ihr Gewalt anzuthun. Und in diesem Punkte muß der Irrthum um so stärker bekämpft werden, als er das Eigenthum der aufopfernden und starken Menschen, solcher Menschen ist, welche alle diejenigen zu nothwendigen Freunden haben, die mit edler Unerschrockenheit sympathisiren und die, selbst wenn sie sich verirren, die Eingebungen der Aufopferung achten.

Vierzehntes Kapitel.

Orientalische Frage. — Mahmud und Mehmed Ali. — Gegenseitige Lage der fünf Mächte hinsichtlich Konstantinopels und Alexandriens. — Kriegsrüstungen in Syrien. — Uebergang über den Euphrat. — Scheinbare Mäßigung des Vicekönigs. — Anfang des diplomatischen Feldzugs. — Fehler der Minister vom 12. Mai. — Schlacht bei Nesib. — Ibrahim wird durch Frankreich am Fuße des Taurus aufgehalten. — Tod des Sultans Mahmud. — Urtheil über seine Regierung. — Parlamentarische Verhandlungen über die orientalische Frage. — Das französische Kabinet fordert alle europäischen Kabinette auf, die Integrität des osmanischen Reichs gemeinschtlich zu verbürgen. — Die europäische Uebereinstimmung. — Diplomatische Umtriebe Englands. — Wiederholte Unbesonnenheiten der französischen Regierung. — Abfall der ottomanischen Flotte. — Note vom 27. Juli, durch welche die direkte Vereinigung zwischen der Pforte und Mehmed Ali kurz abgebrochen wird. — Die Note vom 27. Juli wird von Rußland gemißbilligt. — Krankheit Herrn von Metternichs. — Bemühungen Lord Palmerston's gegen den Vicekönig; vorgeschlagene Zwangsmaaßregeln. — England und Rußland nähern sich einander. — Herr von Brunnow in London. — Das französische Ministerium erklärt sich für den Vicekönig. — Bund gegen Frankreich. — Sebastiani ist der Repräsentant einer geheimen Politik. — Thiers' Rede über das englische Bündniß. — Die Dotation des Herzogs von Nemours wird verworfen. — Sturz des Ministeriums vom 12. Mai.

Der Orient hallte wieder vom Lärm der Waffen. Zwei Männer stritten sich um die Herrschaft über denselben und fesselten die Aufmerksamkeit Europa's.

Der Sultan Mahmud brannte vor Begierde, dem Sieger von Koniah Syrien wieder abzunehmen. Mehmed Ali wollte den erblichen Besitz Syriens und Aegyptens erringen, wäre es auch durch das Schwert. Auf beiden Seiten waren ungeheure Leidenschaften entzündet und der Stolz war gleich.

Aber Mehmed Ali heuchelte. Vor den Abgesandten des Sultans führte er die Sprache eines Vasallen. Wie gern wäre er, wenn ihn nicht unüberwindliche Umstände an Alexandrien gefesselt

hätten, nach Konstantinopel gegangen, um sich vor seinem erhabenen Herrn niederzuwerfen! Wie freudig hätte er den Saum des kaiserlichen Mantels an seine Lippen gedrückt! Aber unter dieser affektirten Ehrfurcht verbarg er seinen Ehrgeiz und seinen geheimen Haß. Der siebenzigjährige Greis wollte, daß sein Werk ihn in seinen Kindern überleben sollte. Uebrigens fühlte er sich stark genug, um das zu nehmen, was er wünschte. Ein Wink von ihm — und seine Schiffe liefen aus Alexandrien aus, während Ibrahim den Taurus überschritt. Aber Europa hielt ihn auf, Europa war ihm hinderlich. Schon im Jahre 1834 hatte er zu Frankreich, England uud Oesterreich zu sagen gewagt: „Rußland besitzt das ottomanische Reich zur Hälfte; unter dem Vorwande, dasselbe zu schützen, bedeckt es dasselbe, indem es dasselbe bedeckt, unterdrückt es dasselbe. Man lasse es die Unterwerfung Konstantinopels zu Ende bringen, und es ist um die allgemeine Freiheit geschehen: Rußland wird ein Koloß, welcher zwischen dem schwarzen und mittelländischen Meere stehend, die Welt rechtshin oder linkshin ganz nach seinem Belieben beugen wird. Werdet Ihr das gestatten? Wohlan, ich der Türke, schlage Euch Wächtern der gefährdeten Civilisation einen Kreuzzug vor, der das ottomanische Reich und Europa retten wird. Ich werde die Standarte erheben, ich werde meine Armee, meine Flotte, meinen Schatz zu Eurer Verfügung stellen; ich werde Euer Vortrab sein. Und zum Lohne für meine Aufopferung fordere ich nur die Anerkennung meiner Unabhängigkeit als Herrscher." Der Plan war riesenhaft; er wurde von den drei Höfen, welche Mehmed Ali für sein Geschick verpflichten wollte, zurückgewiesen. Später, im Jahre 1838 machte der Vicekönig, nachdem er mit dem Sultan direkt aber fruchtlos unterhandelt, einen zweiten Versuch bei den europäischen Mächten. Dießmal schlug er nicht einen allgemeinen Umsturz vor, er machte vielmehr bemerklich, daß das beste Mittel, den Frieden zu sichern, darin bestehe, daß man das Paschalik von Aegypten für unabhängig oder wenigstens für erblich erkläre; ohne dieß würde der Orient ein Heerd bleiben, von welchem jeden Augenblick der Funke auffliegen könne, der die Welt in Brand stecken würde. Europa war unbeugsam. Nun beklagte er sich und drohte. Als Vater fragte er mit rührenden Worten, weshalb man ihm das Glück beneide, seiner Familie die Frucht der Arbeiten seines Lebens zu hinterlassen. Als Krieger gab er zu verstehen, daß er der Mann sei, sich kopfüber in einen Kampf von Einem gegen Fünf zu stürzen, sollte er auch unter

seinem Rechte und unter seiner Kühnheit begraben werden. So standen die Sachen, als man erfuhr, daß er von Kahira nach Fazoglu gereist sei, also eine Reise von 600 französischen Meilen angetreten habe. Er wollte die reichen Goldminen untersuchen: war dieß die Wahrheit gewesen? Mehmed Ali war, wie viele große Männer, ein großartiger Komödiant; wahrscheinlich hatte er die Gemüther blenden, seinen Plänen einen phantastischen Schein geben, seine Feinde durch die Unbestimmtheit seiner Ansichten erschrecken und ihnen hinsichtlich seiner künftigen Hülfsquellen blauen Dunst vormachen wollen. Bis zu dem Augenblicke, wo er bewaffnet auf der Scene erschien, füllte er sie durch seine Abwesenheit aus.

Während dieser Zeit überließ sich Mahmud wüthenden Zornausbrüchen. Er, der Nachfolger des Propheten, der mit einer Bewegung seine zitternden Unterthanen zu seinen Füßen sinken ließ, staunte und wüthete darüber, daß er mit einem macedonischen Soldaten unterhandeln mußte. Er erstickte zwischen der drohenden Vormundschaft Rußlands und der ihn beständig beunruhigenden Empörung des Vicekönigs. Bei Mehmed Ali war ihm Alles verhaßt; seine aus den Beutestücken der Pforte gebildete Macht, sein Ruhm als Neuerer, sein Genie, der kriegerische Ruhm seines Sohnes und selbst die kalte Mäßigung, deren Lügenhaftigkeit und beleidigender Charakter ihm klar war. Wie hätte er seine Aufregung beherrschen sollen? Sein Reich entschlüpfte ihm Stück vor Stück. Serbien hatte eine siegreiche Empörung durchgeführt, die Wallachei und Moldau waren von Petersburg abhängig geworden, ein bairischer Prinz herrschte in dem befreiten Griechenland, Frankreich besaß Algier, Mehmed Ali Aegypten; und nach so vielen aufeinanderfolgenden Landabreißungen forderte man von Mahmud, daß er in den Verlust Syriens willigen solle, daß er leiden solle, daß ihm von der herrlichen Erbschaft der Kalifen nur Konstantinopel bliebe, dessen Schlüssel sich in den Händen der Russen befanden! Es schmerzte ihn, daß er sein Volk nicht mit einem Schlage des Zauberstabes hatte reformiren können. Denn für denjenigen, der keine Gränzen seines Stolzes kennt, ist das geringste Hinderniß eine Strafe und die Züchtigung der absoluten Macht besteht darin, daß sie das Unmögliche wünscht. An der Spitze der alten Türken, welche eine geheime Feindschaft gegen die Neuerungen des Sultans nährten, stand Pertew, ein edler und starrer Greis, der wegen seiner muselmännischen Frömmigkeit berühmt war. Er fiel in Ungnade, wurde

nach Adrianopel verwiesen und endlich durch einen Ferman, welchen seine Feinde der Trunkenheit Mahmud's entrissen hatten, zum Tode verurtheilt. Pertew küßte ehrfurchtsvoll den Ferman, der ihn mordete und las ihn dann mit ernster Miene. Mit der Heiterkeit des muselmännischen Fatalismus überließ er sich sodann seinem Schicksale, nachdem er zuvor Gott angerufen. Der Sultan seufzte über diesen Tod, den er befohlen. Aber wie viele andere Gründe zur Unruhe hatte er! Wie viele düstere Vorbedeutungen umgaben ihn! Als er eines Tages über die neue Brücke von Galata ritt, stürzte ein vom Volke für heilig gehaltener und Scheik genannter Derwisch auf ihn zu, nannte ihn Sultan der Dschiaurs und warf ihm seine Frevel vor. Im Januar 1839 brach in dem unter dem Namen der Pforte bekannten Gebäude Feuer aus, und als die alten Türken den Zorn des Himmels, welcher den Sitz der Berathungen des Divans der Zerstörung Preis gebe, als die Ursache dieses Unfalls anführten, konnte Mahmud sich eines geheimen Schreckens nicht erwehren; und zwar um so mehr, als sein Portrait zur Strafe seiner Gottlosigkeit von den Flammen verzehrt worden war. Diese Aufregung und Zerrissenheit hatte den Sultan in einen Zustand schrecklicher Ueberreizung gestürzt. Wenn er sich am Tage, bald durch ungezügelte Körperthätigkeit, bald durch übermäßige Kopfarbeiten erschöpft hatte, so setzte er Abends seinen langsamen Selbstmord in beispiellosen Orgien fort. Da er die Unruhe, welche an seinem Herzen nagte, einzuschläfern wünschte und sich nach Vergessenheit sehnte, so betrank er sich in Wein, Branntwein und Rum, freute sich über seine Empörung gegen das Gesetz Mahomed's, übertrieb selbst die Trunkenheit und kämpfte auf eine wahnsinnige Weise gegen das furchtbare Getränk an, bis Sclaven den besoffenen Reformator des Orients wegtrugen.

Die gegenseitige Stellung der fünf großen Mächte in Bezug auf Konstantinopel und Alexandrien war folgende.

Rußland beherrschte die Ereignisse. Da es den Fuß auf Konstantinopel gesetzt hatte, so war ihm wenig daran gelegen, ob zwischen den beiden eifersüchtigen Mächten Frieden oder Krieg bestand. In dem Falle des Friedens verbürgte ihm die Angst und die Erschöpfung, in welcher der status quo die Türkei erhielt, seine Herrschaft. Im zweiten Fall erhielt es, sobald Ibrahim nur einen Schritt vorwärts that, einen Vorwand, um nach dem Bosporus zu eilen. Es hatte also keine Ursache zur Unruhe. Aber um sich mit

dem Scheine der Mäßigung zu schmücken und aus Schaam forderte es die Aufrechterhaltung des Friedens.

Diesen wollte auch Preußen, aber einzig und allein aus Furcht vor den möglichen Ereignissen. Denn auf dem sich eröffnenden Schauplatze konnte es keine Rolle spielen.

Nicht so verhielt es sich mit Oesterreich, welches ein direktes Interesse hatte, die Donaumündungen gegen den Ehrgeiz Rußlands zu vertheidigen. Uebrigens suchte Herr von Metternich seinen Ruhm darin, das im Jahre 1815 gegründete europäische Gleichgewicht gegen jede Erschütterung zu beschützen und das Herannahen eines Konflikts beunruhigte seine vorsichtige Politik. Er war zu dem Alter gelangt, wo man der Ruhe bedarf und schien wie Ludwig **XIV.** zu sagen: „das wird wohl noch so lange dauern wie ich.“ Oesterreich suchte also die kriegerische Reizbarkeit Mahmud's zu mäßigen, ohne zu verhehlen, daß es den Sultan als rechtmäßigen Herrscher dem rebellischen Vicekönige vorziehe.

England nährte gegen Mehmed Ali systematischen und unversöhnlicheu Haß. Es hatte seinen Untergang geschworen, weil er dem Despotismus der Londoner Kaufleute widerstand, weil er die großen Straßen nach Indien, den Euphrat und das rothe Meer, beherrschte, weil man nicht von der Themse über das mittelländische Meer nach dem Ganges gelangen konnte ohne ihm in den Weg zu kommen; endlich weil er Frankreich liebte. Dieß war der Grund des am 16. August 1838 zwischen England und der Pforte abgeschlossenen Handelstraktats, welcher ein Gegengewicht gegen den Traktat von Unkiar-Skelessi bilden, und zugleich den Pascha von Aegypten durch die Aufhebung der Monopole, der fast einzigen Quelle seiner Einnahme, zu Grunde richten sollte. Und wer repräsentirte diesen tödtlichen Haß in Konstantinopel? Ein bis zur Unbesonnenheit heftiger, ein bis zur Gewaltthätigkeit leidenschaftlich aufgeregter Diplomat: Lord Ponsonby. Allerdings war der großbritannische Generalconsul in Alexandrien, Herr Campbell, ein billiger und besonnener Mann. Aber Lord Ponsonby zog den Haupttheil der Politik an sich, machte sich zum Mittelpunkte, und obwohl die Sprache des Friedens auf seinen Lippen schwebte, so trieb er doch im Geheimen zum Kriege, entzündete den Groll Mahmud's und seine Eifersucht, ermunterte seinen Stolz, stellte die Besetzung Syriens durch Ibrahim als eine unverschämte Frechheit dar und prophezeite die Vernichtung des Vicekönigs als eine unvermeidliche

Thatsache. Es war indeß nicht zu bezweifeln, daß Lord Ponsonby hierin über die Politik seiner Regierung hinausging. Im Grunde fürchtete das Kabinet von St. James einen Bruch und mußte ihn fürchten, da er Konstantinopel unfehlbar unter den Schutz der russischen Schwerter gestellt haben würde.

Frankreich hegte dieselben Befürchtungen hinsichtlich Rußlands. Uebrigens hatte Frankreich — darin stimmten Regierung und Volk überein — eine besondere Vorliebe für Mehmed Ali. Sie wußten ihm Dank für seine Verehrung des Andenkens Napoleons, für seine Hinneigung zum französischen Charakter, für sein Streben, uns nachzuahmen und für seinen Eifer, uns zu dienen. Sodann war er auch ein Emporkömmling, der Sohn seiner Werke, ein Auserwählter der modernen Revolutionen. Leider hatte sich vermöge einer groben Inconsequenz Frankreich, das der Vicekönig liebte, in Konstantinopel durch einen seiner entschiedensten Gegner, durch den Admiral Roussin, vertreten. Auch kümmerte sich das Kabinet der Tuilerien weit weniger um Alexandrien als um Konstantinopel, weshalb es ausdauernde und aufrichtige Anstrengungen zur Erhaltung des Friedens machte.

Man sieht, daß, wie verschieden auch die Interessen und die Sympathien unter den fünf Mächten sein mochten, dennoch Europa sich in seiner Gesammtheit für den status quo erklärte und mit Rücksicht auf seine eigene Ruhe die Ruhe des Orients forderte.

Aber unnütz war der Zwang, der zwei gleich ungeduldigen Gegnern auferlegt wurde. In Konstantinopel und Alexandrien, an den Ufern des Euphrat und am Fuße des Taurus athmete Alles Krieg. Mahmud betrieb die Vorbereitungen mit geheimem Eifer, der durch die Nothwendigkeit sich zu verstellen und durch die Hindernisse nur noch mehr gestachelt wurde. Während er durch lügenhafte Versicherungen das Vertrauen des Admirals Roussin täuschte und die Diplomatie in Zweifel erhielt, erließ er geheime Befehle, welche sein ganzes Reich in Bewegung setzten. Der Kapudan-Pascha besichtigte und befestigte die Dardanellen. Eine Aushebung von 60,000 Soldaten wurde beschlossen. An den Gränzen Syriens entstand ein furchtbares Getümmel von Menschen und Pferden. Die Armee, welche Hafiz befehligte und welche sich 1837 im Lande der Kurden lagerte, vergrößerte sich und rückte vor. Da die Abenteurer der Berge nicht ihr bewaffnetes Umherstreifen aufgeben und in die neue Miliz, den Nizam, eintreten wollten, so kamen bei der Aus-

hebung blutige Scenen vor; die Bevölkerungen, welche man an die Fahnen fesseln wollte, mußten mit Krieg überzogen werden; man machte Gefangene, um Rekruten zu erhalten. Der Zug der Karawanen wurde aufgehalten. Die Straßen bedeckten sich mit Kameelen, welche unter der Last der Kriegsmunition seufzten. Geheimnißvolle, vom Großherrn ausgeschickte Sendlinge regten zur Empörung auf. Ihre Stimme soll sich bis zu dem balsamisch duftenden Asyle erhoben haben, wo Lady Stanhope das Schicksal erforschte und in den Sternen las. Diese Frau, welche die Poesie der orientalischen Sprache als Königin feierte und welche vermöge ihrer Anmuth, Phantasie und Schönheit in der That Königin war, nährte gegen den Vicekönig einen Haß, der durch ihren Einfluß auf die Gebirgsbewohner gefährlich werden konnte. Der Ruhm der Gefahren fehlte also Ibrahim nicht. Aber er traf seine Vorkehrungen, schickte sich an, die Karawanserais von Aleppo in Kasernen zu verwandeln, vervollständigte die Vertheidigungsmittel der Festung St. Jean d'Acre und schloß die Engpässe des Taurus, die Thore Syriens.

Während dessen war Mehmed Ali nach Kahira zurückgekehrt und seine Rückkehr beschleunigte die Ereignisse. Er brachte von seiner Reise das ersehnte Gold nicht mit zurück. Aber er hatte auch nie ernstlich auf den Ertrag der Bergwerke von Sennaar gerechnet, um seinen Feind zu stürzen. Kaum war er angelangt, als er auch schon seinem Sohne Truppenverstärkungen sendete. Und der Sultan umpanzerte sich so sehr mit Heuchelei, der Muschir Nuri-Effendi betheuerte mit so naiver Hartnäckigkeit die friedlichen Absichten der Pforte, daß der Admiral Roussin, während ihn überall Bilder des Krieges und der Lärm desselben umringte, seine Sicherheit keinen Augenblick verlor. Er schrieb an Herrn Cochelet, den französischen Generalconsul in Alexandrien, der Friede werde nicht gebrochen werden; so wolle es Frankreich, und dieser Wille werde den Sieg davon tragen. In diesem Sinne lauteten nicht die Depeschen, welche Herr von Stürmer an Herrn von Laurin, österreichischen Generalconsul beim Vicekönige richtete. „Wenn so gewichtige Personen nicht übereinstimmen," rief der Vicekönig aus, „so sind Zweifel wohl gestattet!" Die Verstärkungen gingen ab.

So näherte man sich also der Lösung. Welcher der beiden Nebenbuhler würde aber wohl die Schuld des Angriffs auf sich laden? Eine bedeutungsvolle, vielleicht entscheidende Frage, da Europa erklärt hatte, daß der Angreifende der schuldige Theil sein

solle. Der Angreifende war der Sultan. Am 21. April (1839) überschritt die türkische Avantgarde den Euphrat bei Bir, einer 25 Karavanenstunden von Aleppo entfernten Stadt.

Bei dieser Nachricht erbebte Ibrahim vor Freude und seine Kouriere enteilten, um seinen in der Provinz zerstreuten Truppen den Befehl zur einer allgemeinen Bewegung nach Aleppo zu überbringen. Mehmed Ali's Freude war nicht geringer, aber sein vorsichtiges Alter verbarg sie. Am 16. Mai erhielten die General-Consuln folgende Note:

„Der Vicekönig hat dem Generalconsul erklärt, daß er sich verpflichtet, falls die Truppen des Sultans, welche den Euphrat bei Bir überschritten haben, sich auf das jenseitige Ufer zurückzögen, seine Armee retrogradiren zu lassen und seinen Sohn Ibrahim nach Damaskus zurückzurufen; falls diese friedfertige Demonstration wiederum von einer rückgängigen Bewegung Hafiz Pascha's über Malatia hinaus gefolgt würde, wolle Se. Hoheit den Generalissimus nach Aegypten zurückrufen. Se. Hoheit hat aus eigenem Antriebe hinzugefügt, daß, wenn die großen Mächte ihm den Frieden verbürgen und sich dafür interessiren wollten, daß er die erbliche Macht für seine Familie erlange, so wolle er einen Theil seiner Truppen aus Syrien zurückziehen und sei bereit, sich über eine definitive Abkunft zu verständigen, welche geeignet sei, seine Sicherheit zu verbürgen und welche den Bedürfnissen des Landes entspräche."

Wer sollte es glauben? In derselben Zeit, wo der Vicekönig ein so unbestreitbares Unterpfand seiner Mäßigung gab, entblödete sich Lord Ponsonby nicht, der in der Seele des Sultans las, der ihn selbst mit der Ungeduld des Hasses erfüllte, der seine Rüstungen besichtigte, der sogar einen Generalissimus vorschlug: entblödete sich Lord Ponsonby nicht, an seine Regierung zu schreiben: „Vom Anfange an bis zur letzten Stunde ist der Pascha der Angreifer gewesen und der Sultan hat das Recht, die großen Mächte aufzufordern, daß sie ihren Erklärungen treu bleiben mögen."

Acht Tage später schickte Campbell von Alexandrien aus eine Depesche an Lord Palmerston, in welcher er sich folgendermaaßen ausdrückte: „Das treulose Benehmen des Sultans, welcher den Rathschlägen zuwider gehandelt, die ihm die Gesandten in Konstantinopel ertheilt haben, muß nicht nur seine Hülfsquellen erschöpft, sondern auch seinen moralischen Einfluß in der Türkei geschwächt haben, während das gemäßigte Benehmen Ibrahim Pascha's, der

nach den Befehlen seines Vaters handelt, sich jeder feindlichen Handlung enthält, während er die Armee Hafiz Pascha's vernichten konnte, Mehmed Ali in demselben Verhältnisse erhöhen und seinen Einfluß im ottomanischen Reiche vermehren muß."

Die beiden Hauptagenten Englands im Orient widersprachen sich also gegenseitig.

Wäre übrigens noch ein Zweifel über die Bedeutung des Uebergangs über den Euphrat geblieben, so würde doch dieser Zweifel schnell gehoben worden sein. Schlag auf Schlag rückte die Avantgarde Hafiz's bis Nesib vor, die türkischen Reiter drangen bis zum Dorfe Urul und die schonungslose Besetzung von vierzehn Dörfern im Bezirke Aïntab entfesselte den Krieg. Wie hätte er auch vermieden werden können! Die Aufregung des Sultans war aufs Höchste gestiegen. Tahir Pascha, der zur Inspektion der Armee Hafiz's abgesendet worden war, war voller Vertrauen nach Konstantinopel zurückgekehrt und prophezeihte Siege. Hätte man Mahmud nicht zurückgehalten, so würde er sich in Person ins Lager begeben und die Fahne des Propheten entfaltet haben, so ungestüm wallte seine Leidenschaftlichkeit auf! Der augenscheinliche Thatbestand war nicht länger mehr zu verkennen: der Admiral Roussin, der erstaunt und verletzt war, wünschte bei den süßen Gewässern eine Konferenz mit Nuri Effendi, dem Kapudan Pascha, zu haben; und als Nuri Effendi sich in zweideutigen Erklärungen erging, brach der französische Gesandte auf eine schreckliche Weise los. Der Schleier war zerrissen.

Die beiden Armeen maaßen sich schon mit den Augen und standen auf dem Punkte, gegen einander loszubrechen, als das Ministerim vom 12. Mai die Leitung der Angelegenheiten in Frankreich übernahm. Der Uebergang über den Euphrat, der in Paris bekannt geworden war, zeigte hinlänglich, wie groß der Drang der Umstände war; auf den Befehl des Marschalls Soult reisten zwei seiner Adjutanten, die Herren Folz und Caillé, augenblicklich ab; der eine begab sich über Konstantinopel ins Lager Hafiz's, der andere über Alexandrien ins Lager Ibrahims.

Nun beginnt ein diplomatischer Feldzug in Europa, dessen verschiedene Phasen genau aufgefaßt werden müssen.

Wie hätte sich zunächst die französische Regierung benehmen müssen?

Die Frage, welche vor sie hintrat, war doppelt: orientalisch,

da es sich darum handelte, die gegenseitige Stellung Mahmud's und Mehmed Ali's zu bestimmen; europäisch, da der Traktat von Unkiar-Skelessi die Russen für den Fall eines Konflikts berechtigte, Konstantinopel zu beschützen.

Auf dem orientalischen Terrain war Frankreich im Verhältniß zu den großen Mächten sehr schwach, denn es hatte Rußland gegen sich, welches in Mehmed Ali den dem türkischen Reiche verheißenen Regenerator verabscheute; Preußen, welches sich an Rußland anschloß; Oesterreich, welches in Mehmed Ali das revolutionaire Prinzip bekämpfte; endlich England, welches den Vicekönig zu vernichten wünschte, um seinem Handel mit Indien einen freien Weg durch Aegypten und Syrien zu bahnen.

Auf dem europäischen Terrain war Frankreich dagegen sehr stark, denn gegen den moskowitischen Ehrgeiz konnte es — da Preußen neutral blieb — auf Oesterreich rechnen, das durch eine vollständige Bemächtigung des schwarzen Meeres zu Grunde gerichtet worden wäre, so wie auf England, dessen asiatische Herrschaft an dem Tage, wo die Russen sie von Konstantinopel bedrohten, zu Grunde gehen mußte.

Daraus ergab sich eine sehr einfache Folgerung. Frankreichs Interesse war es, die Mächte vom orientalischen Terrain abzukehren und sie auf das europäische Terrain zu ziehen und hier festzuhalten. Frankreich hätte aus der einen Frage, die unpassenderweise zu einer zusammenhängenden Frage gemacht worden, zwei verschiedene Fragen machen und sagen müssen: „Mögen Mahmud und Mehmed Ali ihre Streitigkeiten unter sich ausmachen und da ihr Streit Europa nur in soweit angeht, als er Rußland Gelegenheit giebt, dem Sultan eine gefährliche Unterstützung zuzuführen, so begnügen wir uns, über die Unverletzlichkeit des Bosporus zu wachen. Die Stunde ist gekommen, wo wir den Traktat von Unkiar-Skelessi zerreißen müssen, gegen den wir bis jetzt eitle Klagen erhoben haben; die Stunde ist gekommen, wo wir erklären können, daß jede Macht, welche die Stadt des Sultans betritt, die Acht der europäischen Republik trifft."

Ohne Zweifel war dieß die wahre Politik Frankreichs und es war um so leichter, ihr den Sieg zu verschaffen, als sie den Plänen Englands und seinen Leidenschaften auf eine wunderbare Weise entsprach.

England suchte in der That Mehmed Ali zu stürzen, aber dieser

Wunsch hatte weniger Einfluß als die Furcht, mit dem Schlüssel der Dardanellen das Scepter der Welt in die Hände der Russen übergehen zu sehen. Wenn es in Alexandrien ein untergeordnetes Interesse durchzuführen hatte, so hatte es in Konstantinopel ein Lebensinteresse zu vertheidigen. Und um dieß zu vertheidigen, bedurfte es unseres Schutzes.

Daher bemühte sich das Kabinet von St. James, dem Ministerium vom 12. Mai Eröffnungen zu machen, welche dahin zielten, das Bündniß zwischen Paris und London gegen Rußland enger zu knüpfen. Am 25. Mai 1839 schrieb Herr von Bourquenay aus London an seine Regierung: „Lord Palmerston ist der Meinung, daß wir uns mit vereinigten Plänen und Anstrengungen zur Erhaltung des ottomanischen Reichs unverzüglich nach Wien wenden, daß wir den Zweck, den wir erreichen wollen, hier klar darlegen, und daß wir Oesterreich auffordern, mit allen in seiner Macht stehenden Mitteln dazu mitzuwirken. Ein derartiger Schritt müßte auch in Berlin gethan werden.“ Lord Palmerston schlug also vor, daß Frankreich und England sich durch eine vorgängige und besondere Verständigung in den Stand setzten, die Berathungen zu beherrschen, welche die Erhaltung des ottomanischen Reiches zum Zwecke hatten.

Der Weg war vorgezeichnet, aber die Minister vom 12. Mai ließen sich durch blinde Befangenheit von demselben abführen. Wenn sie versuchen wollten, der Türkei in das europäische Staatsrecht Eingang zu verschaffen, und das ausschließliche Protektorat der Russen in Konstantinopel durch das Protektorat einer Art von Amphyktionengerichts zu ersetzen, so war dieß gewiß sehr lobenswerth; aber je mehr man auf die Idee einer allgemeinen europäischen Uebereinstimmung einging, desto nöthiger wurde es, die Kompetenz derselben zu beschränken und ihre Aufgabe genau zu bestimmen. Man konnte derselben die Sorge lassen, für die Unabhängigkeit des Bosporus zu sorgen, so wie die Verpflichtung, sie zu schützen; sobald man aber die Attribute derselben erweiterte, sobald man ihr das Recht zuerkannte, die Theilung des Orients zwischen Mahmud und seinem Vasallen zu regeln, so war auch das Interesse Frankreichs bedroht, denn war es nicht klar, daß, wenn es sich nicht mehr darum handelte, Konstantinopel zu beschützen, sondern Mehmed Ali zu befriedigen, Frankreich einen unbeugsamen Gegner im Kabinet von St, James finden mußte? War es nicht leicht vorherzu-

sehen, daß, wenn die Mächte einmal auf dem orientalischen Terrain zusammengetreten wärən, Frankreich nur eine Stimme gegen vier haben konnte und also in die Lage kommen mußte, entweder Mehmed Ali, seinen Verbündeten, aufzugeben, oder aus der von ihm selbst veranlaßten Uebereinstimmung der Mächte auszuscheiden.

Konstantinopel verband Frankreich und England, Alexandrien trennte sie. Man mußte also alle Bemühungen der Unterhandlungen auf Konstantinopel hinkehren und Alexandrien aus dem Kreise der diplomatischen Unterhandlungen aussondern. Das Ministerium betrachtete aber leider beide Fragen, anstatt sie zu trennen, als verbundene, und forderte Europa auf, sie gemeinschaftlich zu lösen. Ein ungeheurer, nicht wieder gutzumachender Fehler!

Die erste Handlung, durch welche das Ministerium vom 12. Mai seine falsche Politik darlegte, war eine Weigerung, durch welche sich England beleidigt fand, und dieß mit Recht. In der Depesche vom 19. Juni (1839) hatte Lord Palmerston dem Kabinet der Tuilerien einen kühnen Vorschlag gemacht, der, wenn er angenommen worden wäre, das Bündniß Frankreichs und Englands für lange Zeit besiegelt haben würde. Lord Palmerston schlug die Vereinigung der französischen und englischen Flagge im mittelländischen Meere vor, mit dem Befehl für sie, sich gewaltsam einen Weg durch die Dardanellen zu bahnen, wenn die russischen Truppen auf türkischem Gebiete erscheinen sollten. Die Depesche fügte hinzu: „wenn die Forts widerständen, müßte man eine bedeutende Anzahl Truppen ans Land setzen, um sie im Rücken anzugreifen.“

Konnte man einen stärkeren Beweis fordern, daß Konstantinopel und nicht Alexandrien im Anfange der Unterhandlungen England beschäftigte! Hätten die französischen Minister England bei diesem Gedanken erhalten und wären sie demselben beigetreten, so würden alle Blicke sich auf den Punkt gerichtet haben, wohin sie zu richten im Interesse Englands lag, und in Syrien war keine andere Intervention möglich, als die des Sieges. Dieß durchschaute das Ministerium vom 12. Mai nicht. Seit 1830 hatte sich die Regierung gewöhnt, die Furcht für Politik zu halten; ein imponirendes und rechtmäßiges Auftreten stellte sich übermäßig kleinmüthigen Geistern unter den düstern Farben des Krieges dar; man glaubte, man sei verloren, wenn man sich entschlossen zeige und der Marschall antwortete auf das Entgegenkommen Lord Palmerstons: „er halte es für sehr wünschenswerth, daß die französische und englische

Flagge zugleich mit der russischen Flagge vor Konstantinopel erschienen, aber er bezweifle, daß man eine so wichtige Frage, wie die einer Kriegserklärung an Rußland und an die Türkei dem Gutdünken der Admirale überlassen könne und dennoch sei dieß die unvermeidliche Folge der gewaltsamen Einfahrt der englischen und französischen Flotte in die Dardanellen*."

An die Stelle des ihm vorgelegten Plans setzte das französische Kabinet einen andern, welchem zufolge man die Pforte im Falle einer russischen Invasion um den Einlaß der Flotten ins Marmora-Meer ersuchen solle. England nahm diesen Gegenvorschlag an, aber nicht ohne Gereiztheit. Es erschrak über einen solchen Bundesgenossen, es wurde mißtrauisch und die Folge war eine plötzliche Aenderung seiner Politik, welche später Scandal erregte.

Während die Diplomatie in Europa ihre Schlingen legte, erdröhnten die Kanonen am Euphrat. Das gefürchtete Signal war fast zu gleicher Zeit von Konstantinopel und von Alexandrien aus gegeben worden.

Aber der Sultan lag im Sterben. Würde er das Ende dieses Krieges erleben? Beim Anblicke seines leichenhaften Aussehens, seines krampfhaft erzitternden Körpers, seiner schlotternden Knie, seiner in düstrem Feuer erglänzenden Augen durfte man dieß bezweifeln**. Er war von der Krankheit befallen, welche die Aerzte delirium tremens nennen und schon gehörte er dem Tode. Aber mit einer verzweiflungsvollen Anstrengung, welche ihn belebte und verzehrte, klammerte er sich mit seinem letzten Lebenshauche an die Hoffnung, seinen Nebenbuhler unter seine Füße zu bringen, und wäre es auch nur für einen Augenblick. Im Juni 1839 machte er sich in einem Manifest Luft, welches der letzte Nothruf seines ersterbenden Zorns war. Er warf Mehmed Ali die Frechheit und Gottlosigkeit seiner Empörung vor, seine Expeditionen nach dem persischen Meerbusen, die Verschließung der Landenge von Suez für die Engländer, die Durchstreifung und Verwüstung der arabischen Halbinsel, die Verleitung der Provinzen Bassorah und Bagdad zur Rebellion, die schandbare Verjagung der am Grabe des Propheten eingesetzten Wächter. Mahmud richtete diese heftige Note an die Repräsentanten Oesterreichs und Rußlands und erklärte, daß seine

* Depesche Lord Granville's vom 28. Juni 1839.

** Interessante Mittheilungen über die Krankheit Mahmud's enthält die „Histoire de l'Orient" von Caldarène und Barrault.

Geduld zu Ende sei. Und in der That lichtete die ottomanische Flotte auf seinen Befehl die Anker, und um sie abfahren zu sehen, schleppte er sich erschöpft und keuchend nach dem Kiosk von Scutari.

Mit eben so großem, obwohl nicht so wildem Eifer betrieb Mehmed Ali die Abfahrt der ägyptischen Flotte. Als er die Nachricht von den wiederholten Angriffen Hafiz Pascha's erhielt, konnte er seine Empfindung nicht bemeistern, er erhob sein weißes Haupt zum Himmel und rief aus: „Ruhm sei Gott, welcher gestattet, daß sein alter Diener seine Arbeiten durch das Loos der Waffen beenden kann!" Die Instruktionen, welche er seinem Sohne eiligst sendete, athmeten die Gewißheit des Erfolgs: „Wenn Du die gegenwärtige Depesche erhältst, so wirst Du die Truppen unserer Gegner, die unser Gebiet betreten haben, angreifen, und wenn Du sie daraus verjagt hast, wirst Du auf ihre große Armee losgehen und ihr eine Schlacht liefern. Wenn sich mit Gottes Hülfe das Glück für uns erklärt, so wirst Du, ohne den Engpaß von Kulek-Boghaz zu passiren, gerade auf Malatia, Karput, Arfa und Diarbekir marschiren."

Am 21. Juni setzte sich die Armee Ibrahim's zum Kampfe in Bewegung. Nachdem sie sich ohne Schwertschlag des Dorfes Mezar bemächtigt, welches die Türken leicht hätten vertheidigen können, das sie aber verließen, stellte der ägyptische General in Person eine Rekognoszirung des Lagers von Hafiz an. Die türkische Armee, welche südlich vom Dorfe Nesib, rechts und links am Flusse lagerte, war durch gut errichtete Verschanzungen gesichert und nahm eine furchtbare Stellung ein. Ibrahim hielt einen Front-Angriff für zu gefährlich. Er kehrte also wieder um und marschirte in der Richtung nach Osten, so daß er den linken Flügel des Feindes umging. Aber um zu demselben zu gelangen und ihm in den Rücken zu kommen, mußte man eine enge und lange Schlucht passiren, welche, wenn Hafiz den Aegyptern den Weg versperrte, diesen ein furchtbares Blutbad kosten mußte. Ibrahim bedachte sich nicht, so sehr vertraute er auf sein Glück, und der Erfolg gab ihm Recht. In unerklärlicher Verblendung blieb Hafiz in seinem Lager. Als er, ohne auf einen Feind gestoßen zu sein, am Ende der Schlucht anlangte, machte er Halt mit seiner Avantgarde, legte sich auf die Erde und erwartete schlafend die Ankunft des Hauptkorps.

Der 24. Juni war der für die Schlacht angesetzte Tag, ein eierlicher Tag, der die ganze Zukunft des ottomanischen Reichs und fvielleicht ein halbes Jahrhundert von Revolutionen und Kämpfen

für Europa in seinem Schooße zu enthalten schien. Der Zahl nach waren die beiden Armeen fast gleich: 40,000 Mann ungefähr standen auf jeder Seite. Aber die Aegypter waren an Disziplin, Zuversichtlichkeit und Ruf der Generale ihrem Feinde überlegen.

Hafiz Pascha, der im Kaukasus geboren war, verband mit Kraft und Zähigkeit religiöse Exaltion, welche er aus dem speziellen Studium des Korans geschöpft hatte, und welche sich in seinem Wesen offenbarte. Als Besieger der Albanesen und der Kurden war er seinem Herrn werth und derselbe rechnete auf ihn; er selbst glaubte, er sei bestimmt, dem Glücke Ibrahims eine Gränze zu setzen. Aber sein Stern war schon beim Beginn der Operationen erblichen und die Besetzung des Dorfes Mezar und der Flankenmarsch der Aegypter, den er gestattete und nicht bestrafte, ließen seine Befähigung verdächtig erscheinen.

Ibrahim war freudetrunken, er erinnerte sich Koniah's. Uebrigens stützte er sich auf einen Mann, der ebenso sehr wegen der Schnelligkeit und Richtigkeit seines militairischen Blicks wie wegen seines Muthes berühmt war. Seve, der aus einem einfachen französischen Offizier Instruktor der Armeen des Vicekönigs, die festeste Stütze desselben und der Freund seines Sohnes geworden war, besaß in seinem zweiten Vaterland unter dem Namen Soliman Pascha eine Macht und einen Einfluß, welche seinem Verdienste entsprachen. „Meine Herren," hatte er zu den ägyptischen Offizieren gesagt, als er ihnen am Tage vor der Schlacht seine Befehle ertheilte, „morgen versammeln wir uns im Zelte Hafiz's."

Um acht Uhr Morgens eröffnete der Kanonendonner den Kampf. Das Manöver Ibrahims trug seine Früchte. Die türkische Armee hatte den Rücken den Verschanzungen zugekehrt, welche sie hätten schützen sollen, und sie war also ohne Deckung. Uebrigens war die Kampflust auf beiden Seiten gleich, aber nicht die Geschicklichkeit; die Schüsse der Türken gingen größtentheils ins Blaue, während die gut zielende ägyptische Artillerie von allen Seiten Bresche in die ottomanische Armee schoß und sie in schreckliche Unordnung versetzte. Während anderthalb Stunden donnerten die Kanonen; sodann stießen die beiden Armeen mit einem ihrer äußersten Flügel aufeinander und kamen zum Handgemenge. Ibrahim stürzte, gefolgt von einem Theile seines äußersten rechten Flügels, der aus Fußsoldaten und Reitern bestand, ungestüm auf die Spitze des rechten Flügels Hafiz's los. Aber die türkische Infanterie, die durch ein Olivengehölz gedeckt

wurde, erwartete den Feind festen Fußes, ließ ihn herankommen und eröffnete das Feuer. Die Kavallerie Ibrahims wankte jetzt, wich auf die beiden sie unterstützenden Infanterie-Regimenter zurück, brachte diese in Unordnung und ergriff trotz der Flüche des vor Wuth schnaubenden Ibrahim die Flucht. Aber der rechte Flügel war unerschüttert geblieben, während sich dagegen auf dem linken Flügel der Türken ein Schwanken zu erkennen gab. Das Auffliegen mehrerer Pulverkasten hatte mehrere Batterien kampfunfähig gemacht und Verwirrung in den Reihen verbreitet. Die Kurden weichen. Augenblicklich treiben Ibrahim und Soliman Pascha ihren rechten Flügel vorwärts und schicken dem Centrum und dem linken Flügel den Befehl zum Angriff. Die auf ihrer ganzen Schlachtlinie angegriffene türkische Armee weicht, geräth in Unordnung und löst sich auf. Hafiz hält mit dem Säbel in der Hand und verzweifelnd vergeblich Anreden an die Flüchtlinge, beschwört sie und haut auf sie ein; der Strom der Flucht ergreift auch ihn und reißt ihn fort. Er verbirgt in den Gebirgen seinen Schmerz und die Trümmer seiner Armee, und überläßt dem Feinde drei getödtete Pascha's, 104 Kanonen, 20,000 Flinten, 9000 Gefangene, seine Zelte, seine Bagage und selbst seinen mit Diamanten eingefaßten Orden.

Wenige Tage später war Ibrahim's Zelt zusammengelegt, sein Pferd war gesattelt und er schickte sich an, den Taurus zu überschreiten, als ein französischer Offizier ihm Halt gebot. Herrn von Caillé's Mission in Aegypten war in der That von Erfolg gekrönt worden. Durch eine angemessene Vereinigung von Mäßigung und Festigkeit war es ihm gelungen, vom Vicekönige einen Brief zu erhalten, in welchem dieser seinem Sohne anbefahl, es nicht zum Kampfe kommen zu lassen, wenn die Türken das ägyptische Gebiet freiwillig räumten und nicht vorzurücken, wenn er zum Kampfe genöthigt worden und Sieger geblieben wäre. Herr von Caillé hatte sich beeilt, diesen wichtigen Brief eiligst zu überbringen; und wenn er auch nicht früh genug anlangte, um den Konflikt zu verhindern, so langte er doch zur rechten Zeit an, um die Eroberung aufzuhalten. Nicht ohne heftigen Verdruß ließ sich Ibrahim die Früchte seines Sieges entreißen. Er sollte also auf die rechtmäßigen Vortheile einer gewonnenen Schlacht verzichten! Und das forderte das befreundete Frankreich von ihm! Was sprach man von den Befehlen seines Vaters! Würde sein Vater wohl die Depesche geschrieben haben, wenn ihm die Schlacht bei Nesib bekannt gewesen wäre?

Auch mußte die Armee vorrücken, um Lebensmittel zu finden. Sonderbare Ungerechtigkeit! Er war angegriffen worden, er hatte gesiegt; er hatte das Recht, er hatte die Macht — — und man legte ihm Fesseln an! Diese Klagen des ägyptischen Generals waren um so natürlicher, als man in dem Lager Hafiz's Papiere gefunden hatte, welche geheime Instruktionen des Sultans enthielten, aus denen hervorging, daß Mahmud lange vorher über seine Rache und den Krieg gebrütet hatte. Aber als Belohnung für die Befolgung ihrer Rathschläge bot die französische Regierung ihre Vermittelung an, welche in Betracht des Uebelwollens der andern Mächte höchst nothwendig war: Ibrahim ergab sich.

Mahmud erfuhr seine Niederlage nicht mehr. Denn während der Kanonendonner von Nesib das ottomanische Reich in seinen Grundfesten erschütterte, wurde in den Moscheen von Konstantinopel für das Leben des sterbenden Sultans gebetet. Am 14. Juni war er nach dem Kiosk von Tschamtidscha gebracht worden, welchen nur seine Leiche verließ. Obgleich er herkulische Kraft und ein eisernes Temperament hatte, so unterlag er doch endlich dem Trunke, der wahnsinnigen Genußsucht und den Anstrengungen seines zu lange unterdrückten Hasses. Wenn er nicht in das Schweigen der Vernichtung versunken war, so machte er seinen unruhigen Gedanken in wirren Worten Luft. Oder zuweilen ermannte er sich auch wieder, läugnete seine Krankheit, gab sich das Ansehen eines Fürsten, der nicht sterben könne, spielte den Herren; eine solche elende Komödie spielte in der zwischen seinen Ohnmachten liegenden Zeit ein Despot, der es übel zu nehmen schien, daß der Tod die Ehrfurcht gegen ihn verletzte. Am 28. Juni hatten ihn die Aerzte aufgegeben: am 1. Juli (1839) starb er und sprach in seiner Todesstunde den verhängnißvollen Namen Mehmed Ali's nochmals aus.

Das Ende des Sultans, welches mit den krampfhaften Zuckungen seines Reiches zusammenfiel, hatte wohl eine düstre und tiefe Bedeutung. Die Einwohner von Konstantinopel sahen ihren schrecklichen, für immer zur Ruhe gebrachten Herrn mit einer Art religiöser Unruhe den Weg nach seiner letzten Wohnung antreten.

Gewiß war Mahmud keine gemeine Natur. Er hatte den Instinkt des Großen und auch den Muth dazu; um dasselbe aber vollführen zu können, wäre ihm auch die Ungetrübtheit und der gesunde Verstand des Genies nöthig gewesen. Für Alles, was wunderbare Willenskraft oder Kühnheit erforderte, war seine Kraft ausreichend.

So vollbrachte er die Ermordung der Janitscharen, mit welcher nur die Vernichtung der Tempelritter verglichen werden kann. Wo aber klarer Blick und richtiges Maaß erforderlich waren, da scheiterte er. Als Neuerer ging er auf die Reform der Gewohnheiten los, ohne vorher die Institutionen und die Sitten zu ändern: er begann also mit dem gefährlichsten und unwichtigsten Theile seiner Aufgabe, da die Menschen hartnäckiger bei ihren Gewohnheiten als bei ihren Ideen verharren. Er beraubte die Türken ihrer reichen und malerischen Kleidung, setzte ihnen einen Feß auf den Kopf und als er sah, wie sie beinahe auf europäische Weise bekleidet waren, glaubte er, er habe sie civilisirt. Er wollte seine Miliz umbilden und zerstörte sie. In der That ein merkwürdiger Einfall, die Nachkommen der Mamelucken, die besten Reiter der Welt, den Reglements unserer Kavallerieschule zu unterwerfen! Außerdem beging er das Unrecht, daß er seine Laster zu Bundesgenossen seiner Neigungen machte; er gab sich dem Genusse des von Mahomed geächteten Getränks in solchem Uebermaaße hin, daß er daran starb; seine Sinnlichkeit scheute selbst das Scandal von Liebschaften mit Griechinnen des Bosporus, mit christlichen Mädchen nicht. Auf diese Weise verjüngte er nicht den Islam, sondern beschimpfte ihn. Aber vermöge einer Frechheit, welche man bei Despoten, die viel wagen können, findet, wagte er Alles. Sodann zerbrach er ohne nützliches Resultat die energische Individualiät der Türken. Was setzte er aber an die Stelle des Fanatismus, dieser wilden Kraft? Er war also ohne Kraft gegen die äußeren Angriffe und die Hälfte seines Reiches entschlüpfte ihm. Der Kaiser von Rußland war sein Bundesgenosse; er wurde bald sein Schutzherr, der Pascha von Aegypten war sein Vasall, er wurde sein Feind. Europa, welchem er nachzunahmen wünschte, welchem er vielleicht gleichzukommen hoffte, umgarnte ihn, unterdrückte seine Zornausbrüche und legte seiner unnützen Wuth Fesseln an. Und in dem Augenblicke, wo er das Signal zum Kriege gab, um sich zu befreien, verließ ihn das Leben. Es fehlte das Gleichgewicht zwischen seinen Fähigkeiten, das war sein Unglück. Er regte die Welt auf und bewirkte nur seinen eigenen Untergang, weil er mit unvollständiger Bildung kräftige Leidenschaften verband und weil ein mittelmäßiger Verstand sein Herz irre leitete und dadurch die Kraft desselben schwächte.

Nach den Plänen der Geschichte war aber wohl ein solcher Mann geeignet, der Verbindung des Orients mit dem Occident

den Weg zu bahnen. Mahmud arbeitete — wahrscheinlich ohne die Bedeutung seiner Aufgabe zu kennen — an der einheitlichen Aufgabe der neuern Zeit, welche die Originalität der Volksstämme, die Verschiedenheit der Traditionen, die Mannigfaltigkeit der Gewohnheiten und der Trachten, den Gegensatz der Interessen, und selbst die Entfernungen aufhebt und der großen menschlichen Familie auf den Trümmern der alten Welt, die so voll von Elementen des Kampfs und so zerstückelt ist, eine harmonische Organisation zu geben sucht. Ein einziges und wahrhaft wunderbares Schauspiel! In einem Lande, wo bei Regierungswechseln immer nur die außerordentliche Vermittelung der Komplotte von Eunuchen und der Dolchstöße eingetreten war, übernahm ein Kind die Erbschaft des halb zusammengestürzten Reichs — — und vermöge des Prinzips allgemeiner Solidarität, welches seit Kurzem in die Geschichte eingeführt war, wurde ganz Europa der Vormund dieses Kindes.

Am 24. Juni, dem Tage der Schlacht bei Nesib, hatte die Deputirtenkammer einen lichtvollen Bericht Jouffroy's angehört, welcher den Antrag stellte, den Ministern zehn Millionen zu bewilligen, um unsere Streitkräfte in der Levante zu vermehren, am 1. Juli, dem Todestage Mahmud's, begannen die Verhandlungen. Und nie hatten öffentliche Verhandlungen einen so großartigen Charakter gehabt.

Der Herzog von Valmy begann. Seine Rede war eine bittere Kritik des Benehmens der Regierung und leider war die Kritik richtig. Es wurde ihm nicht schwer, zu beweisen, daß die französische Regierung im Orient vom Anfang an eine falsche und zweideutige Stellung eingenommen habe; daß sie durch die Konvention von Kutayah ein tödtliches Provisorium hervorgerufen; daß sie Mehmed Ali zu sehr begünstigt, um noch Einfluß auf die Pforte haben zu können, und daß sie in ihren Sympathien zu sehr geschwankt habe, um sich nicht beim Vicekönige bloßgestellt zu haben; daß sie es mit einem Worte dahin gebracht habe, daß Konstantinopel gegen sie sei, ohne daß Alexandrien für sie sei. Der legitimistische Redner wünschte aus Haß gegen die Revolutionen, daß der Pascha von Aegypten dem Sultan geopfert werde. Das wünschte auch Denis (du Var) der überzeugt war, daß die Türkei nicht so erschöpft sei, wie man glaube, und daß sie wiederzuerheben für uns eben so vortheilhaft wie ehrenvoll sein würde.

Anders war das System Herrn von Carné's. Der todten,

durch die Schlachten der Civilisation und das Schicksal verurtheilten Legitimität stellte er die lebende und furchtbare Legitimität des Faktums entgegen. Er begrüßte in Mehmed Ali den Regenerator eines Stammes, den man fälschlich für erloschen gehalten hatte. Nach Herrn von Carné's Ansicht würde die arabische Nationalität unter den Auspicien des Vicekönigs, der offenbar zur Verjüngung des Orients berufen war, wieder neue Blüthen treiben. Man durfte also zwischen seinem Glückssterne und Konstantinopel kein Hinderniß aufstellen. Nach der Schlacht bei Koniah würden ihn zwanzig Märsche nach dem Serai geführt haben. Warum hatte man ihn aufgehalten? Warum suchte man nicht die Türkei zu ersetzen, da sie doch einmal im Todeskampfe lag und keine starke Scheidewand zwischen Rußland und Westeuropa mehr bilden konnte? Man wollte die Integrität des ottomanischen Reichs, aber sie war vermittelst der Türkei und des Sultans nicht mehr möglich, man mußte sie also vermittelst der Araber und Mehmed Ali's möglich machen. Auf dem Throne von Konstantinopel saß ein Gespenst, man mußte einen gerüsteten Mann auf denselben setzen. War übrigens nicht Mehmed Ali ein Freund Frankreichs? Und machte nicht Aegypten, wenn es unserm Einflusse unterworfen war, das mittelländische Meer zu einem französischen See, wie das Genie Napoleons es gewollt hatte?

Herr von Lamartine erklärte sich sowohl gegen das türkische wie gegen das ägyptische System. Die Integrität des osmanischen Reichs schien ihm ein Traum, sowohl in Bezug auf den Pascha von Aegypten, wie in Bezug auf den Sultan. Wie durfte man hoffen, daß es Mehmed Ali und Ibrahim, wie groß auch ihre Energie sein mochte, gelingen werde, so viele verweichlichte Völkerschaften durch ein festes Band zu vereinigen. Und wo sollte man denn die arabische Nationalität suchen, von welcher so viel Aufhebens gemacht wurde? Verstand man darunter die zusammenhangslose, die widersprechende Vereinigung der Aegypter, der götzendienerischen Drusen, der katholischen Maroniten, der Beduinen der Wüste? Man machte Mehmed Ali zum Begründer eines Reichs. Konnte aber in Ländern, wo es weder Institutionen noch regelmäßige Gesetze, noch politische Sitten gab, wo es nur einen Herrn und Sclaven gab, ein großer Mann wohl mehr als ein Zufall sein? „In einem solchen Lande,“ sagte der Redner, „nimmt ein großer Mann, wenn er stirbt, sein Genie mit sich, wie er sein Zelt zu-

sammenlegt und hinterläßt die Stelle so leer und so wüst, wie sie vorher war." Hierauf ging er zu dem von der Regierung angenommenen Systeme, dem des status quo, über und sagte: „Ich begreife das System des status quo für die Integrität des osmanischen Reichs vor dem Traktate von 1774, vor dem Traktate von 1792; ich begreife es noch nach 1813; ich begreife es sogar noch vor der Vernichtung der türkischen Marine, dieser Handlung nationalen Wahnsinns von Seiten Frankreichs und Englands zu Gunsten Rußlands. Aber nach der Usurpation der Krim, nach der Festsetzung des russischen Protektorats in der Moldau und Wallachei; aber nach der Befreiung Griechenlands und der Besetzung desselben durch Ihre Truppen, nach der Bezahlung so vieler Millionen Subsidien für dieses Land; aber nachdem das schwarze Meer in die Gewalt der Russen gerathen und nach der Gründung von Sebastopol, von wo aus die russischen Flotten Konstantinopel in 24 Stunden erreichen können; aber nach den Traktaten von Adrianopel, Unkiar-Skelessi und Kutayah und nach der Zerstückelnng der Hälfte des Reichs durch Mahmud und seine Beschützer ist der status quo, erlauben Sie mir, Ihnen dieß zu sagen, ein vollständiger Hohn, der nur mit dem Hohne der Existenz der polnischen Nationalität verglichen werden kann. Wie! Sie wollen für den status quo des türkischen Reichs, welcher, wie Sie sagen, für die Sicherheit Europa's nöthig ist, die Waffen ergreifen; aber dieser status quo ist die Zerstückelung, die Vernichtung, der Todeskampf des Reiches, welches Sie wieder aufrichten wollen! Seien Sie also consequent; wenn die Türkei Ihnen nöthig ist, wie Sie sagen, so unterstützen Sie nicht die Empörung, die sich in Syrien festgesetzt hat, sondern die kaiserliche Legitimität in Konstantinopel! Leihen Sie Ihre Rathschläge, Ihre Ingenieure, Ihre Offiziere, Ihre Flotten den hochherzigen Anstrengungen, die der heldenmüthige Mahmud zur Bildung seines Volkes macht; helfen Sie ihm Ibrahim überwinden, Aegypten und alle abgelösten Theile seines Reichs wieder in seine Gewalt bringen. Was sagt man Ihnen aber statt dessen? Sie sollten für den status quo die Waffen ergreifen, Ihre Flotten mit denen der Engländer vereinigen, um den Sultan an der Wiedereroberung seiner schönsten Provinzen zu hindern. Wissen Sie, was das sagen will? Das will sagen: opfern Sie das Geld, das Blut und die Zeit Frankreichs, um was aufrecht zu erhalten? Um die europäische Türkei und Konstantinopel unter dem Schutze Rußlands und um

die asiatische Türkei unter dem Säbel Ibrahims und unter der Usurpation Mehmed's zu erhalten." Lamartine sprach nun über sein eigenes System und vertheidigte dasselbe mit einem großartigen Redepompe; dasselbe bestand in der Theilung des Orients unter den Hauptmächten im Namen und für Rechnung der Civilisation. „Ein Kongreß!" rief er zum Schlusse aus. „Und wenn für Sie die Zeit dazu nicht mehr sein sollte, so nehmen sie unverzüglich eine jener maritimen und militairischen Stellungen in Besitz, wie England eine solche in Malta und Rußland im schwarzen Meere besitzt; bemächtigen Sie sich provisorisch eines Unterpfandes des Einflusses und der Macht, welches Sie in den Stand setzen wird, die Unterhandlungen oder die Ereignisse zu beherrschen; denken Sie an Ancona!"

Diese feurigen Worte, diese kühnen und glänzenden Rathschläge, diese Leichenrede, welche einem mächtigen Reiche von der französischen Tribüne herab gehalten wurde, diese feierliche, an Europa gerichtete Aufforderung, sich in die Hinterlassenschaft des Islam zu theilen, mußten Angesichts der Urne, welche solche Interessen entscheiden sollte, eine mächtige Aufregung in der Versammlung hervorrufen.

Der status quo war eine schwer zu vertheidigende Sache für den Unterrichtsminister, Herrn Villemain; aber er ging weniger darauf als auf Widerlegung der Ideen Herrn von Lamartine's aus, und er that dieß mit beredter Lebendigkeit. „Welches ist," fragte er, „die Lösung Herrn von Lamartine's? Er bietet als Lösung die Schwierigkeit selber. Ja, meine Herren, es ist schwer, das osmanische Reich zu erhalten, aber noch schwerer ist es, dasselbe unter die Hauptmächte zu theilen. Auch ist dießmal die Schwierigkeit eine Ungerechtigkeit. Ich ziehe eine Schwierigkeit, welche eine Gerechtigkeit ist, vor." Uebrigens unterschrieb Herr Villemain nicht das über die Türkei verhängte Todesurtheil. „Kennt wohl," sagte er, „mein Vorgänger die Lebenskraft, welche in einem Volke liegt? Weiß er, wie schwer es ist, eine Nation dem Boden zu entreißen, welchen sie inne hat, selbst wenn sie ihn erobert hat? War er bei Varna? War er bei Schumla? Hat er gesehen, wie das kriegerische Genie des russischen Reichs von schwachen Mauern, welche durch unerschrockene Muselmänner vertheidigt wurden, gehemmt worden ist? An dem Tage, wo man den Boden, den die Türken inne haben, von ihnen befreien wollte, an dem Tage, wo man die

Gräber ihrer Väter und ihre Moscheen zerstören würde, würde vielleicht eine nationale Erhebung beide Ufer des Bosporus in Brand setzen und vielleicht würden Sie unter den Ruinen, unter welchen Sie die Türkei begraben wollen, wieder ein Volk finden."

Nach der Rede Herrn Villemain's überstürzte sich die Erörterung. Ohne von eigenthümlichen und klaren Gesichtspunkten auszugehen, forderte Herr von Tocqueville, daß Frankreich mit einer würdevollen und starken Haltung auf dem eröffneten großartigen Schauplatze aufträte, um zu beweisen, daß es unter seiner jungen Monarchie den Sinn für das Großartige nicht verloren habe. Berryer wunderte sich, daß man sich weder ganz für den Sultan noch ganz für den Pascha entscheiden könne. Odilon-Barrot, der namentlich nur an die Gefahr einer russischen Intervention in Konstantinopel dachte, beschwor die Regierung, diese Gefahr durch ihre Anstrengungen und durch eine feste Haltung zu verhüten. Endlich faßte Guizot die Politik des status quo in folgenden Worten zusammen: „Aufrechterhaltung des osmanischen Reichs zum Zwecke der Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts, und wenn die Gewalt der Dinge, der natürliche Gang der Thatsachen eine Zerstückelung, die Ablösung einer Provinz herbeiführen sollte, Verwandlung dieser Provinz in einen unabhängigen Staat, welcher in der Koalition der Staaten einen Platz einnehmen und in seiner Lage das neue europäische Gleichgewicht halten könne; dieß ist die Frankreich angemessene Politik, zu welcher wir auf eine natürliche Weise geführt worden sind und welche wir befolgt haben."

Die Deputirtenkammer erklärte sich für dieses System, welches das der Minister und der Majorität der Pairskammer war, und die zehn Millionen, welche das Kabinet gefordert hatte, wurden bewilligt.

Das von den drei Gewalten in Frankreich angenommene Programm war also: Integrität des osmanischen Reichs, verbunden mit dem status quo d. h. mit der Aufrechterhaltung der Herrschaft Mehmed Ali's in Syrien.

Das orientalische Programm Großbritanniens war dagegen: Integrität des osmanischen Reichs, verbunden mit der Zurückgabe Syriens an den Herrscher in Konstantinopel.

Vom Gesichtspunkte der Billigkeit aus hatte Frankreich Recht.

Denn was forderte es? Daß die Abkunft von Kutayah geachtet würde. Aber diese Abkunft war von allen Mächten, England

nicht ausgenommen, gewährleistet worden. Jetzt wollte England einen Traktat umstürzen, welcher die moralische Sanktion Europa's erhalten hatte. Und weshalb? Hatte Mehmed Ali eine Schuld auf sich geladen? Hatte er nicht, als er das Schwert zog, sich bloß gegen einen rohen, unverkennbaren Angriff vertheidigt? Hatte er nicht als Sieger, indem er inne hielt, ein Unterpfand der Mäßigung gegeben, für welches er Belohnung verdiente? Statt dessen forderten die Engländer, daß man ihn beraube, daß man ihm nach einer gewonnenen Schlacht eine Provinz entreiße! Das war der höchste Grad der Ungerechtigkeit.

Vom politischen Gesichtspunkte aus ließ sich weder Frankreichs noch Englands System halten.

Es ließ sich nichts Widerspruchsvolleres denken, als die französische Politik. Wie! Man wollte dem russischen Koloß, der schon das Abendland überzog, eine starke, kompakte Türkei entgegensetzen, und man zerriß sie! Was bedeutete die Integrität eines Staates, der in zwei Theile getheilt wurde. Der Sultan sollte Konstantinopel und Kleinasien, der Vicekönig Kahira und Syrien erhalten und nur der Taurus sollte sie trennen — — und das nannte man die Integrität des osmanischen Reichs!

Dieß führten die Engländer an, als sie sich für die Rückgabe Syriens an den Sultan erklärten. So hatten sie in politischer Hinsicht den Schein der Logik und der Aufrichtigkeit für sich. Man konnte ihnen indeß antworten; daß die Pforte nicht fähig sei, die streitigen Provinzen gut zu verwalten, daß sie dieß schon bewiesen habe, daß wenn man sie ihr zurückgebe, man sie auch der Unfruchtbarkeit, der Unordnung, den Drusen und Maroniten, den ewigen Empörungen im Gebirge zurückgebe. Wenn man wissen wollte, was Syrien bei der Vertauschung der türkischen Herrschaft mit der ägyptischen gewönne, so brauche man bloß die Augen auf die Ebene von Antiochien zu werfen, welche mit Olivenpflanzungen bedeckt sei, auf die Umgegend von Beyrut, welche mit Wein bepflanzt sei, auf die neue Blüthe Aleppo's, auf Damaskus, welches sich nicht mehr allein durch den Durchzug der Pilger bereichere. Die Verwaltung Mehmed Ali's sei nothwendig hart gewesen; aber unter diesem provisorischen Despotismus, der nothwendig sei, wo die Anarchie herrsche, wäre die Ordnung zurückgekehrt und die Quellen des Reichthums hätten sich wiedereröffnet. War es besser, dieß Land wieder in das Chaos zu stürzen, als es einem Manne zu überlassen, der doch

immer Muselmann war, und der, wenn sein Ehrgeiz befriedigt würde, nicht mehr ein Nebenbuhler des Sultans, sondern seine Stütze sein würde.

Dieß waren die Verhandlungen, die zwischen Frankreich und England geführt wurden. Es ergab sich aus ihnen ganz offenbar, daß sie Beide Unrecht hatten, wenn sie die Integrität des osmanischen Reichs einerseits von der Aufrechterhaltung Mehmed's in Syrien, andererseits von der Rückgabe Syriens an den Sultan abhängig machten. Denn wenn Syrien dem Vicekönig verliehen wurde, so war es eine Gefahr für das osmanische Reich; wenn es dem Sultan zurückgegeben wurde, eine Verlegenheit für dasselbe.

Wie man also auch diese vielbesprochene Integrität fassen wollte, so konnte sie doch nur eine Chimaire oder eine Lockspeise sein. Man konnte nicht vermittelst derselben Konstantinopel gegen die Russen schützen. Das einzige Mittel, den Bosporus wahrhaft zu schützen, hatte England geahnt, als es Frankreich vorschlug, Konstantinopel auf eine direkte Weise durch das maritime und bewaffnete Bündniß beider Völker zu schützen*.

Wären die Minister vom 12. Mai diesem Vorschlage beigetreten, hätten sie als Lohn für ihren Beitritt von England gefordert, daß dem Sultan und dem Vicekönige gestattet würde, ihre Sachen unter sich auszumachen, so hätte Frankreich sein Spiel gewonnen. England, welches keinen plausibeln Vorwand mehr gehabt hätte, um im Namen des von den Russen bedrohten Serai über Mehmed Ali herzufallen, würde seine Blicke von der ägyptischen Frage abgewendet und dem Schrecken, welchen ihm Petersburg einflößte, seine üble Laune gegen den Vicekönig geopfert haben; Rußland würde sich nicht in den Bosporus gewagt haben, wenn es gesehen hätte, daß die französischen und britischen Schiffe bereit wären, sich den Eingang in die Dardanellen zu erzwingen; der siegreiche Ibrahim würde von der erschreckten Pforte den erblichen Besitz Aegyptens und Syriens erhalten haben, und die Sache wäre zum Vortheile und den Absichten Frankreichs gemäß beendet worden.

* Die englische Regierung hat unter tem Titel: Correspondence relative to the affairs of the Levant eine Sammlung der Depeschen in Bezug auf die orientalische Frage herausgegeben.

Wenn man den Beweis für den von der englischen Regierung an die französische gemachten Vorschlag erhalten will, so braucht man bloß eine Depesche Lord Palmerston's vom 19. Juni und zwei Depeschen Lord Granville's vom 24. und 26. Juni zu lesen.

Leider waren die Minister vom 12. Mai den Umständen nicht gewachsen. Im Conseil war der Marschall Soult nur ein Name. Passy hatte richtiges Urtheil, mannigfaltige Kenntniß, aber ihm fehlte die Fähigkeit für große Sachen. Teste, ein ausgezeichnetes Mitglied des Pariser Advokatenstandes und ein bedeutender Redner, war nicht im Stande, das Kabinet zu leiten. Dafaure war ein mehr klarer als bedeutender Geist. Villemain war ein glänzender Sprecher, Duchatel ein geschickter Minister, aber keiner von beiden hatte den Blick des Staatsmannes.

Es blieb nun noch der König, der, wie wir im weiteren Verfolge unserer Erzählung sehen werden, nichts zu wollen, nichts zu verhüten verstand, der nichts voraussah und sich bis zum Schlusse in kaum glaublichen Illusionen wiegte.

Die französischen Minister hatten Mehmed Ali den Uebergang über den Taurus unter allen Umständen untersagt: das war ihr erster Fehler. Dadurch beschützten sie Konstantinopel auf indirekte Weise und befreiten England von der Sorge eines direkten Schutzes. Was war die Folge davon? Daß das Kabinet von St. James, als es hinsichtlich seiner Befürchtungen wegen Konstantinopels beruhigt war, seine ganze Aufmerksamkeit auf Alexandrien richtete. Lord Palmerston benutzte die Unvorsichtigkeit, mit welcher die französischen Minister die erste Frage von der zweiten abhängig gemacht hatten, und stellte, gestützt auf die Akten der französischen Regierung selbst, den Mächten vor, daß Konstantinopel nicht Sicherheit und Europa nicht Ruhe erlangen könne, wenn man Mehmed Ali die Gelegenheit lasse, durch den Uebergang über den Taurus Alles in Frage zu stellen, wenn man den militairischen Schlüssel der asiatischen Türkei in seinen Händen lasse, wenn man im Süden Bagdad, im Osten Diarbekir und Erzerum, im Norden Koniah, Brussa und Konstantinopel seiner Begehrlichkeit aussetze. Schon in der Depesche vom 28. Juni, welche an Lord Beauvalet, englischen Gesandten in Wien gerichtet war, hatte sich Lord Palmerston sehr unumwunden über diese seiner Ansicht nach europäische Nothwendigkeit ausgesprochen, den Pascha von Aegypten aus Syrien zu vertreiben. Man begreift, welche Waffen die französische Regierung der englischen Politik lieferte, als sie, statt die russische Frage von der ägyptischen zu trennen sie als zusammenhängende behandelte, als sie, anstatt Konstantinopel, direkt zu decken, Herrn Caillé an Ibrahim absendete, um ihm im Namen des europäischen Gleichgewichts zu gebieten, keinenfalls in

Kleinasien vorzudringen. Erkannte sie nicht dadurch an, daß das Heil Konstantinopels und der allgemeine Friede von einem Winke Ibrahims abhing? Berechtigte sie nicht dadurch England, zu fordern daß nöthigenfalls zwischen dem Taurus und dieser Armee, welche nur einen Schritt zu thun brauchte, um die Ruhe Europa's zu stören, eine Wüste erhoben würde?

Uebrigens ahnten die Minister vom 12. Mai doch wohl, daß, wenn die Regelung des Schicksals Mehmed Ali's zur Sprache käme, England sich heftig gegen sie erklären und die andern Mächte für seine Ansicht gewinnen würde. Deshalb suchten sie auch in ihren ersten Depeschen ihre Meinung hinsichtlich der in Syrien zu treffenden Anordnungen in Reticenzen zu hüllen* und wiederholten unaufhörlich, der gordische Knoten liege zwischen Petersburg und Konstantinopel und man müsse nach Norden blicken.

Während sie aber mit der einen Hand die ägyptische Frage so viel wie möglich verhüllten, legten sie vermöge einer verhängnißvollen Inconsequenz mit der andern Hand die Grundlage zu einer gemeinschaftlichen europäischen Uebereinkunft, in welcher diese Frage nothwendiger Weise gegen sie entschieden werden mußte. So erließ der Marschall Soult am 17. Juli (1839) indem er auf die von England ergriffene Initiative antwortete, folgende Erklärung:

„Alle Kabinette wollen die Integrität und Unabhängigkeit der osmanischen Monarchie unter der gegenwärtig regierenden Dynastie, alle sind geneigt, ihre Mittel und ihren Einfluß aufzubieten, um die Aufrechterhaltung dieses wesentlichen Elements des europäischen Gleichgewichts zu sichern, und sie würden keinen Anstand nehmen, sich gegen jede Kombination zu erklären, durch welche dasselbe verletzt werden würde. Da eine solche Uebereinstimmung der Empfindungen und der Entschlüsse hinreichen muß, wenn dieselben nicht mehr bezweifelt werden können, nicht nur um jedem diesem großen Interesse entgegengesetzten Versuche vorzubeugen, sondern auch um Besorgnisse zu zerstreuen, welche vermöge der Aufregung der Gemüther, die sie hervorrufen könnten, den Charakter einer wahrhaften Gefahr haben würden, so ist die Regierung des Königs der Ansicht, daß die Kabinette etwas Wichtiges für die Befestigung des Friedens thun würden, wenn sie in schriftlichen Dokumenten, welche bald eine mehr oder weniger voll-

* Man lese in der vorher citirten Sammlung die Depesche des Marschalls Soult vom 15. Juni 1839.

ständige Oeffentlichkeit erlangen würden, nur Auseinandersetzung der von mir angedeuteten Absichten geben wollten."

In dieser berühmten Erklärung war jedes Wort ein Fehler. Allerdings wurde das Wort Syrien hier nicht genannt, aber was that das, da man „die Integrität und Unabhängigkeit der osmanischen Monarchie" als „ein wesentliches Element des europäischen Gleichgewichts" betrachtete? Wurden nicht dadurch die russische und die ägyptische Frage aufs engste mit einander verbunden? Und wenn man unter solchen Umständen eine europäische Uebereinkunft hervorrief, unterwarf man sich dann nicht zum Voraus den Entscheidungen eines politischen Concils, in welchem Frankreich hinsichtlich der ägyptischen Frage allein zu stehen fürchten mußte? Setzte es sich dadurch nicht der Gefahr aus, von England, Oesterreich, Preußen, Rußland die Erklärung zu vernehmen, daß die Herrschaft Mehmed's in Syrien eine Kombination sei, welche das europäische Gleichgewicht störe.

Selbst die Verschweigungen der Minister vom 12. Mai waren, wenn sie mit ihren Handlungen zusammengehalten wurden, ein Fehler. Denn wenn auch sie sich nicht über Syrien aussprachen, so sprach sich doch Lord Palmerston auf eine sehr peremtorische Weise darüber aus und rief den Mächten unaufhörlich zu: „die Integrität des osmanischen Reichs besteht in der Vertreibung Mehmed Ali's aus Syrien." Aber es war natürlich, daß die Ansicht der britischen Regierung, welche sich überall auf eine energische und gewichtige Weise geltend machte, über die Ansicht der französischen Regierung, welche sich halb verbarg, den Sieg davontragen mußte. So kam es.

Als Herr von Metternich eine europäische Uebereinkunft vorschlug, hatte er nur die Absicht gehabt, die Türkei den russischen Uebergriffen zu entziehen, indem er sie in den Bereich der Wiener Traktate hineinzog, von denen er sie zu seinem jetzigen Bedauern im Jahre 1815 ausgeschlossen hatte. Als er aber sah, mit welcher Heftigkeit England den Vicekönig verfolgte, welchem Frankreich nur einen schweigenden Schutz bewilligte, trug er kein Bedenken, sich dem Hasse Lord Palmerston's anzuschließen, da ihm dieß den doppelten Vortheil gewährte, daß er in Mehmed Ali den Geist der Neuerung züchtigen und die beiden Staaten, deren Bündniß das Jahr 1830 zu Stande gebracht hatte, veruneinigen konnte.

Rußlands Entscheidung wurde durch entsprechende Gründe bestimmt.

Während das Kabinet der Tuilerien sich mit Stolz als den Beförderer einer europäischen Uebereinkunft betrachtete, fing seine Stellung an, zu vereinsamen.

So weit waren die Sachen gekommen, als die Nachricht von der Schlacht bei Nesib sich in Europa verbreitete. Das war ein Donnerschlag für Lord Palmerston. Nesib störte seine Pläne; indem Ibrahim durch diese Schlacht auf die Straße nach Konstantinopel getrieben wurde, konnte die Gegenwart der Russen daselbst nothwendig unvermeidlich werden; wenn der Taurus überschritten wurde, so war England gezwungen, aufs Schnellste mit uns zu brechen und sich mit uns gegen dasselbe zu verbinden. Welche herrliche Gelegenheit für Frankreich, wenn es damals den Engländern sagen konnte: „die Gefahr ist ungeheuer; ist es, um sie zu beschwören, nöthig, daß wir unsere Flaggen und unsere Schwerter vereinigen? Ich bin dazu bereit, aber unter der Bedingung, daß die Pforte und der Sieger von Nesib sich direkt und frei unter einander verständigen können. Eure Sache ist es, die Folgen vorauszusehen!“ Was hätte Lord Palmerston auf eine solche Sprache antworten können? Hätte er, um das Vergnügen zu haben, eine direkte, dem Pascha von Aegypten günstige Abkunft zu verhüten, Konstantinopel der doppelten Bedrängniß aussetzen wollen, mit welcher ihm der Anmarsch der Aegypter und die russische Flotte drohten? Das wäre Wahnsinn gewesen. Und hätte er denselben begehen wollen, so würde doch England nie seine Zustimmung gegeben haben. Denn die Politik Lord Palmerston's stieß selbst in dem Kabinette, dem er angehörte, auf Widerspruch, und dem Volke war mehr daran gelegen, den Bosporus Rußland zu entziehen, als Syrien Mehmed Ali zu entreißen. Hätte also nicht die französische Regierung, als sie den Sieg Ibrahim's voraussah, den Taurus als Gränze gesetzt, so wäre eine direkte Abkunft durch die Lage der Sachen herbeigeführt worden; und die Politik Frankreichs, seine Interessen, seine Sympathien, sein Einfluß im mittelländischen Meere wurden dem Siege als Dolmetscher übergeben.

Aber die französische Regierung verirrte sich immer mehr auf der traurigen Bahn ihrer Thorheiten. Wer sollte es glauben? Nach der Schlacht bei Nesib hatte der Marschall Soult nichts Angelegentlicheres zu thun als Lord Granville, dem englischen Gesandten, zu erklären*: „daß nach den Ansichten der französischen Regierung die

* Man sehe in der erwähnten Sammlung die Depesche Lord Granville's an Lord Palmerston vom 29. Juli 1839.

Niederlage der türkischen Armee keinen Einfluß auf das Benehmen der fünf Mächte haben dürfe; daß in einem Augenblicke, wo die Rathgeber des Sultans durch die Furcht gelähmt wären, oder verrätherischer Weise ihre Interessen auf Kosten ihres Herrn durchzusetzen suchten, alle zwischen dem Pascha und der Pforte getroffenen Abschlüsse als nichtig angesehen werden müßten, und daß eine derartige Erklärung Mehmed Ali übergeben werden solle."

Das Maaß war voll; man war so weit gekommen, daß man die Sprache Lord Palmerston's sprach.

Allerdings ging außer der Depesche Lord Granville's, welche die Aeußerungen des Marschalls Soult berichtete, noch eine an Herrn von Bourquenay gerichtete Depesche nach London ab, welche besagte, daß das Resultat der Schlacht bei Nesib das Loos Mehmed's in etwas bessern müsse.

Welches Geheimniß barg ein so ungeheurer Widerspruch? War der wahre Gedanke des Kabinets der Tuilerien in der von Lord Granville berichteten Unterhaltung oder in der Depesche an Herrn von Bourquenay enthalten? Der englische Gesandte erhielt den Befehl, diese Thatsache aufzuklären und der Marschall Soult antwortete: „er nehme nichts von seinen Aeußerungen zurück und werde fortwährend jede direkte Abkunft zwischen dem Pascha und dem Sultan als nicht erfolgt betrachten." Einerseits war der Marschall Soult der Mann des Königs, andererseits war es bekannt, daß er die Depeschen nur der Form wegen und oft, ohne sie zu lesen, unterzeichnete. Man darf also annehmen, daß die Unterhaltung die Ansicht des Königs und die Depesche die der Minister aussprach. Aber Lord Palmerston war nicht verpflichtet, sich um die Beobachtung des constitutionellen Systems in Frankreich zu kümmern. Er bemächtigte sich der Aeußerung, welche der Conseils-Präsident zweimal ausgesprochen hatte und schrieb eiligst nach Wien, Berlin, Konstantinopel, Petersburg, „daß die Schlacht bei Nesib kein Gewicht in die Waagschaale lege, und daß die Ansicht der fünf Mächte darüber einstimmig sei."

Je mehr aber die französische Regierung bei ihren Fehlern beharrte, desto mehr Gelegenheit, sie wieder gut zu machen, schien ihr das Glück zu bieten.

Kaum hatte Mahmud die Augen geschlossen, als der Ehrgeiz sich auch in der Umgebung des Sultans regte. Abdul-Medschid, sein Nachfolger, war ein anmuthiges und schwaches Kind; seine Gunst

fiel denen zu, welche im Besitz der dunkeln Wege waren, die zu ihm führten und die ihn zuerst durch ihre eiligen Huldigungen entzückten. Bei der Vertheilung der höheren Stellen erhielt Halil den Titel eines Seriaskers und Chosrew Pascha die Würde des Großwesirs: Halil war ein schwacher, ein eingebildeter Mensch, den Mahmud zu seinem Schwiegersohn gemacht hatte, weil er einen mittelmäßigen Menschen haben wollte; eine Gesandtschaft nach Petersburg hatte ihn den Neuerungen günstig gestimmt, über welche sich Rußland freute, weil sie die Türkei für das russische Joch vorbereiteten. Chosrew war ein thätiger Greis, eine unversöhnliche und wachsame Natur, welche in die Intriguen und in die Geschäfte eingeweiht war, war Eiferer der Reform, welche er, wie man ihn beschuldigte, durch geheimnißvolle und blutige Handlungen unterstützt hatte, er war mit einem Worte fähig, das Reich zu vertheidigen, wenn dazu im Dunkeln geführte Streiche genügten. Die Zukunft der besiegten Türkei beruhte also auf einem unfähigen Menschen und auf einem übel berüchtigten Minister.

Das war noch nicht Alles. Halil und Chosrew waren die Feinde Achmed Fewzi Pascha's, welcher die Flotte kommandirte. Achmed, ein Günstling Mahmud's — und in einem despotischen Staate war dieß sein größtes Verdienst — verlor Alles mit seinem Herrn. Er erschrak, als er Chosrew an der Spitze des Reichs erblickte. Er glaubte, er sei dem Tode verfallen, wenn er treu bliebe; verführt von der Furcht, vom Hasse, von gemeiner Hoffnung, vom blendenden Glücke Mahmud's, verließ er mit der Flotte, den Verrath im Herzen tragend, die Dardanellen. Aber in der Nähe stationirte der Admiral Lalande an der Spitze eines kleinen Geschwaders, welches zu einem Kampfe zu schwach, aber stark genug war, um Achtung fordern zu können, da der Name Frankreichs mit ihm war. Das erwartete Zusammentreffen fand statt, und der französische Admiral mußte deshalb getäuscht werden. Achmed detaschirte also auf einem Dampfboote Osman, Contre-Admiral der türkischen Flotte und Mitwisser des Abfalls. Osman behauptete, Mahmud sei von Halil und Chosrew vergiftet worden und Halil und Chosrew hätten sich der Gewalt bemächtigt, um Konstantinopel den Russen zu überliefern; unter solchen Umständen habe der Kapudan-Pascha es für seine Pflicht gehalten, den Frieden aufzusuchen, und er sei mit der Flotte aufgebrochen, um mit Mehmed Ali Unterhandlungen anzuknüpfen. Vielleicht hätte sich der Admiral Lalande mit Mißtrauen waffnen

sollen; vielleicht würde er klug gehandelt haben, wenn er beim französischen Gesandten in Konstantinopel Erkundigungen eingezogen und die Flotte bis zum Eingange der Antwort aufgehalten hätte. Aber seine Instruktionen befahlen ihm, den Krieg nnd nicht den Frieden zu hindern; und wenn er die Hypothese eines Verraths nicht annahm, so findet er in seiner Redlichkeit seine Lossprechung. Achmed schiffte weiter.

Für Mehmed Ali war es ein unvergleichlicher Tag, als Angesichts einer zahllosen Menge, welche der Glanz und die Sonderbarkeit des Schauspiels herbeigelockt hatte, die türkische Flotte sich im Hafen von Alexandrien mit der ägyptischen vereinigte. Was fehlte wohl nun noch zum Glücke des Vicekönigs? Schlag auf Schlag hatte sein Sohn einen bedeutenden Sieg erfochten, war sein Feind vor Verzweiflung gestorben, und jetzt eröffneten ihm acht Linienschiffe, zwölf Fregatten und zwei Briggs, welche sich mit seiner eigenen Flotte vereinigt hatte, die Wege des Meeres. Seine Freude war imposant wie sein Schicksal. Freudestrahlend, aber ruhig erstickte er die Schande Achmed's, welcher sich bis zur Erde neigte, in einer väterlichen Umarmung; sodann wendete er sich zu den türkischen Offizieren, rührte sie durch Worte der Eintracht und ließ sie hoffen, daß durch seine Macht die große Einheit des Reichs wieder aufleben werde.

Jetzt ist's geschehen, der Glücksstern des Vicekönigs siegt; die Türkei hat durch den Abfall der Flotte ihre letzte Hülfsquelle verloren; Nachgiebigkeit ist jetzt unvermeidlich, und der Divan ergiebt sich darein. Mehmed Ali hat die Bedingungen des Friedens diktirt, man nimmt sie an; man bewilligt ihm die Erblichkeit Aegyptens und Syriens; Hadschi Saib Effendi und Tekif Effendi werden abgesendet, um ihm das erwünschte Unterpfand der Aussöhnung zu überbringen. Also schien die Vorsicht die direkte Abkunft, welche die französische Regierung vermeiden wollte und vermieden hatte, ihr durch eine besondere Gunst in ihrem Interesse und wider ihren Willen aufzuzwingen.

Die beiden bezeichneten Personen schickten sich zur Abreise an, als der österreichische Internuntius, Herr von Stürmer, eine Depesche empfing, die ihm im Namen und den Absichten der fünf Mächte gemäß anbefahl, gegen die direkte Abkunft das Veto Europa's einzulegen. Kläglicher und wahrhaft unbegreiflicher Weise trug der französische Gesandte am meisten zur Beseitigung der Lösung bei, welche den Krieg zu Gunsten des Schützlings Frankreichs beendet

haben würde; der Admiral entwarf in Uebereinstimmung mit Herrn von Stürmer am 27. Juli (1839) eine Note, welche hierauf durch den Internuntius Lord Ponsonby, Herrn von Butenieff und Herrn von Königsmark zur Unterzeichnung vorgelegt wurde. Diese berühmte Note lautet folgendermaaßen:

„Die fünf unterzeichneten Gesandten wünschen sich, den von ihren Höfen erhaltenen Instruktionen gemäß, Glück, daß sie den Ministern der hohen Pforte anzeigen können, daß die Uebereinstimmung der fünf Mächte hinsichtlich der orientalischen Frage sicher ist, und sie ersuchen die hohe Pforte in Erwartung der Früchte ihrer friedlichen Gesinnungen durchaus nichts definitiv und ohne ihre Mitwirkung zu entscheiden."

Wie soll man das Entzücken Lord Ponsonby's beschreiben? Jetzt wurde ihm die Revanche für Nezib geboten und zwar eine so glänzende, wie er sie nie geträumt hatte! Er unterzeichnete. Herr von Butenieff hatte bei Weitem nicht dieselben Gründe der Zufriedenheit; denn wenn die Note vom 27. Juli auch die künftige Erniedrigung des Pascha's enthielt, so führte sie doch andererseits zur Vernichtung des Traktats von Unkiar-Skelessi. Was sollte er aber thun? Eine Weigerung würde Europa die geheimen ehrgeizigen Gedanken Rußlands verrathen haben. Ueberdieß hatte Herr von Metternich kein Bedenken getragen, sich für die Beistimmung des Kaisers Nikolaus zu verbürgen. Herr von Butenieff unterzeichnete also und Herr von Königsmark ebenfalls. Die Türkei wurde für minderjährig erklärt und Europa übernahm die Vormundschaft.

Wären die Mächte durch ein erhabenes Gefühl der Gerechtigkeit und des Rechts verbunden worden, so wäre ihre Kollektiv-Intervention im Orient eine großartige Thatsache gewesen. Aber selbst in den Verhältnissen, auf welche sie durch den Egoismus der Höfe uud ihre elenden Eifersüchteleien beschränkt wurde, war sie doch darin groß, daß sie eine unwillkürliche Huldigung des Prinzips der menschlichen gegenseitigen Verbindlichkeit war. Aber es ist nichtsdestoweniger wahr, daß vom französischen Gesichtspunkte aus, welcher der der Civilisation und der der Freiheit ist, die Note vom 27. Juli ein Fehler und ein Unglück war.

Soll man den Tadel auf den Admiral Roussin fallen lassen? Das wäre ungerecht. Er hatte nur dem Geiste seiner Instruktionen gehorcht. Nur hatte er, der Feind des Pascha's, wo ein Anderer sich bedacht haben würde, sich nicht bedacht.

Die Note vom 27. Juli wurde in Petersburg mit Unmuth und fast mit Zorn aufgenommen. Der Kaiser fand es sonderbar und unschicklich, daß Herr von Metternich, ohne ihn zu fragen, sich für ihn verbürgt und Rußlands Unterschrift für ein Aktenstück in Anspruch genommen hatte, welches implicite die Tendenz hatte, die Türkei der Schutzherrlichkeit Rußlands zu entziehen. Der Kaiser, welcher nicht gewohnt war, seine Unzufriedenheit zu verheimlichen, äußerte sich gegen Herrn von Fiquelmont, den österreichischen Gesandten in Petersburg mit autokratischer Heftigkeit. Und Herr von Nesselrode schrieb an Herrn von Medem: „Der Kaiser verzweifelt keinesweges an dem Heil der Pforte, vorausgesetzt, daß die europäischen Mächte Ruhe derselben schonen und sie nicht durch unzeitige Aufregung erschüttern, während sie sie befestigen wollen.“ Er sagte auch zum französischen Gesandten: „Uns liegt wenig daran, ob der Pascha ein Stück Syrien mehr oder weniger erhält; unsere einzige Bedingung ist, daß die Pforte ihre Einwilligung frei gebe.“ Endlich meldete er Herrn von Butenieff: „Wir dürfen und können uns nicht zu Schiedsrichtern über Sachen aufwerfen, welche ein so großes Interesse für die Pforte haben: ihre Sache ist es, zu entscheiden. Der Kaiser giebt Ihnen jede Vollmacht, um in Uebereinstimmung mit Ihren Kollegen den Weg zu einer friedlichen Abkunft zwischen der Pforte und Aegypten unter der Voraussetzung der freien Einwilligung des Sultans zu bahnen.“ Es war unmöglich, die Note vom 27. Juli bestimmter zu verläugnen.

Auf eine solche Verläugnung war Herr von Metternich nicht gefaßt. Seine Eitelkeit hatte sich mit der Hoffnung einer baldigen Konferenz geschmeichelt, wo unter dem Schutze seiner Erfahrung das Problem, welches die Qual der Diplomatie bildete, gelöst werden würde. Die Haltung Rußlands kränkte und beunruhigte ihn. Er wurde krank. War die Krankheit ein Spiel? Verschwand er für einen Augenblick vom Schauplatze, um den Verlegenheiten einer Entscheidung zu entgehen, welche seine Ansicht zum zweitenmale täuschen konnte? Die französischen Minister glaubten es.

Wenn diese die Note vom 27. Juli nicht unbedingt billigten, so war es nicht deshalb, weil sie die direkte Abkunft hinderte, sondern weil sie die Türkei zu vollständig von den Berathungen ausschloß. Denn Passy und seine Kollegen wünschten eben so lebhaft wie Herr von Metternich, die Türkei in das 1815 begründete Staatsrecht aufzunehmen.

Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß Lord Palmerston triumphirte. Die Note vom 27. Juli gab ihm die Beute wieder, deren Verlust er einen Augenblick fürchten mußte. Er überschritt jetzt jedes Maaß. Am 1. August (1839) schlug er der französischen Regierung vor, von Mehmed Ali die Rückgabe der türkischen Flotte zu fordern, und wenn er sich weigere, die ägyptische aufzubringen: ein brutaler Vorschlag, welchen die französischen Minister dießmal mit vieler Kraft, Vernunft und Würde zurückwiesen*.

Lord Palmerston war tief verletzt, verlor aber nicht den Muth. Er bestand auf der Annahme gewisser Zwangsmaaßregeln, welche nöthigenfalls den Widerstand des Vicekönigs brechen sollten; wohlgefällig legte er das Programm derselben dar: man hätte die Meer-Kommunikation zwischen Syrien nnd Aegypten unterbrochen, man hätte die Häfen beider Provinzen blokirt, die unter ägyptischer Flagge segelnden Schiffe wären aufgebracht worden, Candia wäre dem Vicekönig abgenommen und dem Sultan zurückgegeben worden!

Statt nun ebenfalls die Fahne ihrer Politik aufzustecken, schwankte die französische Regierung; sie nahm zu schlaffer Thatlosigkeit ihre Zuflucht; sie verbrachte die Zeit damit, daß sie die vorgeschlagenen Zwangsmaaßregeln erörterte. Was sage ich? Mit kindischer Heuchelei, welche Niemand täuschen konnte, erklärte sie sogar: „Frankreich nehme kein Interesse am Pascha; die Abkunft, welche ihm Syrien nehme, würde die beste sein, wenn hinreichende Zwangsmittel vorhanden wären.“

Für Lord Palmerston waren so unbesonnene Worte nicht verloren. Er drängte zum Abschlusse, da er wohl wußte, doß das Kabinet der Tuilerien ihm nicht folgen werde; bald zerriß er alle Schleier und schrieb an Herrn Bulwer in Paris, an Lord Hamilton in Berlin, an Lord Beauvale in Wien, an Lord Clanricarde in Petersburg, der Augenblick zum Handeln gegen den Pascha sei gekommen, man müsse einen Entschluß fassen und die Macht, welche nicht mit vorwärts gehen wolle, auf dem Wege zurücklassen.

Rußland verstand diese Sprache nur zu gut. Es sah, daß Frankreich und England auf dem Punkte standen, mit einander zu brechen und augenblicklich änderte es seine orientalische Politik hinsichtlich Mehmed Ali's und des Sultans. Die Gelegenheit, das englisch-französische Bündniß aufzulösen, war für den Kaiser von

* Depesche des Marschalls Soult an Herrn von Bourquenay vom 6. August 1839.

Rußland ein unerwartetes Glück; der Vortheil, es zu ergreifen, war ungeheuer; Herr von Brunnow wurde nach London gesendet, wo er am 15. September (1839) anlangte.

Die Vorschläge Herrn von Brunnow's besagten, daß Rußland auf die Absichten England's eingehe und sich verpflichte, sie zu unterstützen; wenn aber Ibrahim vorrücken würde, so sollte Rußland es übernehmen, den bedrohten Sultan zu beschützen, während die verbündeten Flotten an den Küsten Syriens und Aegyptens operiren würden. Dieß hieß zu Lord Palmerston sagen: „Ueberlaßt uns Konstantinopel und wir überlassen Euch Alexandrien." Wie ungeheuerlich nun auch dieser Vorschlag sein mochte, so trat ihm doch Lord Palmerston bei. Aber die französischen Minister, welche Nachricht erhielten, protestirten energisch gegen eine so scandalöse Bestätigung des Traktats von Unkiar-Skelessi. „Nie," schrieben sie, „wird mit unserer Zustimmung ein fremdes Kriegsgeschwader vor Konstantinopel ohne das unsrige erscheinen*." Andererseits wollten auch die Kollegen Lord Palmerston's, die nicht so heftig wie er waren, sich nicht dazu fortreißen lassen. Das britische Kabinet beantragte demgemäß in Form eines Amendements, daß, wenn der Marsch Ibrahims die russischen Schiffe in den Bosporus führe, einige verbündete Schiffe in die Dardanellen einfahren könnten. Herr von Brunnow nahm das Amendement ad referendum an und kehrte nach Petersburg zurück, um eine definitive Antwort zu holen.

Jetzt erst beschlossen die französischen Minister ihr letztes Wort zu sagen. Am 13. September (1839) ernannten sie Herrn von Pontois an des Admirals Roussin Stelle zum Gesandten in Konstantinopel, welcher letztere dem Vicekönige bekanntlich nicht günstig gewesen war, und am 21. September theilten sie ihren Plan Europa mit; derselbe bestand darin, daß Mehmed Ali den erblichen Besitz von Aegypten, Syrien, Arabien und den lebenslänglichen der Insel Kandia erhielte.

Zum größten Unglück wurde der Erfolg der von den französischen Ministern angenommen Politik durch den eigenen Gesandten in London, welcher das beharrliche Werkzeug einer geheimen Politik war, bekämpft. Denn während das Ministerium vom 12. Mai seinen Plan veröffentlichte, legte der General Sebastiani in einer offiziellen Zusammenkunft, in welcher er als Gesandter sprach, Lord Palmerston

* Depesche des Marschalls Soult an den General Sebastiani vom 12. September 1839.

folgendes System vor: Syrien sollte durch eine in der Gegend von Beyrut oder Damaskus von Westen nach Osten gezogene Linie in zwei Theile getheilt werden; den nördlichen Theil sollte der Sultan, den südlichen der Pascha erhalten. Der General Sebastiani fügte hinzu: wenn England dieser Anordnung beitrete, so wolle Frankreich zu den Zwangsmaaßregeln mitwirken. Groß mußte das Erstaunen des englischen Ministers sein, als er von Paris Depeschen erhielt, welche den französischen Ministern ganz andere als die vom Gesandten dargelegten Pläne zuschrieben. Lord Palmerston schrieb an Herrn Bulwer und erhielt den Beweis, daß der General Sebastiani nicht der Gesandte eines Kabinets, sondern eines Mannes sei*. Eine solche Ueberzeugung konnte die Unverschämtheit des englischen Ministers nur steigern. Da er gegen Louis Philipp von einem Hasse beseelt war, welcher gern die Form der Geringschätzung annahm, so wiederholte er unaufhörlich, der König der Franzosen werde nie einen kraftvollen Entschluß fassen, und so lange ein solcher Monarch die Angelegenheiten des Landes leite, dürfe man Alles wagen.

Um sich indeß mit dem Scheine der Mäßigung zu schmücken, hatte Lord Palmerston ein letztes Anerbieten gemacht: er hatte vorgeschlagen, dem Vicekönige außer Aegypten den erblichen Besitz des Paschaliks Acre mit Ausnahme der Festungswerke zu bewilligen. Das französische Ministerium fand diese Concession natürlich unzulänglich, und Lord Palmerston antwortete nun mit beleidigender Trockenheit: „die Concession ist jetzt zurückgenommen."

Unterdessen erfuhr man, daß die russische Regierung das Amendement angenommen habe, welches ihr Herr von Brunnow überbracht hatte. Was lag in der That der russischen Regierung daran, ob nach dem Ausdruck Herrn von Nesselrode's der Pascha ein größeres

* Später fand Lord Palmerston in dem Vorschlage des Generals Sebastiani einen Vorwand, um die französische Politik der Unstätigkeit zu beschuldigen. Als Guizot ihm bemerklich machte, daß der General wahrscheinlich aus eignem Antriebe und ohne höhere Genehmigung gesprochen habe, da sich in den Archiven der französischen Gesandtschaft keine Spur von dem fraglichen Plane fände, antwortete Lord Palmerston: „Es sei bekannt, daß der General Sebastiani direkte und vertrauliche Mittheilungen mit dem Könige unterhalte und wenn sich auch keine Spur von diesem Plane in den öffentlichen Archiven der französischen Gesandtschaft fände, so wurde das doch noch kein gultiger Beweis sein, daß der Gesandte ohne höhere Genehmigung gesprochen habe."

Der mit Anführungszeichen eingeklammerte Satz findet sich in einer Depesche Lord Palmerston's an Herrn Bulwer vom 22. Juli 1840. Man sehe die: Correspondence relative etc.

oder kleineres Stück von Syrien erhielt? Was lag ihr daran, ob der Traktat von Unkiar=Skelessi durch eine augenblickliche Zulassung der St. Georgs=Flagge im Marmora=Meere eine leichte Verletzung erhielt, wenn unter dieser Bedingung Frankreich gedemüthigt und von seinem Bundesgenossen getrennt wurde; wenn unter dieser Bedingung eifersüchtige Bitterkeit für lange, vielleicht für immer die beiden Kabinette trennte, deren Einigkeit die nordischen Höfe so sehr gefürchtet hatten?!

Es war also ein Bund gegen Frankreich gestiftet: man lud Oesterreich und Preußen zu demselben ein, und sie beeilten sich, ihm beizutreten. Herr von Fiquelmont, der während der Krankheit des Fürsten Metternich die Geschäfte in Wien leitete, hatte sich einen Augenblick in Uebereinstimmung mit der französischen Regierung gezeigt; aber die Depesche, welche die Zustimmung Herrn von Fiquelmont's zu den Ansichten der französischen Minister aussprach, nahm ihren Weg über Johannisberg, wo Herr von Metternich sie anhielt und zerriß. Frankreich blieb also den großen Höfen gegenüber, die es selbst vereinigt hatte, isolirt!

Kaum bemerkten dieß die französischen Minister im Taumel ihrer Verblendung. Da sie glaubten, daß das Spiel noch gewonnen werden könne, so schickten sie Guizot an der Stelle Sebastiani's nach London, da der Letztere dem Viceköuige ebenso feindlich war, wie der Admiral Roussin; und sie forderten auch jetzt für Mehmed Ali den erblichen Besitz Syriens und Aegyptens. Aber England fühlte, daß es das Terrain unwiderruflich beherrsche. Um die Intervention der vier verbündeten Mächte besser zu beschönigen, wünschte es, daß der Sultan zu dem abzuschließenden Vertrage hinzugezogen würde und daß die Unterhandlungen bis zur Ankunft des türkischen Bevollmächtigten ausgesetzt blieben.

Indeß hatte das Jahr 1840 begonnen; die französischen Kammern hatten sich versammelt und die Verhandlungen ganz Europa's wurden ihnen von Neuem vorgelegt. Die Erörterung war glänzend und lebendig; aber sie weckte nur den schon beschriebenen Kampf wieder auf, ohne ihn verjüngen zu können. Man kämpfte mit erschöpften Gründen für oder gegen schon bekannte Systeme. Nur Thiers hielt eine Rede, welche geeignet war, die Entwickelung der Dinge zu ändern. Thiers war Mehmed Ali gerade nicht feindlich, aber es ärgerte ihn, daß derselbe dem Bündnisse mit England hinderlich wurde. Wie vortheilhaft er es auch erachtete, ihn zu schützen,

so schien ihm doch der Gewinn geringer als die Gefahr. Andererseits hatte sich die öffentliche Meinung in Frankreich mit einem fast enthusiastischen Aufschwunge für Mehmed Ali erklärt, und Thiers war seit einiger Zeit sehr besorgt um seine Popularität. Daraus ist seine Rede zu erklären, die einen doppelten Sinn hatte. Thiers läugnete nicht, daß man dem Vicekönige zu Hülfe kommen und ihm das erhalten müsse, was er durch seine Arbeiten und seine Siege erworben. Er analysirte in richtigen und glänzenden Ausdrücken die verschiedenen Fehler, welche die Minister begangen, er beklagte die Quelle derselben; er gab die Mittel an, welche seiner Meinung nach geeignet waren, die Folgen derselben zu verhüten. Hierauf ging er zu der Frage des englischen Bündnisses über und sagte: „Ich bin ein Anhänger des englischen Bündnisses, Anhänger, wie ein Mann es ist, der nie den Stolz seines Landes vergißt. Nein, ich kann noch nicht auf das schöne und edle Bündniß verzichten, welches nicht nur auf die materielle Macht, sondern auch auf die moralische Macht der Prinzipien gegründet ist. Denn wenn wir mit England sind, so brauchen wir unsere Fahne nicht zu verbergen. Wenn wir mit England einig sind, so können wir unsere beiden Fahnen erheben; sie führen die Devise: gemäßigte Freiheit und Friede der Welt. — — Und worauf stützt man sich, um das englische Bündniß zu bekämpfen? Erlauben sie mir, dieß in zwei Worten zu sagen. Die französische Demokratie hat während unserer Revolution bald mit einem blutigen Comité an der Spitze, bald mit einem großen Manne explodirt. Sie hat die Welt in Erstaunen, aber auch in Schrecken gesetzt, und sie hat, wie es immer geht, wenn die Freiheit erschrecklich ist, den Feinden der Freiheit eine ungeheure Macht gegeben. Wer hat den Kampf ausgehalten, zu welchem die französische Demokratie herausgefordert hatte? Natürlich die mächtigste, die reichste, die geschickteste aller Aristokratien. Die Aristokratie fand auch einen großen Mann, Pitt; die englische Aristokratie hat für Rechnung der erschreckten Welt mit einem großen Manne an ihrer Spitze gegen die französische Demokratie und ihren großen Mann gekämpft. Der Kampf ist hitzig gewesen. Napoleon hat oft gesagt: „Es liegt ein Irrthum in meinem Leben, ein Irrthum, der England und mir gemeinsam ist: wir könnten Verbündete sein und der Welt viel Gutes erweisen; ich hätte es gekonnt, wenn Fox Minister geblieben wäre." Was bedeutet dieß wohl anders, als daß die englische Aristokratie den Kampf gegen Napoleon ausgehalten hat? Diese Prinzipienfrage

barg auch ein ungeheures Interesse in sich. Frankreich hatte nicht darauf verzichtet, eine See- und Colonialmacht ersten Ranges zu sein; es hatte noch nicht auf den glänzenden Traum der überseeischen Besitzungen verzichtet; es hatte Louisiana, St. Domingo haben wollen, und hatte selbst eine mehr glänzende als gediegene Expedition nach Aegypten unternommen, deren eingestandener Zweck war, die Engländer in Indien zu bedrohen. Wozu brauchten wir unsere damalige Macht? Um alle Marinen Europa's unter unserer Flagge zu vereinigen. Das waren Gründe genug zu einem hartnäckigen Kampfe. Aber leider ist von dem Allen nichts mehr vorhanden. Die gemäßigte Revolution beherrscht Frankreich. Der Kampf der Interessen ist eben so unmöglich, wie der Kampf der Prinzipien. Frankreich ist sich klar geworden über den wahren Weg zu seiner Größe. Wer denkt unter uns noch an ferne Besitzungen? Der Geist der Franzosen hat sich geändert und Alle sehen ein, daß die Franzosen ihre wahre Größe auf dem Continent suchen müssen."

Thiers täuschte sich nicht, wenn er behauptete, Frankreich könne nur unter der Bedingung, daß es an seinen Ufern gelagert bleibe, das Bündniß mit England bewahren. Aber mit welchem Grunde verurtheilte er sein Land zu dieser demüthigen und schmachvollen Stellung? Frankreich, welches sich an den Ocean und an das mittelländische Meer lehnt, ist eine maritime Nation. Frankreich, das mit kosmopolitischem Geiste begabt ist, ist von Gott zur Herrschaft der See berufen worden. Es handelt sich um die Erfüllung seines geschichtlichen Berufs; es handelt sich um seine Existenz als Macht ersten Ranges, denn nach dem Ausspruche des Themistokles sind Schiffe die besten Festungen. Und wie sah Thiers, der die Aufrechterhaltung der Konkurrenz in unserm Lande wollte, nicht ein, daß das über alles Maaß produzirende Bürgerthum Abzugskanäle, Comtoire, Consumenten in fremden Ländern, neue Märkte brauchte, und daß, wenn nicht eine tiefe, nicht zu berechnende Revolution vor sich ginge, wir den Ocean besitzen oder untergehen müßten?

Aber die Mittelklasse war im Allgemeinen zu wenig aufgeklärt, um einzusehen, wie sehr es dem dargelegten System an Tiefe und Umsicht fehlte. Sie applaudirte; der Constitutionnel nannte die Rede von Thiers eine M i n i s t e r - R e d e. Und in der That hatte Thiers seine Kandidatur auf der Tribüne aufgestellt.

Dieß war die Lage, als ein leichtsinnig hervorgerufenes Votum der Kammer die Minister stürzte.

Gewiß war nie ein König von Frankreich vom Geschicke unter so großen Ereignissen auf einen so großartigen Schauplatz berufen worden. Die Rettung eines großen Volks aus Stürmen, die Vereitlung oder Erstickung glühendes Hasses, die Beschützung des Abendlandes, die Beruhigung des Morgenlandes stellte sich ihm als Aufgabe dar. Und war wohl eine andere so geeignet, die Aufmerksamkeit eines Staatsoberhaupts zu fesseln? Aber inmitten solcher Verwickelungen, welche Europa in Spannung erhielten und von denen vielleicht das Schicksal der Welt abhing, verfolgte Louis Philipp aufmerksam die Dotation seines Sohnes. Nicht etwa, als ob ihm unbekannt gewesen wäre, wie lästig die Geldforderungen einer bürgerlichen Kammer seien. Aber er hoffte durch Ausdauer zu siegen. Was wagte er dabei? Die moralische Schwächung der Monarchie? Sein Charakter befähigte ihn nicht, ferne Resultate in Anschlag zu bringen. Den Sturz des Kabinets? Es war ihm wenig daran gelegen, seitdem ihm die Abberufung Sebastiani's die Unabhängigkeitsregungen der Minister enthüllt hatte. Uebrigens war Passy's Stolz leicht aufzuregen; Teste schien aus seiner geächteten Jugend einen gewissen Liberalismus bewahrt zu haben; dieß war genug für den König, um sie der Aussicht einer reichen Dotation des Herzogs von Nemours zu opfern.

Das Kabinet glaubte den Wünschen des königlichen Familienvaters nicht widerstehen zu dürfen. Das war sein Untergang. Kaum erhielt das Publikum Wind von der Forderung einer jährlichen Rente von 500,000 Frs. für den Herzog von Nemours, ungerechnet die 500,000 Frs. für die Kosten seiner Vermählung mit der Prinzessin von Sachsen-Coburg, als auch die öffentliche Meinung sich dagegen erhob. War denn der König so arm, daß er seine Söhne nicht selbst ausstatten konnte? Wo würde hier das Ende zu finden sein? Nach dem Herzoge von Orleans war der Herzog von Nemours gekommen, nach dem Herzoge von Nemours würden der Prinz von Joinville, der Herzog von Aumale und der Herzog von Montpensier kommen. Ein Hof kostete wirklich zu viel. War die Privatdomaine vielleicht unzureichend? Der Beweis hierüber war noch zu liefern. Warum hatte man die Privatdomaine nicht nach dem alten Gebrauche der Monarchie mit der Staatsdomaine vereinigt? Das sagte man und fügte tausend für die königliche Majestät beleidigende Kommentare hinzu. Aus Norden und Süden, aus Osten und Westen strömten Briefe und Petitionen, Rundschreiben

in feindseligem Sinne nach Paris. In einem Pamphlet, betitelt: Scandalöse Fragen eines Jakobiners hinsichtlich der Dotation ergoß Herr von Cormenin seine ganze Bitterkeit. Es fehlte mit einem Worte nichts, was geeignet war, zu beweisen, daß das Bürgerthum keine Neigung und keinen Sinn für das monarchische System habe und daß es das Königthum nur als Schild brauche. Die Kammer hatte Kommissarien ernannt, um die Unzulänglichkeit der Privatdomaine zu studiren. Nach erfolgter Prüfung ergab sich's, daß die Einkünfte derselben mehr als eine Million betrugen. Diese Summe schien mehreren Mitgliedern der Kommission noch zu gering, unter andern Herrn L'herbette, welcher in der Kammer ausrief: „Ich habe Zahlen, aber keine Beweisstücke gesehen!" Als der Tag der Abstimmung, der 20. Februar 1840, gekommen war, sprach allein Herr Couturier einige ernste und würdevolle Worte gegen den Gesetzentwurf. Sodann schritt die Kammer kalt und schweigend zur Abstimmung. Es ergaben sich 226 schwarze Kugeln. Das Familiengesetz wurde mit einer Majorität von 26 Stimmen verworfen. Die Minister vom 13. Mai gestanden ihre Niederlage und zogen sich zurück.

Während ihrer Geschäftsführung hatten sie lobenswerthe Eingebungen gezeigt. So hatten sie z. B. im Beginne erklärt, daß dem Scandal einer subventionirten Presse ein Ende gemacht werden solle. Auch muß bemerkt werden, daß Teste zuerst sich ernstlich gegen den schreienden Mißbrauch der Verkäuflichkeit der Aemter erhob. Er tastete so eins der Geldprivilegien an, auf welchen die Herrschaft des Bürgerthums beruht. Es stieß wüthendes Geschrei aus. Und die beunruhigten Interessen waren so mächtig, daß mit Ausnahme von drei oder vier Blättern, welche ihre Existenz aus Achtung für die Wahrheit aufs Spiel setzten, die Presse der Opposition sträfliches Schweigen beobachtete. Der Versuch scheiterte also, aber er verdient nichtsdestoweniger Erwähnung in der Geschichte, denn er war ehrenwerth und muthig. In Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten war die Politik der Minister vom 12. Mai höchst beklagenswerth. Das Geschick hatte ihnen die Leitung einer Angelegenheit übergeben, bei welcher sie unsterblichen Ruhm gewinnen konnten. War unser Einfluß in Aegypten einmal befestigt, so gehörte uns das mittelländische Meer und wir klopften an die Thore Kleinasiens. Aber die Größe der Aufgabe erhob die Minister nicht, sondern drückte sie zu Boden. In Europa hätten sie durch ein enges und drohendes Bündniß

mit England Konstantinopel schützen, im Orient hätten sie dem Genie Mehmed's und dem Siege freien Lauf lassen müssen. Sie thaten das Gegentheil. Sie verbanden zwei Fragen, die zu trennen in unserm Interesse lag; sie machten die Unabhängigkeit des Bosporus von der Unbeweglichkeit des siegreichen Ibrahim abhängig, und sie beriefen unbesonnener Weise Europa zur Regelung der Theilung des Orients, als es offenbar war, daß Europa sie ohne uns und gegen uns regeln würde. Vergebens häuften sich die guten Aussichten für den Vicekönig und für Frankreich: der Tod des Sultans, die Niederlage seiner Armee, der Abfall seiner Flotte; die Minister vom 12. Mai empörten sich gegen ihr Glück und die Bestimmungen des Geschicks. Sie hielten Ibrahim an, der den Taurus überschreiten wollte; sie gaben zu, daß der Sieg bei Nesib kaum in Anschlag gebracht wurde; sie forderten von Mehmed Ali die Auslieferung der türkischen Flotte; sie legten gegen die direkte Abkunft, welche schon zu Gunsten des Vicekönigs abgeschlossen war, das Veto Frankreichs ein. Was war die Folge? Da Frankreich und England über die ägyptische Frage nicht einig waren, so verband sich Rußland mit England, um uns zu schwächen und zu demüthigen. Oesterreich und Preußen, welche von contre-revolutionairer Leidenschaft beseelt waren und welche zu ihrem alten Hasse zurückkehrten, folgten diesem Beispiele. Ganz Europa stand auf der einen Seite, Frankreich blieb allein auf der andern! Während wir so viele Ursachen zur Betrübniß hatten, gab uns wenigstens Afrika einigen neuen Trost. Glänzende Waffenthaten bezeichneten unsern Aufenthalt daselbst und die Vertheidigung Mazagran's von einer Handvoll Franzosen gegen Tausende von Arabern warf auf den traurigen Zustand des Vaterlandes einen Schimmer des Ruhmes und des Heldenmuthes.

Schluß.

Hier bricht der erste Theil des von uns unternommenen Werkes ab, da wir die Absicht haben, die Geschichte dieser ganzen Regierung zu schreiben.

Was wir von derselben schon kennen, genügt übrigens, um ein Urtheil über sie zu fällen.

Dieselbe ist, genau genommen, nur die Regierung des Bürgerthums gewesen.

Was ist aber zunächst das Bürgerthum? Wir müssen hier um so mehr an die von uns früher gegebene Erklärung erinnern, als nach der Ansicht vieler oberflächlichen Geister das Bürgerthums keine besondere Klasse bildet und wesentlich mit dem Volke zusammenfällt.

Das **Bürgerthum** ist die Gesammtheit der Bürger, welche Arbeitswerkzeuge oder ein Kapital besitzen und ihre Fähigkeiten entwickeln können, ohne sich in Knechtschaft zu begeben und die nur in einem gewissen Maaße von Andern abhängen.

Das **Volk** ist die Gesammtheit der Bürger, welche nicht Arbeitswerkzeuge besitzen, welche nicht in sich selbst die Mittel ihrer Entwickelung finden und hinsichtlich der ersten Lebensnothwendigkeiten von Andern abhängen.

Alle diejenigen also, welche nicht gesicherte Nahrung, Kleidung und Wohnung haben, gehören dem Volke an, welcher Art auch ihre Kenntnisse, ihre Erziehung und ihre gesellschaftlichen Beziehungen sein mögen.

Von diesen Annahmen aus gehen wir weiter.

In den gemischten Monarchien, wo die Gesellschaft nicht die Domaine des Fürsten ist, tritt der wesentliche Fehler ein, daß die Pflichten des Staatsoberhaupts mit denen des Familienvaters in Widerspruch gerathen können. Denn die häuslichen Tugenden sind

nicht nothwendiger Weise politische Tugenden. Auch hat die politische Wissenschaft Gesetze, welchen das in Privatverhältnissen achtungswerthe väterliche Gefühl widerstrebt. Die Klugheit des Staatsmannes liegt in dem Verständniß solcher Thaten, welche ihr Ziel erreichen. Sie ist nicht engherzig, nicht knechtisch. Wie sollte die Versorgung einer Familie eine befriedigende Aufgabe für das Genie sein? Große Fähigkeiten müssen Großes wollen, wie der gewandte Läufer der ganzen Rennbahn, der Adler der Sonne bedarf. Als erster Consul, als Staatsoberhaupt ohne Kinder, war Napoleon einem Halbgotte ähnlich, den Vater des Königs von Rom hemmte eine Wiege und fesselte den Blick, der früher die ganze Erde umfaßt hatte. Dem Krieger, der sich immer gleich blieb, stellte sich der Begründer der Dynastie zur Seite, der eine kindische und unnütze Arbeit unternahm. Er legte sich Pagen zu, er machte Adlige. Von seiner originellen, einzigen Rolle sank er zum Plebs der Könige herab, nachdem die Sorgen der Vaterschaft sein Genie entmannt hatten.

Man darf sich nicht wundern, daß ein Fürst von beschränktem Geiste solchen Rücksichten erlag, und zwar um so mehr, als ihn die Haltung des Bürgerthums ermunterte.

Man glaubt in Europa gewöhnlich, Louis Philipp habe die Revolution gebändigt und seine persönliche Geschicklichkeit habe die gegenwärtige Lage geschaffen. Mag dieß nun ein Lob oder ein Tadel sein sollen, so ist es doch jedenfalls ein Irrthum. Der König hat Eigenschaften untergeordneter Art gezeigt. Man möchte schwerlich in der Vergangenheit einen Fürsten finden, der so sehr der schöpferischen Kraft entbehrte, und der, obschon er sich viel mit den Angelegenheiten beschäftigte, ihnen doch so wenig seinen Stempel aufdrückte.

Es ist das Eigenthümliche höher begabter Staatsmänner, daß sie den Sachen einen Anstoß geben, daß sie die Verhältnisse veredeln, auf die Gefahr hin, sich Hindernisse zu bereiten. Große Männer befruchten die Gegenwart, während sie sich nach der Zeit richten; sie erheben die Geschichte. In unserer Zeit ist in Frankreich nichts der Art geschehen. Man hat Louis Philipp zur Ehre angerechnet, was doch nur das sichere Resultat der Macht der schlecht geregelten und schlecht geleiteten bürgerlichen Interessen war.

Das mit seinem Loos zufriedene Bürgerthum wollte nicht, daß ihm das Wirbeln der Lärmtrommel Leiden enthülle, welche nicht

die seinigen waren: daher das System der Ordnung, welches auf dem Schweigen des Unglücks beruhte und welches mit Kanonenschüssen vertheidigt wurde.

Das Bürgerthum, welches in der elenden Sehnsucht nach einem behaglichen Zustande befangen war, sah in der täglichen Aufregung Europa's nur Geldverluste: daher das System des Friedens.

Die alte Ordnung, ein kraftloser Friede sagten auch dem Königthum zu, welches großer Ruhe im Innern und nach Außen zu seiner Befestigung bedurfte.

Diese Uebereinstimmung erklärt die Erfolge der Regierung; sie vertrat bei Louis Philipp die Stelle der Geschicklichkeit. Diesen Fürsten, dem eine bürgerliche Krone aufgesetzt worden war, überhob das Uebergewicht der Klasse, die ihn adoptirt hatte, der Mühe, sich ein System zu bilden. Seine Neigung für das Mittelmäßige gefiel der herrschenden Klasse und die Stärke war in seinem Gefolge.

Indeß muß bemerkt werden, daß neben der Uebereinstimmung, von welcher wir sprechen, die Geschichte uns in den letzten Jahren das Schauspiel eines hartnäckigen Kampfes zwischen der Herrschaft des Bürgerthums, die ihren Sitz in der Wahlkammer hat, und zwischen der persönlichen Regierung des Königs zeigt.

Darin scheint ein Widerspruch zu liegen, aber der Widerspruch ist nur scheinbar.

Die Uebereinstimmung zwischen dem Königthum und dem Bürgerthum in Frankreich betrifft das zu befolgende System, die zur Herrschaft zu bringenden Interessen; der Kampf entsteht über den Vorrang und die Prärogative.

So haben sich das monarchische und das parlamentarische Prinzip hitzige Kämpfe geliefert, obgleich die Fahne des Bürgerthums und die des Königthums gleichlautende Devisen führen. Ein bedeutungsvolles Resultat, welches analysirt zu werden verdient!

An dem Tage, wo die Dotation des Herzogs von Nemours dem Könige auf eine so beleidigende Weise verweigert wurde, offenbarte es sich, daß das Bürgerthum keinen monarchischen Sinn habe. Je mehr man dem Fürsten das Recht zu handeln streitig macht, desto mehr Mittel zu glänzen muß man ihm geben, wenn man will, daß er sich erhalten soll. Der Aufwand ist nöthiger für einen constitutionellen Fürsten, als für Ludwig **XIV.**, welcher sagen konnte: „Ich will.“

Aus welchem Grunde hat has Bürgerthum die Sache anders

gefaßt? Weil das Bürgerthum, welches kein demokratisches Gefühl hat, dennoch wesentlich und ohne es zu wissen, republikanisch ist.

Als es das Königthum annahm, that es seiner Natur Gewalt an und folgte nur seinem Egoismus. Es glaubte, das Königthum werde ihm behülflich sein, das Volk niederzuhalten; der Thron werde gleichsam die Rolle einer Vogelscheuche übernehmen.

Aber konnte sich das Königthum mit der Rolle eines Automaten begnügen? Es war thöricht, dieß zu hoffen. Die Theoretiker des Bürgerthums mochten immerhin sagen: „le roi règne et ne gouverne pas.“ Mit solchen Spitzfindigkeiten regiert man die Welt nicht. Deshalb wurde die persönliche Regierung vom Bürgerthum so heftig angegriffen, obwohl sie dessen Streben diente; deshalb kehrt der Zweikampf der beiden Prärogativen immer wieder, wenn nicht gemeinschaftliche Gefahren das ephemere Bündniß zwischen dem Bürgerthum und dem Königthum wiederherstellen.

Welches wird die Lösung sein? Die parlamentarische Regierung hat zu tiefe Wurzeln, um zu unterliegen. Der 18. Brumaire ist ein Datum, vielleicht eine Drohung; aber wennn man ihn erneuern wollte, so würde der Versuch vielleicht scheitern.

Was sich in der gegenwärtigen Geschichte Frankreichs der Mühe des Studirens verlohnt, ist also nicht das Leben des Königthums, sondern die Regierung des Bürgerthums.

Sie beginnt mit 1830 und wir haben keine andere Geschichte als die ihrige beschrieben.

Als kämpfende Klasse hat sich das Bürgerthum Verdienste um die Civilisation erworben. Uebrigens besitzt es gute Eigenschaften: Arbeitslust, Achtung vor dem Gesetze, Haß des Fanatismus und seiner Ausschweifungen, milde Sitten, Sparsamkeit, überhaupt häusliche Tugenden. Aber es fehlen ihm tiefe Ideen, Großartigkeit der Empfindungen, und es hat keine großen Ueberzeugungen. Daher seine Unfähigkeit zur Leitung der Staatsangelegenheiten. Der Wahl-Census hat Vertheidiger gefunden: es giebt kein schlechteres System! Nur unter den Eigenthümern die Führer des Volks und die Gesetzgeber suchen, heißt die Politik der Haushaltungen zur Regel für die Leitung der Staaten machen, heißt das Schicksal der Reiche einer Weisheit unterordnen, welche durch den Flächeninhalt eines Feldes begränzt wird. Man würde dieß vergeblich läugnen wollen. Der Nachtheil des Wahlsystems, wenn es sich in einem kleinen Maaßstabe entfaltet, liegt darin, daß es das Steuerruder in die Hände unfähiger

Menschen giebt, welche den Staat zu Grunde richten müssen, wenn nicht eine edle Leidenschaft bei ihnen die Unkenntniß der Traditionen und den Mangel an Studien aufwiegt. Kann das conservative Gefühl dieß edle Gefühl sein? Wenigstens müßte es ein Gegengewicht erhalten. Denn sonst wird es wie alles Ausschließliche blind und selbstmörderisch. Es würdigt die Politik herab und entstellt sie. Im Innern weis't es Reformen zurück, welche Empörungen verhütet haben würden. Nach Außen hin führt es zur offen ausgesprochenen Verzichtleistung auf den Muth, welche gerade die rasendste Unbesonnenheit ist.

Dieß ist in der That der Charakter der Regierung des Bürgerthums.

Im Innern haben wir die Moral der Interessen mit gräßlichem Erfolg predigen hören. Bazarscenen haben den Palast der Berathungen mehr als einmal mit Tumult und Scandal erfüllt. Damit man die Sphäre der zu vertheilenden Gunstbezeugungen erweitern und den käuflichen Seelen eine reichlichere Beute geben könne, wurde die Leitung der öffentlichen Arbeiten dem Staate entzogen und zu einem Mittel der Spekulation für die Bankiers, und zu einem Mittel, Wähler zu fangen, für die Minister gemacht. Die Staatsgewalt wurde der Plünderung preisgegeben. Und was weit unheilvoller ist als die feindliche Ueberziehung von Provinzen, als der Verlust von Städten, als Niederlagen, als das Blutbad von Tausenden von Bürgern, der Nationalcharakter verschlechterte sich. Regieren heißt sich aufopfern. Was ist aber von einem Systeme zu erwarten, welches das Privatinteresse zur Quelle seiner Gewalt macht? Wenn wir das politische Genie zu definiren hätten, so würden wir es so definiren: große Aufopferung ausgerüstet mit großer Kraft und zu einem großen Zwecke verwendet. Der Konvent enthielt vielleicht nicht mehr talentvolle Männer als unsere gegenwärtigen Versammlungen; aber er war eine uneigennützige, aufopfernde Versammlung: darin bestand sein Genie. Sein Edelmuth mußte ihn trotz seiner Fehler und trotz seiner Ausschweifungen über die Berechnungen Richelieu's erheben. Er drang mit seiner Fahne kühn in die Region der Stürme und hat sich bei allem dem bis zu seinem Ende aufrecht erhalten.

Die gesellschaftliche Ordnung, welche das Bürgerthum wollte und erhielt, zeichnete sich durch vollständige Preisgebung des Armen aus. „Jeder für sich; Jeder in seinem Hause," sagten die Führer; eine gräßliche und gemeine Maxime, welche jeden Druck zuläßt, bis

jede mögliche Unordnung aus ihr hervorgeht! Der Irrthum des Bürgerthums bestand darin, daß es glaubte, die Freiheit sei hinreichend für den Fortschritt und für die Gerechtigkeit auch da, wo keine Gleichheit der Entwickelungsmittel statt finde. Aber was will das Allen bewilligte Recht, sich zu bereichern, sagen, wenn die Arbeitswerkzeuge und der Kredit nur Einigen gehören? Was will die Berechtigung zum Glück, ohne die Möglichkeit, es zu erreichen, besagen? Was hilft dem Unglücklichen, der sich nicht bewegen kann, ein breiter und ebener Weg? Die wahre Freiheit besteht darin, daß Jeder nicht bloß das Recht, sondern auch die Macht erhält, seine Fähigkeiten zu entwickeln. Die Freiheit ist also nur eine Lockspeise, nur eine Heuchelei des Despotismus, überall wo der Besitz der Arbeitswerkzeuge ein Monopol ist; überall, wo der Kredit von den Privatleuten, die nur den Reichen leihen, und nicht vom Staate, der auch den Armen leiht, bewilligt wird; überall, wo die Konkurrenz den kleinen Kapitalisten dem reichen Kapitalisten in die Hände giebt; überall, wo die industriellen Verträge zwischen dem Reichthum und dem Hunger geschlossen werden; überall, wo das Leben der Bürger nicht von ihrer guten Aufführung und ihrer Vorsicht, sondern von einer eintretenden Krankheit, von einer nicht eingehenden Bestellnng, von einer neu erfundenen Methode abhängt; überall, wo das Kind des Armen der Schule, in welcher es unterrichtet werden soll, gezwungener Weise entrissen wird, um in einer Fabrik lebend begraben zu werden; überall, wo die Preßfreiheit nur zu Gunsten derjenigen besteht, die eine ungeheure Kaution bezahlen können; überall mit einem Worte, wo siebenjährige Kinder zwölf Stunden arbeiten, um zu leben; wo sechszehnjährige Mädchen sich preisgeben, um zu leben; wo man Vagabunden schlafend auf den Treppen eines unbewohnten Palastes aufgreift; wo Kindermorde aus Noth vorkommen; wo die Entdeckung einer neuen Maschine Tausende von Arbeitern auf die Straße setzt, welche mit bleichem Gesichte, mit wutherfülltem Herzen aufstehen und mit dem Feldgeschrei: „arbeitend leben oder kämpfend sterben!" in den Kampf ziehen.

Die Schuld hiervon tragen nicht die Menschen, sondern die Dinge. Die Feudal-Tyrannei bestand aus Eigennamen; sie war offenbar und handgreiflich. Nicht so die Tyrannei, welche nur eine falsch gefaßte Freiheit ist. Diese ist geheimnißvoll, unpersönlich, unsichtbar, fast unerfaßbar; sie umringt den Armen, sie preßt, sie

erstickt ihn und er kann sich nicht einmal Rechenschaft von dem Uebel geben, gegen welches er kämpft und welchem er unterliegt.

Die Zerstörung eines solchen Despotismus ist Sache der Wissenschaft, nicht der Empörung. Das Prinzip ist schändlich, die Lage ist schuldig. Man rächt sich nicht an einem Prinzip, man setzt ein anderes an seine Stelle; man bestraft nicht eine üble Lage, man ändert sie. Trotzige Ausrufe des Zorns der Unterdrückten würden daher so leichtfertig wie verderblich sein. Und zwar um so mehr, als die Masse des Volks nicht aufgeklärt genug ist, um eine klare Idee über das zu haben, was es wollen muß und was möglich ist. Desto gebieterischer ist aber die Pflicht, ein Heilmittel gegen so große Uebel zu suchen. Und das Bürgerthum hat ein dringendes Interesse, dieß zu thun. Es ist ebenfalls durch die Konkurrenz untergraben, welche allmählig die bescheidenen Existenzen untergräbt und die mittleren Vermögen dem Reichthum der großen Kapitalisten in den Rachen wirft. Welcher Sicherheit kann sich das Bürgerthum zwischen der Gefahr der Volksaufstände und zwischen dem langsam geschmiedeten oligarchischen Joche erfreuen? Ein schlagender und neuer Beweis für die gegenseitige Verbindlichkeit der Interessen! Wenn das Bürgerthum nicht auf seiner Hut ist, so geht es ebenfalls auf dem Leidenswege des Volks seinem Untergange entgegen. Bis jetzt scheint es leider keine Ahnung davon zu haben: „die Arbeit ist ein Zügel," und später erklärte Sauzet von seinem Präsidentenstuhle herab: die Kammer habe nicht die Aufgabe, den Arbeitern Arbeit zu liefern!

Wäre nur nicht auch die Nationalität erschüttert worden! Aber in der auswärtigen Politik hat das Bürgerthum eben so wenig wie in der innern wahre Klugheit und richtigen Blick gezeigt. Es wollte durchaus den Frieden und hat die Unbesonnenheit begangen, dieß nicht zu verbergen. Es hat sich mit wahrhaft thörichter Affektation gedemüthigt. Daher haben sich die Anläße zum Kriege über alles Maaß vervielfältigt. Wie viele Herausforderungen! Wie viele verächtliche Behandlungen! Es gab eine Zeit, wo im geringsten unserer Bürger die Größe unseres Landes anerkannt wurde; wohin auch Geschäfte die Kinder Frankreichs trieben, wohin sie auch der Zufall verschlug, überall wurden sie von der Majestät unserer gemeinschaftlichen Mutter beschützt und das Vaterland reiste mit ihnen. Wie unheilvoll, wie rasch ist die Veränderung gewesen! Jetzt kann Frankreich sich nirgend mehr zeigen, ohne Beschimpfungen ausgesetzt zu

sein; heute trotzt ihm Bustamente, morgen beschimpft es Rosas. Wo sind unsere Feinde? Welche Stellungen haben wir noch in Europa? Polen ist in der Verbannung, Italien haben wir getäuscht, die Schweiz unterdrückt, Rußland droht uns, Holland haßt uns, Belgien ist eifersüchtig auf uns, Deutschland geht uns aus dem Wege, Spanien entschlüpft uns, England beherrscht uns und die Verschwörung der Mächte hat uns den Orient verschlossen. War denn so großer Verstand nöthig, um einzusehen, daß die Nationalehre Zinsen trägt, daß der Muth Gefahren abwendet; daß, wenn man dem Kriege aus ehrenwerthen und gerechten Gründen trotzt, man den Frieden nicht zu kaufen braucht und ihn befestigt; daß der Werth der Waaren durch die Unverletzlichkeit der Flaggen steigt? Schlagt die Geschichte Karthago's, Venedig's, Genua's, England's, aller durch den Handel berühmten Nationen auf, und Ihr werdet sehen, ob sie ihren Reichthum den Eingebungen der Furcht verdanken. Nicht etwa, als ob man den Geist der Eroberung unter uns wecken sollte. Frankreich will keine Völker unterjochen. Sein Beruf ist, die Welt zu retten, nicht sie zu knechten. Wo die Engländer sich gewaltsam festsetzen, streuen wir Gedanken aus. Frankreich hat zu seinem Ruhm kein Geschick, Niederlassungen zu bilden; es gleicht dem Nil: wohin es kommt, befruchtet es und zieht dann wieder ab. Ein Grund mehr, seine Kraft zu pflegen, da die Völker, welche auf dem Wege zur Freiheit sind, durch unsere Schwächung leiden würden, und da unsere Unglücksfälle der Civilisation nachtheilig werden würden.

In Frankreichs wahrem Geiste liegt es auch, daß es sich expandiren muß. Seine geographische Lage und noch mehr sein Temperament machen es zu einer Seemacht. Seine mittheilende Natur und seine cosmopolitischen Leidenschaften brauchen Abflüsse. Wenn es in seinen Häfen gefesselt, in seine Städte zurückgeschleudert, auf sich selbst beschränkt wird, wenn es seine überströmende Wärme und das unerlöschliche Feuer seiner Aufopferung in seinem Busen beherbergen muß, so wird es seinen Nachbarn und sich selbst furchtbar. Was man ihm an heroischen Abenteuern raubt, muß man ihm an Aufständen zurückgeben. Um es von innern Aufregungen zu retten, ist seine Entfaltung zur See nöthig. Und daß dieß dem Bürgerthum entgangen ist, ist nicht einer der kleinsten Beweise für seine politische Unfähigkeit.

Was soll man aber zu der Verblendung sagen, sich um den Bund mit England zu bemühen, während man in Frankreich eine

gesellschaftliche Ordnung aufrecht erhalten will, welche auf der unbegränzten Konkurrenz beruht? Das hieß zwei nicht zu vereinigende Sachen fordern. Indem die Konkurrenz zu maaßloser Produktion treibt, führt sie consequenter Weise zur Begründung eines ausgedehnten See- und Handelssystems, zum Besitze des Oceans. Konnte England in die Theilung der Seeherrschaft willigen? Es wäre dann verloren gewesen. Das Bündniß mit England verdammt uns also dazu, nur eine Continentalmacht zu sein, und wenn wir uns dazu verstehen, so muß uns die Konkurrenz ersticken.

Aus diesen allgemeinen Ursachen ist die gegenwärtige Lage hervorgegangen. Sie ist hart für die Einen, unsicher für die Andern und voller Illusionen und Gefahren. Demjenigen, der sie nicht ergründet hat, mag sie beruhigend erscheinen: und dennoch sproßt der Tod unter der Schmach. Diese Stille ist schicksalsschwanger, diese Ruhe ist unheimlich. Unsere Ruhe ist die Erschöpfung. Wie es aber in Reichen zu gehen pflegt, welche dem Untergange entgegenreifen, so halten wir die Entnervung der Geister und die Herabwürdigung der Charaktere für Unterpfänder der Dauer, für Verheißungen des Glücks. Zehn Jahre des Friedens haben uns mehr gebrochen als ein halbhundertjähriger Krieg gekonnt hätte; und wir bemerken dies nicht einmal!

Dennoch möge uns Gott davor bewahren, an unserm Lande zu verzweifeln. Es giebt starre, gewissermaaßen unbeugsame Gesellschaften, welche man mit den schwergepanzerten Rittern des Mittelalters vergleichen kann; durch ihre dicke Rüstung hindurch waren sie schwer zu treffen; aber wenn sie einmal zu Boden geworfen waren, konnten sie nicht wieder aufstehen. Anders Frankreich, eine bei ihrer Stärke mit wunderbarer Schmiegsamkeit begabte Gesellschaft, welche immer jung zu bleiben scheint. Welchen beispiellosen Anstrengungen hat es nicht widerstanden! Von 1789 bis 1815 hat es Zornausbrüche gehabt, Leiden ausgehalten und Arbeiten vollbracht, welche die Kraft der stärksten Nation gelähmt hätten. Dennoch ist es nicht untergegangen; und 1830 hat es nach funfzehnjährigem scheinbarem Hinsiechen gezeigt, daß sein Blut sich wieder aufgefrischt hatte. Es hat den Stoff in sich, die Menschen auf verschiedene nnd unerwartete Weise in Erstaunen zu setzen. Nie hatte ein Volk, um die Worte zu gebrauchen, die Montaigne auf Alexander anwendet, eine Schönheit, die in so vielen Gesichtsausdrücken erglänzte. Hat nicht Frankreich die verschiedenartigsten und die glänzendsten Aufgaben vollführt?

Ist es nicht nach einander die Revolution und das Kaiserthum gewesen?

Warum sollten wir den Muth verlieren? Das Uebel entspringt aus einem Fehler, der leicht wieder gutzumachen ist. Wie sollen wir glauben, daß das Bürgerthum bei seiner Verblendung beharren wird*? Soll es als natürlicher Vormund des Volks demselben fortwährend als einem Feinde mißtrauen? Diejenigen, welche es dazu aufreizen, täuschen es und suchen es zu knechten; indem sie ihm Furcht vor den Männern des Volks einflößen, nehmen sie ihm das Bewußtsein seiner wahrhaften Gefahren. Diese sind weniger unter ihm als über ihm und in seiner Umgebung zu suchen: möge es dieß nicht übersehen!

Wenn das Bürgerthum für edle Regungen empfänglich ist, so vermag es Alles für die Regeneration des Landes. Bliebe es in der Gefangenschaft seiner Monopole, machte es sich nicht von den kleinlichen Leidenschaften frei, zu welchen sein Prinzip es verurtheilt, so würde es Frankreich und sich selbst zu Grunde richten, da es nur einen kleinen Theil der Eigenschaften hat, welche die höhere Politik fordert. Es muß also, statt sich vom Volke zu sondern, sich mit ihm auf eine unauflösliche Weise vereinigen, indem es die Initiative eines Systems ergreift, welches an die Stelle der Konkurrenz die Association setzt, welches den Besitz der Arbeitswerkzeuge verallgemeinert, welches die Staatsgewalt zum Bankier der Armen macht, welches mit einem Worte die Sclaverei der Arbeit abschafft. Ein solches Unternehmen wäre billig und weise, verständig und barmherzig. Würde das Bürgerthum durch das Volk aufgefrischt und durch seine Mitwirkung befestigt, so würde es in seiner wiedergewonnenen Sicherheit unberechenbare Hülfsquellen finden. Wenn es auf eine friedliche Weise den Geist des Aufruhrs erstickt hätte, so würde es in Beziehung zum Europa der Könige nicht mehr fürchten, Frankreich die Sprache und die Gebehrden des Befehlens wiederzugeben. Wenn es übrigens die Nation würde, würde es auch alle ihm fehlenden Tugenden erlangen. Denn wenn es dem Volke viel geben kann, so kann es auch viel von ihm erlangen. Es kann ihm Unterricht, wahre Freiheit und die daraus entspringenden Schätze geben, es kann von

* Gutmüthiger Schwärmer! Zeigt die Geschichte wohl ein Beispiel, daß ein Druck ohne Kampf gebrochen worden ist? Hat wohl je ein privilegirter Stand freiwillig und aus Edelmuth auf seine Privilegien verzichtet? Läßt sich ein geschichtlicher Conflikt durch einen gemüthlichen Compromiß lösen? Entweder, oder!

ihm Energie, die Kraft männlicher Regungen, den Sinn fürs Große, Aufopferungsfähigkeit erhalten. Ein kostbarer Austausch, welcher unser Land retten, welcher es durch die harmonische Verwendung der Willenskräfte und der Tugenden aller seiner Kinder wieder erhöhen würde!

Was uns betrifft, so haben wir nie aufgehört, diese uns theure männliche Hoffnung zu nähren. Sie hat uns bei einer so traurigen und bittren Aufgabe aufrecht erhalten. Als wir das Gemälde so großen Unglücks entwarfen, sagten wir uns, daß es Abhülfe für dasselbe gebe, daß wir, um ihm ein Ziel zu stecken, den Schmerz nicht scheuen dürften, seine Ursachen und seine Ausdehnung kennen zu lernen; daß ein Tag kommen würde, wo der lange Wahnsinn unserer innern Streitigkeiten aufhören würde; daß auf unsere Zerrissenheit die Brüderlichkeit, diese Quelle aller dauernden Kraft und Gerechtigkeit folgen würde: daß endlich Frankreich im Interesse der Civilisation und zum Heil der unterdrückten Völker seinen Einfluß auf die Angelegenheiten der Welt wiedergewinnen würde. Wir hätten dieß Buch nicht geschrieben, wenn es nur die Leichenrede des Vaterlandes hätte sein sollen.

Historische Aktenstücke.

1. Note des Vororts an den Herzog v. Montebello, franz. Gesandten bei der Schweizer Tagsatzung.

Bern, den 22. Juni 1836.

Der Schultheiß und der Staatsrath der Republik Bern, welche gegenwärtig Vorort der Schweizer Tagsatzung ist, sind unterrichtet worden, daß mehrere politische Flüchtlinge, welche aus der Schweiz vertrieben worden, weil sie an dem Attentat gegen Savoyen im Jahre 1834 Theil genommen, sich in der Schweiz wieder gezeigt haben, und daß eine gewisse Anzahl Flüchtlinge Unordnungen und selbst, wie es scheint, einen bewaffneten Einfall in das an die Schweiz gränzende Großherzogthum Baden angezettelt haben; sie halten es deshalb für ihre Pflicht, sowohl gegen die Schweiz wie gegen die Nachbarstaaten, mit denen die Schweiz Beziehungen guter Nachbarschaft unterhält, Maaßregeln zu ergreifen, welche innerhalb der Gränzen ihrer Kompetenz geeignet scheinen, Umtrieben ein Ende zu machen, welche für die Tagsatzung und ihre Nachbarn so bedrohlich sind. Sie haben also alle Kantonsregierungen aufs dringendste aufgefordert, alle politischen Flüchtlinge verhaften zu lassen und zu ihrer Verfügung zu stellen, welche an der Expedition nach Savoyen Theil genommen und welche nach ihrer Austreibung aus der Schweiz sich wieder eingefunden haben, so wie alle diejenigen, welche die Interessen der Schweiz durch Einmischung in die innern Angelegenheiten der Kantone oder der Tagsatzung gefährdet haben oder gefährden könnten, oder welche durch umwälzerische Unternehmungen die Beziehungen guten Einverständnisses, die zwischen der Schweiz und den andern Staaten bestehen, stören könnten.

Der Vorort ist entschlossen, die Schweiz von allen Flüchtlingen der beeichneten Kategorien zu säubern; um aber Maaßregeln, welche für die Ruhe

der Nachbarstaaten und der Tagsatzung selbst so heilsam sind und den völkerrechtlichen Beziehungen so sehr entsprechen, wirksam durchführen zu können, bedarf er des Beistandes eines der Nachbarstaaten.

Der Schultheiß und der Staatsrath des Vororts, welche sich mit lebhafter Dankbarkeit des wohlwollenden Benehmens erinnern, welches die königliche Regierung Frankreichs immer gezeigt hat, wenn die Schweiz in Verlegenheiten gerathen ist, aus denen sie sich vermöge ihrer in der Mitte liegenden Stellung nicht allein heraushelfen konnte, haben die Ehre sich an Se. Exc. den französischen Gesandten in der Schweiz mit der dringenden Bitte zu wenden, daß er seine hohen Committenten zur Aufnahme aller politischen Flüchtlinge bewegen möge, welche der Vorort oder die Kantonsregierungen an die Gränze schaffen lassen würden.

Sie haben die Ehre, mit dieser Note eine Liste der Individuen zu verbinden, welche am meisten in die entdeckten Intriguen verwickelt sind, so wie auch derjenigen, welche wegen ihrer Theilnahme an der Expedition nach Savoyen ausgetrieben und wieder nach der Schweiz zurückgekehrt sind.

---

2. Note des franz. Gesandten an den Schultheiß und den Staatsrath der Republik Bern, des Vororts.

Der Unterzeichnete, Gesandter Sr. Maj. des Königs der Franzosen bei der Schweizer Tagsatzung, hat die Note des Präsidenten des Vororts vom 22. Juni, betreffend die Maaßregeln, welche der Vorort annehmen zu müssen geglaubt hat zum Zwecke der Austreibung der Flüchtlinge, über welche schon ein solcher Beschluß verhängt worden, nachdem sie im Jahre 1834 an der Unternehmung in Savoyen Theil genommen und die wieder in der Schweiz erschienen sind, so wie derjenigen, welche in neuerer Zeit die schweizerische Gastfreundschaft mißbraucht, indem sie Komplotten gegen die Sicherheit der Nachbarstaaten beigetreten sind. Der Präsident des Vororts hat bei dieser Gelegenheit ein neues Unterpfand des freundschaftlichen Interesse erbeten, von welchem Frankreich der Schweiz schon so viele Beweise gegeben, und hat im Namen des Vororts den Wunsch ausgesprochen, daß die Regierung des Königs ihre Absichten dadurch unterstützen möge, daß sie den Flüchtlingen, welche die Schweiz verlassen müßten, einen Durchzug durch das Reich gestatten möge.

Der Unterzeichnete, der sich beeilt hat, diese Forderung seiner Regierung vorzulegen, hat den Befehl erhalten, sie auf folgende Weise zu beantworten:

Die Regierung des Königs hat mit Vergnügen einen Schritt gesehen, welcher der innern Ruhe der Schweiz und dem wohlverstandenen Interesse ihrer völkerrechtlichen Beziehungen entspricht, und sie ist nicht minder erfreut darüber gewesen, daß sie in der vom Präsidenten des Vororts bei Eröffnung der Tagsatzung gehaltenen Rede die Prinzipien der gesunden und ehrenwerthen Politik gefunden hat, aus welchen dieser weise Entschluß hervorgegangen ist. Die Regierung Sr. Maj., welche beständig von den Empfindungen der aufrichtigsten Freundschaft fur die Schweiz beseelt und immer bereit ist, die Beweise derselben zu erneuern, hat kein Bedenken getragen, das Gesuch in Erwägung zu ziehen, welches Gegenstand der Sendung des Schultheiß Tscharner ist, und der Vorort kann auf die wohlwollende Unterstützung rechnen, welche die französische Verwaltung ihm schon in ähnlichen Fällen hat zukommen lassen. Der Unterzeichnete ist ubrigens zu der Erklärung ermächtigt, daß die Regierung des Königs, um der Schweiz die Erfullung einer gebieterischen Pflicht zu erleichtern, den Flüchtlingen, deren Austreibung statthaben soll, die zu ihrer Subsistenz nöthigen Geldmittel für eine gewisse Zeit, vom Tage ihrer Einschiffung in einem der Häfen des Reiches an gerechnet, bewilligen wird.

Es ist nun nöthig, daß die vom Vorort angeordneten Maaßregeln pünktlich vollzogen werden. Es läßt sich übrigens nicht voraussehen, daß eine ähnliche gereizte Stimmung, wie 1834 auf Veranlassung des Asylrechts entstand, sich jetzt auf irgend einem Punkte der Schweiz erheben könne. Solche Bedenklichkeiten würden weniger als je begründet sein und nur eine leichtfertige Auffassung einer allerdings zarten Frage, deren Bedeutung hier nicht zweideutig ist und nicht zweideutig sein kann, verrathen.

In der That kann die Regierung des Königs den begründeten und heiligen Charakter des Asylrechts nicht verkennen. Frankreich und England üben es auf eine nicht minder großmüthige Weise wie die Schweiz und es ist sicherlich nicht ihre Absicht, es dieser bestreiten zu wollen. Aber wie jedes andere Recht, hat auch dieses seine Gränzen und setzt auch zu erfullende Pflichten voraus. Es kann und darf nur unter der Bedingung existiren, daß die Anwendung nicht den ebenso geheiligten Vorschriften des Völkerrechts d. h. der Sicherheit der andern Staaten widerspricht, denn auch diese hat mehr oder weniger rechtmäßige, mehr oder weniger gebieterische Anforderungen, je nach der geographischen Lage der Staaten, welche ein Interesse haben, ihre Ruhe nicht gefährdet zu sehen, oder je nach der innern Organisation derjenigen, wo das Asylrecht in Ehren gehalten wird. So ist es z. B. augenscheinlich, daß England, welches durch seine Inselgestalt vom Festlande getrennt ist, diesem Rechte ohne Gefahr für die andern Staaten eine weitere Ausdehnung

geben kann; und daß ein Land wie Frankreich, vermöge seiner kräftigen administrativen Organisation, seiner militairischen Stärke und der Polizeimittel, über die es verfügt, eben so beruhigende Garantien darbieten kann; während diese Garantien in der Schweiz gewöhnlich nicht vorhanden sind; nicht etwa als ob ihre guten Absichten bezweifelt werden könnten, sondern weil ihre föderative Verfassung, ihre Zerstückelung in zweiundzwanzig souveraine Staaten, in welchen verschiedene Gesetzgebungen und verschiedene Verwaltungsprinzipien herrschen, nicht dieselbe Aufsicht und Repression der Flüchtlinge zulassen, die auf ihrem Gebiete Aufnahme finden und die Wohlthat der Gastfreundschaft zum Nachtheil anderer Staaten, mit denen die Schweiz in Frieden steht, mißbrauchen könnten.

Bei den von der Weisheit des Vororts angenommenen Maaßregeln, deren Ausführung die Regierung des Königs so viel wie möglich erweitern wird, handelt es sich also keineswegs um eine Schmälerung des Asylrechts, sondern vielmehr darum, dasselbe mit dem Völkerrechte, mit der Ruhe der benachbarten Staaten, mit der Ehre und den Interessen aller Bundesstaaten in Uebereinstimmung zu bringen.

Diese unbestreitbaren Wahrheiten würden, wenn es nöthig wäre, eine noch glänzendere Bestätigung in den Lehren der Vergangenheit und im Gewicht neuerer Beispiele oder besser im Zeugnisse gegenwärtiger Thatsachen finden. Es würde hinreichen, an den 1834 von Flüchtlingen, welche in der Schweiz aufgenommen waren, gegen Savoyen unternommenen Zug zu erinnern, an den traurigen Einfluß, den dieß vom Vorort offen gemißbilligte Unternehmen, welches derselbe aber nicht hatte verhüten können, auf die auswärtigen Angelegenheiten der Schweiz übte; an die zahlreichen und ernsten Verwickelungen, welche es herbeiführte. Es würde ferner hinreichen, an die spätern Umtriebe zu erinnern, welche gegen die Ruhe mehrerer deutschen Staaten hier angezettelt wurden, welche Umtriebe von einer der Schweizer Regierungen entdeckt und vom Vororte offen denunzirt worden sind, deren Urheber oder Mitschuldige die Schweiz also nicht auf ihrem Gebiete dulden kann. Der Unterzeichnete hat bis jetzt nur von Deutschland und von Sardinien gesprochen, deren Sicherheit durch diese Umtriebe und Attentate bedroht worden ist. Ist aber nicht auch Frankreich wesentlich bei dieser völkerrechtlichen Frage betheiligt, wenn es anerkannt ist, daß die Flüchtlinge in der Schweiz mit den französischen Anarchisten in Verbindung stehen, wenn ihre Indiscretionen so augenscheinlich darthun, daß sie von den abscheulichen königsmörderischen Plänen Kenntniß haben, wenn es endlich bewiesen ist, daß ihre Pläne, wenigstens durch ihre Absichten und Hoffnungen, mit den kürzlich in Frankreich versuchten Verbrechen in Verbindung stehen? Es ist klar, daß ein solcher Zustand

weder für die Schweiz noch für die andern Staaten fortdauern kann. Es leidet ferner keinen Zweifel, daß, wenn die Fremdlinge, welche diesen Zustand zu verewigen suchen, nicht aus der Schweiz entfernt werden, die durch jener verbrecherische Pläne bedrohten Regierungen Maaßregeln ergreifen müßten, welche ihnen das gebieterische Gefühl ihrer eigen Sicherheit anrathen würde und daß daher die Schweiz das größte Interesse hat, diese unvermeidlichen Beschlüsse zu verhüten.

Mit einem Worte, Deutschland und Italien dürfen erwarten, daß Leute, welche sich gegen die Ruhe derselben verschwören, nicht länger in der Schweiz eine Zuflucht finden, deren sie sich unwürdig gemacht haben. Aber Frankreich, welches dieß mit gleichem Rechte fordern darf, darf dieß auch im Namen des politischen Interesse fordern, welches es mit der Schweiz verbindet, und vermöge welches es aufrichtig wünscht, daß die Schweiz ruhig bleibe und nur in friedlichen Beziehungen mit allen Mächten stehe; daß mit einem Worte ihr Verhältniß zu Europa so sei, wie es sein muß, gefällig, regelmäßig und dem Wohlwollen entsprechend, welches Europa beständig für die Kantone gezeigt hat. Es handelt sich also eigentlich hier um das Interesse der Schweiz und die Regierung des Königs findet in der Note, welche der Unterzeichnete beantwortet, so wie in der Sprache des Präsidenten der Tagsatzung gern den Beweis, daß keine dieser wichtigen Rücksichten dem Scharfsinne des Vororts entgangen ist. Der Regierung des Königs bleibt also nur der Wunsch, daß so beruhigende Aeußerungen nicht unfruchtbar bleiben und daß die Resultate, die sie verheißen, nicht lange auf sich warten lassen mögen. Die Vereinigung der Tagsatzung erscheint unter solchen Verhältnissen als der glücklichste Umstand und die Bundesregierung wird ihn ohne Zweifel eiligst ergreifen, um von dieser hohen Versammlung die Mittel zu erhalten, in jedem Kantone die schnelle und vollständige Ausführung der Maaßregeln zu sichern, deren Annahme sie beschlossen hat.

Der Vorort wird auch wohl einsehen, daß, wenn diese Hoffnung getäuscht werden sollte, daß, wenn die Unterpfänder, welche Europa erwartet, sich auf Erklärungen beschränken sollten, ohne daß sie nöthigenfalls durch Zwangsmaaßregeln unterstützt würden, dann auch die Mächte, welche ein Interesse haben, daß die Sachen nicht so kommen, vollkommen berechtigt sein werden, nur auf sich selbst zu rechnen, um sich gegen die Flüchtlinge, welche sich in der Schweiz gegen ihre Ruhe verschwören, Recht zu verschaffen, und um der Toleranz ein Ende zu machen, deren Gegenstand diese unverbesserlichen Feinde der Ruhe der Regierungen noch ferner sein könnten. Nicht weniger augenscheinlich ist es, nachdem sich Frankreich unnütz bemüht, um durch wiederholte Rathschläge und Warnungen die Schweiz vor der Gefahr zu

schützen, welche daraus entstehen würde, daß die deutschen und italienischen Staaten den auf die positivste Weise eventualiter gefaßten Beschlüssen freien Lauf ließen, daß Frankreich dann auch nur seinerseits zu demselben Zwecke die Rathschläge des nicht weniger rechtmäßigen Interesse seiner eignen Sicherheit beachten würde.

Aber der Unterzeichnete wiederholt gern, daß die Regierurg des Königs das Vertrauen hat, daß der Vorort sich nicht über den offenen, freundschaftl chen Charakter einer Mittheilung täuschen wird, welche mit den Prinzipien, die er so eben ausgesprochen hat, so sehr in Einklang steht, und daß der Vorort keinen Anstand nehmen wird, die geeignetsten Maaßregeln bei der Tagsatzung zu beantragen und namentlich auch zur Ausführung bringen wird, um durch schnelle Austreibung aller Flüchtlinge, auf welche diese Maaßregel Anwendung findet, die Aufrechterhaltung des guten Einverständnisses zu sichern, welches mit allen Nachbarstaaten zu unterhalten die Schweiz ein Interesse hat. Die wohlwollende Freundschaft Frankreichs eröffnet ihr Wege, ohne welche die Schweiz ein so wünschenswerthes Ziel nur schwer erreichen könnte. Die hohe Weisheit der Bundesregierung bürgt dafür, daß sie sich beeilen wird, dieselben zu benutzen und so neue Ansprüche auf die Achtung Europa's zu erwerben.

Bern, 18. Juli 1836.

Der Herzog von Montebello.

---

3. Antwort auf die Note des Königs der Franzosen,
angenommen von der Tagsatzung in der Sitzung v. 29. Aug.

Die Schweiz, deren Sicherheit durch Flüchtlinge gefährdet wurde, welche die Gastfreundschaft mißbraucht haben, hatte Pflichten zu erfüllen, indem sie den Anforderungen des Völkerrechts genügte. Getreu ihren Beziehungen zu den andern Staaten, hat sie ihre Verpflichtungen zur Regel zu machen gesucht.

Vom Vorort und von mehreren Kantonen sind gegen die fremden Aufrührer thätige und erfolgreiche Maaßregeln ergriffen worden. Die Thätigkeit der Justiz und der höhern Polizei haben ihren regelmäßigen Lauf gehabt; schon sind eine Menge der Unruhen anstiftenden Ausländer über die Gränze gebracht worden.

Um diese Wirksamkeit durch die des Bundes zu verstärken, hat der Vorort diesen Gegenstand der Tagsatzung vorgelegt. Diese, die mit den Formen

verfahren ist, welche die Natur ihrer Berathungen und die Wichtigkeit des Gegenstandes erforderten, hat einen Beschluß gefaßt, vermöge dessen das Zusammenwirken der Bundes- und Kantonsbehörden die Schweiz in kurzer Zeit von den Fremden befreien wird, deren Anwesenheit noch bis zu einem gewissen Punkte ihre innere Ruhe und ihre Beziehungen zu den andern Staaten gefährden könnte.

Diese Maaßregel ist in Uebereinstimmung mit dem Völkerrechte ergriffen worden, dessen Prinzipien die Schweiz anerkennt und zur Anerkennung bringen will. Die treue Erfüllung der Pflichten gehört zur Schweizer Ehre, welche der Bund eifersüchtig zu bewahren sucht.

Aber sie ist nicht weniger eifersüchtig bei der Erhaltung ihrer Rechte, und zu diesen gehört das Recht der Gastfreundschaft. Der Boden ihrer Kantone ist immer ein gastfreundlicher Boden gewesen; jedes Unglück hat hier eine Zuflucht, jede gefallene Größe, jede getäuschte Hoffnung hat hier Schutz und oft auch Ruhe gefunden.

Niemand ist mehr wie die Schweiz dabei betheiligt, daß dieser Ehrentitel rein von jeder Befleckung bleibe. Daher darf man von ihrem Interesse erwarten, daß ihre Wachsamkeit kein Mittel verabsäumen wird, um den Mißbrauch der Gastfreundschaft durch die Ausländer zu verhüten.

Sie hat dieß bewiesen, indem sie die von den Flüchtlingen angezettelten Umtriebe unterdrückt hat: der Vorort, das Organ der Empfindungen, welche den Bund mit den Staaten verbinden, mit denen er Beziehungen guter Nachbarschaft unterhält, hat sich beeilt, Frankreich in einer Note vom 22. Juni von der gemachten Entdeckung und von der begonnenen Untersuchung zu benachrichtigen.

Die ganze Schweiz hat also in Erstaunen gerathen müssen, als der Vorort als Antwort auf eine freundschaftliche Mittheilung eine Note erhalten hat, in welcher der Ton des Vorwurfs kaum durch die wohlwollende Freundschaft gemildert wird, welche Frankreich noch gegen die Schweiz bezeigt und deren aufrichtiger Ausdruck die einzige Sprache ist, welche der Bund von Seiten dieses Staates, seines mächtigen Nachbarn, gewohnt ist.

In Erwiderung auf die Mittheilung der Maaßregeln, welche die Schweiz gegen die Flüchtlinge ergriffen hat, deren Pläne von ihr vereitelt sind, in Erwiderung auf die Beantragung einer Mitwirkung zur Vertreibung der Schuldigen, bringt die Note des Gesandten die Voraussetzung, daß die Unterpfänder, welche Europa von der Schweiz erwartet, sich auf Erklärungen beschränken könnten!

Der Bund durfte besonders nicht erwarten, daß Frankreich in den in einigen Kantons angezettelten Umtrieben einen Grund zur Beschwerde finden

werde. In der That haben die gerichtlichen und administrativen Untersuchungen aufs Klarste bewiesen, daß keins der entdeckten Komplotte gegen Frankreich gerichtet ist, daß sie vielmehr von dort ausgegangen sind; daß der Brennpunkt der Verschwörungen in Paris ist, und daß die Befehle für die geheimen Kriegsschaaren der Verschwörer von Paris ausgehen.

Frankreich macht der Schweiz durch das Organ Herrn von Montebello's seine schwache Polizei-Organisation zum Vorwurf, welcher es seine kräftige administrative Organisation, seine militairische Stärke und die Polizeimittel, über welche es verfügt, entgegenstellt.

Wie kommt es denn, daß die Kantone und der Vorort von selbst die Pläne entdeckt haben, auf welche Frankreich sie aufmerksam macht, daß sie eine große Anzahl Schuldiger vertrieben und Andere den Gerichtshöfen ubergeben haben, während Frankreich die Fuhrer noch nicht hat erreichen und den Ursprung des in seinem Schooße verborgenen Uebels noch nicht hat entdecken können? Wie kommt es denn, daß Frankreich schon fruher die Evasion mehrerer hundert Polen und ihre Invasion in die Schweiz weder vorhergewußt noch verhütet hat, und daß es das Corps Flüchtlinge, welches unter Romarino's Befehl in Savoyen einfiel, ebensowenig auf seinem Gebiete anzuhalten vermochte?

Wenn die Schweiz Fremden Einhalt thut, deren verbrecherische Absichten sich durch nachweisbare Handlungen verrathen haben, so kann sie nicht ebenso gegen solche verfahren, von denen man vermuthet, daß ihre Pläne, wenigstens durch ihre Absichten und Hoffnungen mit den kürzlich in Frankreich versuchten Verbrechen in Verbindung stehen. Die Schweiz ergreift in Folge des Conclusums der Tagsatzung vom 23. August Maaßregeln gegen die Ausländer, die sich nachzuweisender Verbrechen schuldig gemacht haben; aber ihre Polizei wird nie in das Innere der Menschen hineinsteigen, um Absichten aufzulauern und ihre Gerichtshöfe werden nie Hoffnungen bestrafen.

Der Auftrag des Herzogs von Montebello achtet nicht genug die gerechten Gefühle der Schweiz, wenn er voraussetzt, daß sie ihre völkerrechtlichen Verpflichtungen nicht erfullen könnte. Der Bund hat durch Thatsachen bewiesen, daß er seine Pflichten kennt, ohne daß man nöthig hätte, ihn an sie zu erinnern und daß er sie erfüllt, ohne daß es der Aufforderung dazu bedurfte. Aber er kennt auch seine Rechte, welche durch seine geographische Lage nicht geschwächt werden. Daher kann er auch nicht zugeben, daß Andere als er selbst sich das Recht anmaaßen, sich gegen die Flüchtlinge, welche in der Schweiz conspiriren, Recht zu verschaffen und der von ihm geübten Toleranz ein Ziel zu setzen. Die Schweiz würde, gestutzt auf

das Recht eines souverainen und unabhängigen Staats so wie auf den Beistand der ganzen Nation, eine solche Verletzung der Bundes-Souverainität aufs Kräftigste zurückweisen.

Die Schweiz ist Jahrhunderte lang stolz darauf gewesen, daß sie die Freundschaft Frankreichs verdient und erhalten hat; sie hat gern Beziehungen guten Einverständnisses zwischen beiden Ländern unterhalten; ihre Regimenter haben unter den französischen Fahneu ihr Blut vergossen; sie haben den König von Frankreich bei Meaux vertheidigt und im Palaste der Tuilerien und an den Ufern der Berezina gekämpft. Auch jetzt noch wünscht die Schweiz, daß diese Gegenseitigkeit freundschaftlicher Gesinnungen zwischen beiden Nationen fortdauern möge und sie schmeichelt sich, um so größere Ansprüche auf die wohlwollende Gesinnung Frankreichs zu haben, als sie entschlossen ist, die Freundschaft Niemands auf Kosten ihrer Unabhängigkeit und ihrer Würde als souverainer Staat zu erkaufen.

---

4. Note des franz. Gesandten an den Schultheiß und den Staatsrath der Republik Bern, des Vororts.

Der Unterzeichnete, Gesandter Sr. Maj. des Königs der Franzosen bei dem Schweizer Bunde, hat die Note des Vororts vom 29. August zur Kenntniß seiner Regierung gebracht. Er hat den Befehl erhalten, dem Vorort folgende Note zu übergeben.

Nicht jetzt zum erstenmale stört die Anwesenheit der Flüchtlinge auf dem Gebiete der Schweiz die Ruhe derselben und gefährdet ihre Unabhängigkeit. Seit mehr als zwei Jahren hat das Benehmen derselben und die Nachsicht mehrerer Kantone die Nachbarstaaten der Schweiz beunruhigt und ihre Unzufriedenheit veranlaßt. Die Reklamationen dieser Staaten ließen nicht auf sich warten und von den Kantons wurden Sicherheits- und Vorsichtsmaaßregeln verlangt, welche die Beziehungen guter Nachbarschaft und das eigene Interesse vielleicht längst hätten an die Hand geben sollen.

Frankreich war bei den Verhandlungen nicht direkt betheiligt, aber seinen alten Empfindungen getreu, ergriff es diese Gelegenheit, um zu zeigen, wie sehr ihm die Interessen, die Unabhängigkeit und die Würde der Schweiz am Herzen liegen; um die Zuneigung darzuthun, welche die Zeit zwischen zwei Nachbarvölkern, zwischen zwei Staaten, welche in gleicher Weise bei der Aufrechterhaltung der Rechte Aller betheiligt sind, befestigt hat, bot die

Regierung des Königs ihre Vermittelung zwischen der Schweiz und den reklamirenden Mächten an; sie rieth auf beiden Seiten Mäßigung an; sie suchte zu erwirken, daß weder die Reizbarkeit noch die Gewalt eine zarte Frage verwirrten. Maaßregeln, welche geeignet waren, Europa zu beruhigen, wurden von der Schweiz im Interesse ihrer eigenen Ruhe zugestanden oder vielmehr berathen. Die Tagsatzung gab vernünftige Versprechen; Frankreich nahm sie gewissermaaßen unter seine Garantie und ersparte so der Schweiz durch seine wohlwollende Vermittlung entweder die Gefahren eines Conflikts oder die Uebelstände einer Concession, unter welcher ihre Würde gelitten haben würde, in der That war es für Frankreich wichtig, daß nicht nur die Schweizer Unabhängigkeit geachtet würde, sondern auch ihre geringsten Formen geschont würden. Es lag Frankreich am Herzen (und diese Gesinnung hat sich nicht geändert), einem befreundeten Lande die Aufrechterhaltung der würdigen und gemäßigten Politik, welche bis dahin dessen Rathschläge geleitet hatte, zu erleichtern. So hat Frankreich seit sechs Jahren diese Weisheit und diese Mäßigung, welche Männer, die eben so sehr Freunde der Unabhängigkeit ihres Vaterlandes, wie Feinde der Anarchie und des Aufruhrs waren, zu erhalten suchten, mit seinem Einflusse unterstützt.

Aber die Versprechungen wurden nur unvollkommen gehalten, das Ziel wurde nicht erreicht; die Klagen der Nachbarstaaten erneuerten sich, und als der Vorort am 22. Juni 1836 endlich die Unzulänglichkeit der ergriffenen Maaßregeln einsah, und die Kantone zur Annahme wirksamerer aufforderte, und Frankreich die sträflichen Umtriebe einiger Ausländer anzeigte, die auf schweizerischem Gebiete eine Zuflucht gefunden, gab die Regierung des Königs so weisen Entschlüssen ihren Beifall zu erkennen und um deren Ausführung zu erleichtern, gestattete sie den Flüchtlingen, deren Austreibung gefordert worden war, sich durch das französische Gebiet nach ihrem neuen Bestimmungsorte zu begeben. Indem sie durch die Schweiz selbst, welche die Existenz der angezeigten Komplotte zugab, und welche die Rechte und die Pflichten anerkannte, welche das Recht der eigenen Erhaltung den Nachbarstaaten giebt, hiezu veranlaßt wurde, glaubte sie nur den Absichten dieses Landes zu entsprechen und die weisen Entschlüsse desselben zu befördern, wenn sie das wahre Prinzip des Asylrechts aufstellte und zugleich diesem Rechte Gränzen zog, welche durch das Benehmen der Schweiz selbst förmlich anerkannt wurden.

Es ist weltbekannt, wie die Note, in welcher das französische Kabinet seine Ideen aussprach, welche übrigens mit den Ansichten und Maaßregeln, deren Initiative der Vorort ergriffen hatte, übereinstimmten, von der Tagsatzung aufgenommen worden ist und wie sie gedeutet worden ist von einer Meinung, welche in einigen Kantons allgemeine Verbreitung zu erhalten

anfing und deren kürzlich eingetretene Herrschaft die Staatsgewalt verrückt zu haben scheint: eine schädliche Herrschaft, wenn sie dauernd sein sollte, wenn sie die Politik, den Charakter und selbst die Sitten eines Volkes verändern sollte, welches weg'n seiner Rechtlichkeit, seiner Weisheit und wegen des Gefühls für seine wahrhafte Würde berühmt ist.

Dem Unterzeichneten wurde am 29. August eine Note als Antwort auf seine Mittheilung übergeben. Sie verkündete die von der Tagsatzung gefaßten Beschlüsse; sie entsprachen zum Theil den Vorsichtsmaaßregeln, welche der Unterzeichnete anrathen zu müssen geglaubt hatte, und obgleich sie nicht so vollständig und so energisch waren, wie es die Regierung des Königs gewünscht hätte, so erhob sich doch kein ernster Einwand gegen das Conclusum vom 23. August, welches wenigstens eine explicite Anerkennung des von Frankreich aufgestellten Prinzips enthielt.

Aber außer diesen Bestimmungen brachte die Note eine seltsame Antwort auf die Betrachtungen, die dem Vororte mitzutheilen, dem Unterzeichneten befohlen worden war. In dieser Antwort werden die Rathschläge, welche Frankreich auf eine so uneigennützige wie wohlwollende Weise gegeben hat, auf eine bittere Weise gedeutet und mit Reizbarkeit zurückgewiesen; seine Absichten werden entstellt, seine Worte verdreht. Sicherlich mußte Frankreich dieß Aktenstück als eine schwere Beleidigung betrachten. Mit Recht verletzt, opferte es dem Wunsche, neue Verwickelungen zu verhüten, seine gerechte Empfindlichkeit; es schrieb eine Sprache, welche es als beispiellos bezeichnen darf, nicht der Schweiz, sondern der sie beherrschenden Partei zu. Die Regierung des Königs beharrt bei der Ueberzeugung, daß von diesem Tage der Schweizer Unabhängigkeit die Gefahr drohte, einer innern Tyrannei zu erliegen, und daß es mit den friedlichen und regulirenden Einflüssen, welchen die Schweiz bis dahin ihr Glück und ihre Ruhe verdankt hatte, zu Ende war. Eine aus verschiedenen Elementen bestehende Faktion hat in der öffentlichen Meinung und in den Staatsgewalten ein Uebergewicht erlangt, welches der Freiheit der Schweiz verderblich werden muß; diese Freiheit, die durch die Zeit geheiligt, durch die Sitten verbürgt ist, ist das unbestreitbare Erbgut, die friedliche Erbschaft einer Nation, welche ihren geschichtlichen Ruf aufs Spiel setzen würde, wenn sie sich vön unsinnigen Verschwörern beherrschen lassen wollte, die bis jetzt nur die Freiheit entehrt haben.

In einigen der bezeichneten Akten und namentlich in den auf sie folgenden Veröffentlichungen war der Charakter des anarchischen Geistes unmöglich zu verkennen.

Aber ein unerhörtes Ereigniß hat eine schon ernste Lage noch mehr verwickelt und auf den Ursprung und die Bedeutung der beklagenswerthen Aenderung, welche in der Politik der Schweiz zu erfolgen scheint, ein trauriges

Licht geworfen; das Komplott, dessen Urheber oder Werkzeug der sogenannte Conseil war, hat einen neuen Beweis von der unglaublichen Treulosigkeit der Faktionen und von der nicht weniger unglaublichen Schlaffheit einiger der eingesetzten Gewalten gegeben. Fast öffentlich ist gegen die französische Gesandtschaft ein Hinterhalt verabredet worden, und noch wunderbarer, es haben sich Behörden gefunden, welche schwach genug waren oder sich so sehr täuschen ließen, um sich zu Mitschuldigen von Umtrieben zu machen, welche von den Feinden aller Gewalt angezettelt worden waren.

Einige Flüchtlinge scheinen die Schweiz zum Widerruf der Prinzipien, zur Zurücknahme der im Conclusum vom 25. August angekündigten Maaßregeln bringen zu wollen. Der Erfolg hat alle ihre Hoffnungen übertroffen; eine That niederer Rache, welche von einigen Revolutionairs ersonnen und ausgeführt wurde, ist gewissermaaßen als Repressalie einer Regierung gegen die andere von der gesetzmäßigen Gewalt angenommen worden.

Man entreißt einem Abenteurer, indem man ihm den Dolch auf die Brust setzt, vermeintliche Geständnisse oder thut doch wenigstens so. Diejenigen, deren Werkzeug er ist, erneuern unter sich eine Art Vehmgericht; er wird von dieser geheimen Justiz der öffentlichen überliefert, welche die Sache annimmt und die ganze Reihe dieser geheimen Verbrechen als den Anfang einer Instruktion annimmt. Eine Untersuchung wird eingeleitet, nicht gegen die Mitglieder einer furchtbaren Verbindung, sondern über die Thatsachen, die sie erdichten und anzeigen. Der Vorort übergiebt diese beispiellose Untersuchung der Tagsatzung, und die Tagsatzung bestätigt durch ihre Abstimmung die Anträge eines Berichts, in welchem die Prinzipien des Völkerrechts auf eine schmähliche Weise verkannt werden; also die Ausländer handhaben die Polizei, die Verschwörer rufen Beschlüsse hervor, bringen die Behörden in ihre Gewalt! — Frankreich darf wohl sagen, daß an dem Tage, wo solche Handlungen vor sich gehen, nicht sowohl die Achtung des französischen Namens als das Gefühl der Schweizer Unabhängigkeit in den Kantons vernichtet wird, die keinen Anstand genommen haben, sich solchen Umtrieben beizugesellen.

Wenn ein solches Benehmen nicht schnell verläugnet wird, so muß Frankreich sich fragen, ob das Völkerrecht noch bestehe zwischen zwei benachbarten Staaten, zwischen zwei verbündeten Mächten, zwischen zwei freien Ländern, denen so viele Gründe des Wohlwollens und so viele Erinnerungen gemeinsam sind?

Wenn auch Frankreich der Schweiz Zeit lassen will, sich verderblichen und verbrecherischen Einflüssen zu entziehen und zu einem Systeme der Mäßigung und der Gerechtigkeit zurückzukehren, von welchem diese Regierungen nie hätten abgehen sollen, so ist es Frankreich sich doch schuldig, auf eine glänzende

Weise darzuthun, daß es die Beleidigung fühlt und schnelle Genugthuung erwartet. Bis diese Genugthuung erfolgt sein wird, wird der Unterzeichnete auf Befehl seiner Regierung alle Beziehungen zur Schweiz aufgeben und so die Zeit abwarten, wo eine verständigere Politik in den Rathschlägen derselben wieder die Herrschaft erlangen wird.

Von der verblendeten und geknechteten Schweiz appellirt Frankreich an die aufgeklärte und freie Schweiz, und von dieser letztern erwartet es schnelle Genugthuung. Es glaubt fest, daß die Schweiz aus ihren Erinnerungen, aus ihrem wohlverstandenen Interesse, aus ihren wahren Empfindungen bald Eingebungen schöpfen wird, welche sie vor den Gefahren bewahren werden, denen sie eine Handvoll fremder Empörer aussetzt. Käme es unglücklicherweise anders, so würde Frankreich, stark durch die Gerechtigkeit seiner Sache, nur auf seine beleidigte Würde hören und allein die Maaßregeln erwägen, die es ergreifen muß, um schnelle Gerechtigkeit zu erlangen. Es wird endlich, ohne den Weltfrieden zu gefährden, zu zeigen wissen, daß es nie einen Schimpf ungestraft läßt.

Bern, 27. September 1836.

Der Herzog von Montebello.

---

5. Antwort der Tagsatzung an den Herzog von Montebello.

Frankreich und die Schweiz, welche seit Jahrhunderten verbunden sind, sehen das gute Vernehmen, das zwischen ihnen herrschte, durch ein Mißverständniß bedroht. Beide Staaten müssen die Wiederherstellung der alten Beziehungen wünschen. Da der Zwiespalt aus einem Irrrthum entspringt, so sind offene Erklärungen das beste Mittel, ihn zu beendigen und die frühern Beziehungen zwischen beiden Ländern wiederherzustellen.

In der Note vom 27. September beklagt sich die Regierung des Königs über das Benehmen der Tagsatzung in der Conseil'schen Angelegenheit. Ehe die Schweiz, welche dieses Ereigniß nicht hervorgerufen hatte, Mittheilungen hatte machen können, wurden die Beziehungen zwischen beiden Staaten auf Befehl der französischen Regierung unterbrochen. Der Schweiz ist dieses Zerwürfniß um so schmerzlicher, als sie nie die Absicht hatte, den freundschaftlichen Beziehungen zwischen ihr und Frankreich im Geringsten zu nahe zu treten.

Der Herzog von Montebello hatte in seinem Auftrage vom 19. Juli den sogenannten Conseil der Bundesbehörde angezeigt. Der Vorort übergab der

Tagsatzung die auf dieses Individuum, welches verhaftet worden war, bezüglichen Papiere. Die Tagsatzung, welche der Meinung war, daß der Herr Herzog seinen Auftrag hätte zurücknehmen sollen, und welche einen Zusammenhang zwischen der Note vom 19. Juli und den mit Beschlag belegten Aktenstücken fand, beschloß, ohne geheime Absichten und ohne die Regierung des Königs beleidigen zu wollen, diese der Regiernng des Königs zu überschicken. Sie hat keinesweges mit ihrer Sendung einen Bericht der Kommission verbinden wollen, der, da er nur den Gedanken der Kommission ausdrückte, sich einzig auf die Beziehungen dieser zur Tagsatzung bezog nnd übrigens die Meinung der Majorität und die der Minorität enthielt.

Die eintretenden Umstände haben die Tagsatzung überzeugt, daß ihr Beschluß gegen ihre Absicht auf eine Frankreich ungünstige Weise gedeutet werden und sie hat deshalb beschlossen, demselben keine Folge zu geben.

Die Note des Herzogs von Montebello vom 27. Septbr. enthält schwere Irrthümer über die innern Verhältnisse der Schweiz. Die Schweiz könnte unbegründete Behauptungen durch Thatsachen widerlegen; sie würde den Beweis in den gesellschaftlichen Verhältnissen der Kantone, wie er ihrem materiellen und moralischen Zustande finden; aber sie wird nicht darauf eingehen. Die Schweizer Kantone können keinem Staate das Recht zuerkennen, ihre Einrichtungen zu beaufsichtigen, oder das Benehmen ihrer Regierungen zu controlliren oder sich direkt oder indirekt in die Bundesberathungen zu mischen. Die Schweiz ist es sich selbst schuldig, hier die Prinzipien des Völkerrechts und die Traktate, die sie als unabhängigen Staat hingestellt haben, anzurufen.

Uebrigens hofft die Schweiz, daß nach diesen offenen Erklärungen die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und der Schweiz, welche die Zeit befestigt hat, im Interesse beider Länder und der Gerechtigkeit werden wiederhergestellt werden. Sie glaubt gern, daß die augenblicklich gelockerten Bande eines alten Bündnisses sich wieder befestigen werden, und daß diese vorübergehenden Beschwerden beiden Ländern die gegenseitigen Vortheile einer Verbindung, die nie hätte gestört werden sollen, nur um so fühlbarer machen werden.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Druck von Louis Humblot in Berlin.

007135

1-5
(120)

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Blanc, Louis,

Geschichte der zehn Jahre 1830 - 1840

Bd.: 5

Berlin 1845

Gall.rev. 1035 s-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10425692-7